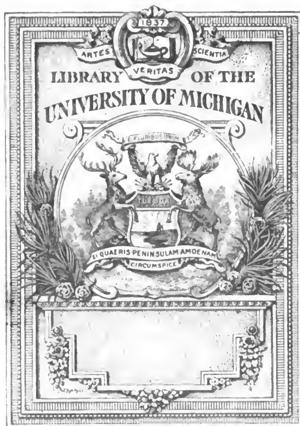
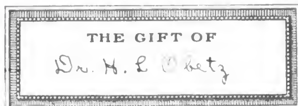
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


THE GIFT OF

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1884.

Achter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des achten Bandes.

Unsichtbare Hände.

Roman

von

F. v. Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Das Protokoll über die Angelegenheit zeigt noch verschiedene Lücken," nahm Herr v. Hölgen wieder das Wort. „Sie würden mich daher durch die Beantwortung einiger Fragen sehr verbinden. Zunächst, gnädiges Fräulein — können Sie ganz auf Ihr Dienstpersonal vertrauen?"

„Ich sagte bereits dem Herrn, der am Tage nach dem Einbruch das erste Protokoll aufnahm, daß Johanna und August seit einer langen Reihe von Jahren in unseren Diensten stehen und nicht der geringste Grund vorliegt, die Beiden für unehrlich zu halten," bemerkte Lucia. „Ich möchte übrigens gleichzeitig wiederholen, daß ich selbst aus verschiedenen Gründen nicht an einen Einbruch glaube, die kleinen Anzeichen, die darauf schließen ließen, vielmehr nur als Unregelmäßigkeiten in der Haushaltung betrachte, wie sie in diesen erregten Tagen wohl vorkommen konnten."

Herr v. Hölgen lächelte ein wenig und strich sich mit der behandschuhten Rechten glättend über den blonden Bart.

„Mein gnädiges Fräulein," begann er hüstelnd, „ich wage nicht ganz zu entscheiden, ob Ihre Meinung die richtige ist, hoffe indessen, daß sich dies bald herausstellen wird; jedenfalls hätten wir Ihren Wunsch, eine Untersuchung der Angelegenheit nicht erst vorzunehmen, gern erfüllt, wenn nicht in diesen Tagen eine anonyme Denunziation bei uns eingelaufen wäre."

„Eine Denunziation?!" riefen Lucia und die Tante fast gleichmäßig in erstauntem Tone.

Der Kommissär verneigte sich und griff in die Brusttasche, um ein Couvert aus grobem grauen Papier hervorzulangen. „Ich habe keinen Grund, darüber zu schweigen, weil es nicht unmöglich ist, daß Sie mir Aufklärung geben können. Ist Ihnen die Handschrift auf der Adresse bekannt?"

Lucia nahm das Couvert und betrachtete es aufmerksam. Es waren große, krause Schriftzüge, die über dasselbe liefen, ungeschickte Buchstaben, die jedenfalls mit verstellter Hand geschrieben worden waren. Sie schüttelte den Kopf. „Ich entsinne mich nicht, jemals auch nur eine ähnliche Schrift gesehen zu haben," entgegnete sie.

„Es läßt sich denken, denn der Schreiber wird vorsichtig genug gewesen sein, die Feder mit der linken Hand zu führen," meinte der Beamte. „Nun, gnädiges Fräulein, vielleicht erscheint auch Ihnen die ganze Sache in anderem Lichte, wenn ich Ihnen sage, daß der Denunziant behauptet, es seien wichtige Dokumente aus dem Geldschranke Ihres Herrn Vaters entwendet worden."

„Das ist kaum glaublich, denn Papa pflegte Alles, was

er in seinem Geldschranke verwahrte, auf einer Liste zu notiren. Nach dieser Liste aber, die sich noch vorgefunden hat, war der Inhalt des Schrankes vollständig vorhanden."

„Und sollte es nicht möglich gewesen sein, daß Ihr Herr Papa mit oder ohne Absicht gerade das Vorhandensein jener Dokumente, deren die Denunziation erwähnt, nicht mit aufnotirt hat?"

„Ich kann es nicht bestreiten, glaube aber auch das nicht, da Papa in Bezug auf Geldsachen sehr vorsichtig zu handeln pflegte."

Herr v. Hölgen spielte mit dem abgezogenen linken Handschuh; es machte den Eindruck, als suche er nur die Unterhaltung fortzusetzen und als achte er wenig auf die Thatsachen, die Lucia bezüglich des schwebenden Falls anführte.

„Dokumente von Werth, von Geldeswerth könnten es allerdings kaum gewesen sein," sagte er, „denn sonst hätte der Herr Oberst jedenfalls in seinem Testamente darüber disponirt. Wie aber, wenn es Familienpapiere gewesen wären, die irgend Jemand, der Interesse daran fand, an sich zu bringen wußte?"

Lucia zog die Brauen ein klein wenig zusammen; der Ton des Kommissärs wollte ihr nicht gefallen.

„Die Verhältnisse der Familie Hackert-Selchern liegen so klar und sind auf so enge Kreise begrenzt, daß ich kaum begreifen würde, wenn ein Anderer, ein Fremder, Interesse an ihnen nehmen wollte."

„Und doch ist es nicht unwahrscheinlich; ich wüßte beispielsweise keinen anderen Grund, der den anonymen Briefschreiber zu seiner Denunziation veranlaßt haben könnte,

da nach Lage der Umstände von den gewöhnlichen Ursachen solcher Angebereien — Haß oder Rache — in diesem Falle von vornherein abstrahirt werden muß ... Doch ich will mich kürzer fassen, ich sehe, gnädiges Fräulein, daß Sie von Ihrer Krankheit her leider noch immer etwas angegriffen sind. Außer August, dem Diener, wachte in jener Nacht noch der Baron v. Menken an der Leiche des Herrn Obersten? Der Baron war ein intimer Freund Ihres Vaters, nicht wahr?"

„Er stand ihm seit langen Jahren sehr nahe und war auch während seines Todeskampfes an seiner Seite," entgegnete Lucia.

„Im ersten Protokoll sagte August aus, daß er sowohl wie Herr v. Menken abwechselnd ein wenig geschlafen hätten; da einer der Beiden also stetig gewacht, so ist um so mehr zu verwundern, daß keiner ein Geräusch vernommen hat. Ihnen, gnädiges Fräulein, ist es aber ebenso ergangen?"

„Ich habe während der ganzen Nacht kein Auge geschlossen, doch auch nicht den leisesten verdächtigen Ton vernommen."

„Die Schlüssel zum Geldschranke fanden sich am anderen Morgen noch an der gleichen Stelle vor, an der sie Ihr Herr Papa stets aufzubewahren pflegte?" fuhr Herr v. Hölgen fort, kurze Notizen in seinem Taschenbuche niederschreibend.

„Innerhalb des Uhrpantöffelchens über seinem Bette. Kein Mensch außer mir wußte um diesen Versteck."

„Sind Sie dessen gewiß, gnädiges Fräulein?"

„Ich glaube es zu sein."

Hölgen erhob sich. „Noch eine Bitte, gnädiges Fräulein," sagte er. „Darf ich das Arbeitszimmer Ihres Herrn Vaters selbst einmal besichtigen?"

Lucia verneigte sich schweigend. Die Drei erhoben sich; Frau v. Sporken schritt voran, um das verschlossene Gemach zu öffnen. Die alte Dame war sichtlich erregt; sie hatte sich bereits gefreut, Lucia durch die Dazwischenkunft des Polizisten von ihrem ursprünglichen Vorhaben abgebracht zu haben, und nun sollte es doch anders kommen!

Das Zimmer des verstorbenen Obersten war auch nach dem Tode desselben in seiner Einrichtung gänzlich unverändert geblieben. Lucia hatte gewünscht, daß kein Gegenstand von seinem Platze gerückt werde, daß selbst auf dem Schreibtische Alles so liegen bleiben sollte, wie es zu Lebzeiten ihres Vaters gewesen war. Sogar der Federhalter aus geschnitztem Kork ruhte noch auf demselben Blatt Papier, das die letzten kräftigen Schriftzüge Hackert's enthielt.

Herr v. Hölgen's erster Gang war zum Fenster, dem einzigen in dem kleinen achteckigen Gemach. Er öffnete den einen Flügel desselben und schaute hinab in den von den Hintergebäuden gebildeten Hofraum. Dicht unter sich sah er einen ziemlich breiten Mauervorsprung, der die Ueberdachung einer in das Souterrain führenden Thür bildete. Von hier aus konnte ein Dieb sich leicht auf das Gesimse des Fensters schwingen, um in die Wohnung einzubrechen. Dennoch schüttelte Hölgen den Kopf; es war eine Unmöglichkeit, das Fenster von außen zu öffnen.

Der Polizist ging sodann an die Besichtigung des Geld-

schrankes. Er untersuchte diesen auf das Genaueste, sah sich die Schlösser an und öffnete die Mittelthüre des eisernen Behälters, dabei fortgesetzt kurze Stichworte auf dem Pergament seines Notizbuches niederschreibend. Schließlich bat er Lucia, noch einige Worte mit August wechseln zu dürfen.

Der wackere Bursche wurde in das Zimmer gerufen, aber seine Aussagen schienen nur wenig geeignet, den Kriminalisten zu befriedigen. August fand die Neugierde des fremden Herrn ganz unbegreiflich, und da er nur gewohnt war, seiner eigenen Herrschaft Rechenschaft abzulegen, so hüllte er sich Hölgen gegenüber in ein geheimnißvolles Schweigen, bis dieser schließlich ungeduldig wurde und den Burschen wieder entließ.

Kurz darauf empfahl er sich selbst, noch einmal seiner Störung halber um Verzeihung bittend und Lucia ersuchend, ihm eventuell Alles, was noch auf den Einbruch Bezug haben könnte, schleunigst telegraphisch mittheilen zu wollen.

Lucia athmete auf, als Hölgen das Zimmer verlassen hatte, und sank erschöpft auf einen Sessel nieder.

„Ich wollte, die leidige Affaire wäre längst vergessen!" sagte sie mit leichtem Seufzer. „Ich bin überzeugt, daß eine nochmalige Untersuchung doch zu nichts führt, und in meiner jetzigen Stimmung regen mich alle diese Dinge nur noch mehr auf!"

Die Tante antwortete nicht. Sie war damit beschäftigt, den geöffneten Geldschrank zu schließen und die leichte Unordnung im Zimmer, die des Kriminalisten Wissensdrang hervorgerufen, wieder zu beseitigen. Dann trat sie an

Lucia heran und sagte mit bittender Stimmer, anknüpfend an die letzte Aeußerung des jungen Mädchens:

„Und eben deshalb, Herzchen, wirst Du vernünftig sein und in den ersten Tagen Deiner Rekonvalescenz möglichst die Ruhe suchen. Ich habe Anweisung gegeben, daß vorläufig Niemand zu uns gelassen wird; es bleibt uns noch Zeit genug übrig, Besuche zu empfangen und zu erwiedern, wenn Du erst wieder gänzlich auf dem Posten bist. Der Kommissär mit seiner dienstlichen Neugierde ist zu wenig gelegener Stunde gekommen, ich merke es Dir an!"

Lucia nahm willig den Arm der Tante und ließ sich in ihr Zimmer zurückführen, wo noch die Fenster verhängt waren und durch die Luft ein starker Geruch von Reseda — Lucia's Lieblingsparfüm — zog. Die Kranke streckte sich auf dem Sopha aus und schloß die Augen. Sie liebte es, so ihren Gedanken nachzuhängen — und es war Vieles und Schweres genug, was ihr Köpfchen bewegte.

5. Die Unzertrennlichen.

Baron v. Menken war in den gewähltesten Gesellschaftscirkeln Berlins ein gern gesehener Gast. Seine bestechende Liebenswürdigkeit, seine Unterhaltungsgabe, sein Esprit, sein unerschöpflicher Humor, der ebenso harmlos wie scharf und kaustisch sein konnte, waren Eigenschaften, die ihn schnell beliebt machten. Dennoch behaupteten einzelne Leute, es liege etwas wie ein Schleier über seiner Persönlichkeit und seiner Existenz. Gräfin Waldburg-Mauernsteig, eine dreiundsiebenzigjährige alte Dame, die ehemals Obercеremonienmeisterin an einem kleinen Hofe gewesen war

und nun in Berlin ihrer vierzigjährigen Nichte zu Liebe „ein Haus machte", hatte das „Mysteriöse" im Charakter Menken's zuerst entdeckt, und von da ab wich der geheimnißvolle Nimbus, der ihn umgab, nicht wieder von ihm. Dem Baron war es im Grunde genommen nicht unlieb; es erhöhte das den Reiz, den er vermöge seines eigenthümlichen Wesens auf Andere auszuüben verstand, und machte ihn noch interessanter.

Die meisten seiner Bekannten sahen in Menken eine oberflächliche Natur, die vermöge ihrer äußeren Vorzüge sich schnell „Freunde" zu schaffen wußte. Wenige nur, die ihm einmal näher getreten waren, behaupteten, er sei ein Mann, der anders erscheinen wolle, als er wirklich sei. Sein blasirtes Wesen, seine müde Abgespanntheit — das Alles sei Maske, sein wahres Innere zu verbergen. Selbst die Züge seines Gesichtes, den Ausdruck seines Auges habe der Baron so in der Gewalt, daß es ihm leicht sei, zu täuschen, wo er täuschen wolle. Als in lustiger Stunde einer dieser „Freunde" Menken ganz offen sein Urtheil über ihn sagte und dabei auch erwähnte, daß man vermuthe, er verstehe selbst die Falten in seinem Antlitz seinem Willen unterzuordnen, erklärte Jener sehr ernsthaft, das sei vollkommen richtig, denn er habe Jahre hindurch Unterricht bei einem der berühmtesten Mimiker Deutschlands genommen, allerdings nur, um sogleich einen lohnenden Beruf ergreifen zu können, für den Fall, daß er einmal sein Vermögen verlieren sollte.

Dies Letztere war nun allerdings kaum vorauszusetzen, denn man wußte, daß Menken nur mit Vorsicht sich an

Spekulationen betheiligte. Wie groß das Vermögen Menken's sei, darüber hatte man sich oft genug den Kopf zerbrochen. Die Einen behaupteten, er sei reich, sehr reich, Andere wollten wissen, daß er kaum wohlhabend zu nennen sei, aber sehr geschickt Haus zu halten und mit seinen Mitteln zu operiren verstehe. Da Menken mit keinem der Berliner Bankiers in Verbindung stand und nur gelegentlich, wenn er sich einmal mit einigen tausend Mark an einer ihm aussichtsreich erscheinenden Spekulation betheiligen wollte, zu Diesem oder Jenem in Beziehung trat, so waren naturgemäß alle Nachspürungen vergeblich, und die oft genug auftauchende Frage: ist Baron Menken reich? blieb ungelöst. Seinem Auftreten nach stand es außer Zweifel, daß er nicht über ein Unbedeutendes zu verfügen hatte. Er bewohnte eine sehr elegante Wohnung vor dem Halle'schen Thore und er besaß Passionen, die sich sonst nur wirklich wohlhabende Leute zu gestatten pflegen. Seine beiden Renner „Hinkepinke“ und „Lord Redcliffe“ waren auf allen Rennplätzen Deutschlands geachtete Konkurrenten, seine kleine Meute bestand nur aus Hunden edelster Rasse und seine Jagdpachtungen in Schlesien umfaßten ein ganz bedeutendes Terrain. Obwohl Menken im Allgemeinen solide lebte und namentlich den rauschenden Vergnügungen der „goldenen Jugend“ abhold war, so liebte er es auf der anderen Seite doch, in engem Kreise und mit persönlicher Mäßigkeit dem Genusse zu huldigen. Er war Feinschmecker durch und durch, führte einen vorzüglichen Weinkeller, und seine kleinen Diners waren berühmt in ihrer Art.

Eine Leidenschaft, die man sonst häufig bei Lebemännern vom Schlage Menken's zu finden pflegt, besaß der Baron nicht: die Lust am Spiel. Unzählig oft war er in gemüthlicher Stunde aufgefordert worden, an einem rasch entrirten kleinen Jeu Theil zu nehmen, aber jedesmal hatte er mit dem gleichen Ernste den Kopf geschüttelt und bestimmt erklärt, daß er niemals selbst eine Karte anrühre, daß es ihm aber viel Spaß mache, als Unbetheiligter die Chancen des Spiels beobachten zu können. Menken hielt sich auch nie Karten im Hause, das wußten die bei ihm verkehrenden Bekannten, und da sie es sehr amüsant fanden, sich nach einem guten Diner gewissermaßen zur Reizung der durch die materiellen Genüsse schlaff gewordenen Nerven bei einem Schlage „Makao" oder einer „lustigen Sieben" zu vergnügen, so pflegten sie für gewöhnlich selbst Karten mitzubringen. Graf Sturen, ein junger Lieutenant von der Garde-Kavallerie, war Derjenige gewesen, der diesen „Gebrauch" eingeführt, und von nun ab traf es sich mit unfehlbarer Sicherheit immer, daß Dieser oder Jener aus der Gesellschaft — natürlich ganz zufällig — ein Spiel Karten bei sich führte. Menken war gar nicht böse über die seltsame Art seiner Gäste, sein Heim als Spielsalon zu betrachten; eine Cigarre im Munde, den Kaffee neben sich und die Füße gekreuzt auf den ihm gegenüberstehenden Stuhl gelegt, pflegte er Stunden lang schweigsam dem Spiele zuzuschauen und den wechselnden Ausdruck im Antlitz der Spieler zu beobachten. Er mache Studien, behauptete er dann, man möge sich seinetwegen nicht stören lassen. Und man ließ sich auch wirklich nicht stören,

sondern pointirte lustig fort, freilich nur in den Grenzen der Sätze, die Menken selbst angegeben hatte. Der Baron wollte nicht, daß in seinem Hause größere Summen von Hand zu Hand gingen, und so hatte er sich die Erlaubniß ausgebeten, als Wirth und Unparteiischer die Höhe der Sätze festsetzen zu dürfen. Er sorgte dafür — oft genug zum Aerger der enragirten „Spielratzen" — daß diese Sätze nur mäßig gehalten wurden.

Man hatte vielfach darüber gestritten, aus welchen Gründen der Baron so gänzlich dem Kartenspiele — er spielte nicht einmal Whist oder Ecarté — entsagt hatte, aber man kam nicht dahinter. Menken hatte selbst zugegeben, daß er vor einer Reihe von Jahren mit großer Passion und mit beständigem Glück hazardirt habe, jetzt sei er aber zu nervös geworden, um noch mit der alten Kaltblütigkeit die Chancen berechnen zu können. Der Grund traf nicht zu. Menken besaß eisenfeste Nerven, wenn er auch mit dem Gegentheil kokettirte — er wäre sonst nicht ein so vorzüglicher Schütze und ein so muthiger Reiter gewesen. Seine Abneigung gegen das Spiel mußte also tiefer liegen. —

Das, was die Allgemeinheit über die Vergangenheit Menken's wußte, war wenig genug. Er hatte ursprünglich Rechtswissenschaft studirt, war dann in das auswärtige Amt eingetreten, hatte aber bald wieder die diplomatische Carrière quittirt und sich als Kammerherr bei einem kleinen mitteldeutschen Hofe anstellen lassen. Während des Krieges gegen Frankreich war er zur aktiven Armee übergetreten und hatte als Kürassieroffizier mit großer Auszeichnung gefochten.

Nach Beendigung des Feldzugs ließ er sich zur Landwehr zurückversetzen, verkaufte sein kleines Stammgut in der Lausitz, ging mehrere Jahre auf Reisen und siedelte dann vollkommen nach Berlin über, wo er, wie man sagte, „von seinen Renten" lebte und in einem Theil der Gesellschaft eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Das war in großen Zügen die Biographie des „mysteriösen" Barons — etwas Näheres war nicht über ihn bekannt, und doch hätte man so gern recht detaillirte Anhaltspunkte über sein Vorleben gehabt.

Die Sucht des Klatschens und des Medisirens ist eine Untugend, die allen sozialen Kreisen gleich angehört. Sie ist das Uebel, an dem unsere moderne Gesellschaft krankt, eine heimlich fressende Krankheit, die langsam, doch beständig vernichtend wirkt. Niemand war im Stande, dem Baron Menken irgendwie etwas Schlechtes nachzusagen, aber da er keine Lust verspürte, selbst seine Person in so klarem Lichte zu zeigen, wie es verlangt wurde, bildete sich schnell ein ganzer Kreis abenteuerlicher Mythen um ihn, die nach Gefallen von phantastischen Köpfen und raschen Zungen vergrößert und vermehrt wurden. Seine plötzliche Abreise aus Deutschland, kurz nach dem Friedensschlusse mit Frankreich, wurde in eigenthümlicher Weise glossirt; Menken sollte nach diesen Gerüchten, von denen man schwer sagen konnte, wer sie aufgebracht, mit einer reichen Französin, die er in Chantilly kennen gelernt hatte, verlobt gewesen sein. Der Vater seiner Braut, ein alter Marquis, sei aber als Spion ergriffen und erschossen worden; dies habe auch der Tochter den Todesstoß gegeben — auf ihrem Sterbe-

bette sei sie aber noch mit Menken getraut worden, und diesem daher ihr Vermögen zugefallen. Unbekümmert darum, daß diese abenteuerliche Annahme den von anderen Seiten gehegten Vermuthungen, Menken sei vermögenslos, direkt widersprach, raunte man sich im Gegentheil auch noch in's Ohr, der Baron selbst habe das Todesurtheil seines künftigen Schwiegervaters veranlaßt, um — die Konsequenzen vorher berechnend — in den Besitz des Geldes seiner Braut, die er weder liebte noch achtete, zu kommen. Menken habe sich aber derzeitig in mehr als brouillirten Verhältnissen befunden, weil er damals noch — ein leidenschaftlicher Spieler gewesen sei.

Es war erklärlich, daß dem Baron derartige über ihn kursirende Gerüchte auch zu Ohren kommen mußten. Er lächelte darüber, aber gerade diese harmlose Auffassung boshafter Klatschgeschichten machte seine heimlichen Gegner noch erbitterter. Der verstorbene General v. Hilgersdorf hatte es ehemals besonders geliebt, sich zum Kolporteur kleiner pikanter Geschichten über ihn zu machen — dieser war aber auch der Einzige gewesen, mit dem Menken einst in wirklich ernstlichen Zwist gerathen. Es sollte zu einer äußerst heftigen Scene zwischen diesen Beiden gekommen sein, man munkelte allerlei darüber, die Folge war aber gewesen, daß der General fortan Menken's stets nur in respektvollster Weise gedachte.

Die Kreise, in denen der Baron am liebsten verkehrte, waren die durch den Obersten v. Hackert und den Kommerzienrath Dreyfuß geschaffenen Gesellschaften. Hier fand er wenigstens Leute, die noch nicht gänzlich angekränkelt

erschienen von der sozialen Fäulniß, deren Hauch durch die Weltstädte geht. Dazu kam, daß Hackert ein alter Waffenbruder von ihm war; auf Frankreichs blutgetränktem Boden hatten Beide miteinander Freundschaft geschlossen — und ein Freundschaftsbund im Angesichte des Todes löst sich nicht so leicht. Hackert gehörte denn auch zu den Wenigen, denen gegenüber Menken sich wirklich ehrlich zeigte. Natürlich wollte die Fama wissen, daß der Oberst in gewisse dunkle Affairen des Barons eingeweiht sei, und daß Menken aus diesem Grunde sich in einem vollständigen Abhängigkeitsverhältniß zu ihm befände, daher auch die merkwürdige Freundschaft dieser Beiden, deren Charakter doch so ganz verschieden sei.

Noch ein Anderer war's, gegen den Menken zeitweilig ehrlich und offenherzig sein konnte aus Zuneigung — Elimar Waldau. Der junge Maler hatte eine ziemlich trübe Kindheit genossen. Sein Vater war Arzt gewesen und hatte sich als solcher eines nicht unbedeutenden Rufes zu erfreuen gehabt, bis ein schweres Lungenleiden ihm verboten, noch weiterhin zu praktiziren. Doktor Waldau war nicht vermögend, nun ihm die Berufsthätigkeit abgeschnitten, ging das Elend in seiner Familie an. Ein furchtbares Elend, die verschämte Armuth! Wie ein Todtwunder, der an sein nahes Ende glaubt und es doch nicht zugestehen will, so hütet die verschämte Armuth mit ängstlichem Zittern den Einblick in ihr dunkles Reich, und wie ein Sterbender, der sich im letzten Kampfe bäumt, gegen die Gewalt des Todes, so wehrt sich die verschämte Armuth dagegen, den eigenen Jammer der Welt zu zeigen. Es kamen bittere Tage und

Wochen und Monate über die Waldau'sche Familie; es war ein heißes Ringen um die Existenz, doppelt schwer unter dem Druck der Lüge nach außen hin. Der kranke Arzt war mit dem Entschlusse umgegangen, das theuere Berlin gänzlich zu verlassen und in ein kleines Provinzialstädtchen zu ziehen, wo man sich schon deshalb mehr und bequemer einschränken könne, weil man weniger bekannt und nicht zu repräsentiren gezwungen sei. Dagegen aber hatte sich mit aller Macht Waldau's Gattin gewehrt.

Die Mutter Elimar's war eine „Geborene". Sie stammte aus dem Hause derer v. Bartenklau, dessen ganzer Reichthum im Wappen lag. Sie war über die Blüthe der ersten Jugend hinaus, als Doktor Waldau um sie warb — aus Liebe. Das arme Edelfräulein reichte ihm ihre Hand, nicht, weil auch sie ihn liebte, sondern weil sie versorgt sein wollte und die Hoffnung aufgegeben hatte, „standesgemäß" zu heirathen. Der echte Adel fügt sich in alle Verhältnisse des Lebens und sucht einen Stolz darin, auch des Daseins Bitterkeit mit Würde zu tragen, falsche Erziehung hatte aber diese Grundsätze in der Gemahlin Waldau's nie zur Reife kommen lassen. Frau Mathilde trug viel Stolz in der Brust und viel vornehmes Selbstbewußtsein; sie liebte den äußeren Glanz und suchte sich in der Ehe zu entschädigen für die Kümmernisse im elterlichen Hause. So lange Waldau gesund war, konnte sie wenigstens einigermaßen nach ihrer Liebhaberei leben, denn der Arzt verdiente durch seine anerkannte Tüchtigkeit viel; als er aber selbst erkrankte und nicht mehr wie bisher seinem Berufe nachgehen konnte, sah auch sie sich ge-

nöthigt, sich einzuschränken. Das war eine schwere Prüfung für die genußsüchtige Frau! Statt ihrem kranken Gatten die Duldertage erleichtern zu helfen, fand sie nur Vorwürfe für ihn; verbittert über die trostlose Lage des Augenblickes, bedachte sie nicht, daß allein ihr verschwenderisches Leben es Waldau unmöglich gemacht hatte, bei Zeiten zu sparen. Der Doktor wurde bald befreit von dem auf ihm lastenden Grame — er starb, müde des glänzenden Elends dieses Lebens, ein an Seele und Leib gebrochener Mann.

Frau Mathilde stand jetzt hilf- und mittellos mit ihrem kaum erwachsenen Sohne allein auf der Welt. In ihrer Verzweiflung entschloß sie sich zu einem Schritte, der ihren Stolz gewaltig brach. Sie wendete sich an einen entfernten Verwandten, der als wohlhabend galt und dem sie einst, da sie in blühender Jugendfrische noch auf eine glänzendere Parthie gehofft, einen Korb gegeben hatte. Der Appell an das Herz dieses nun längst verheiratheten Mannes glückte; sie erhielt eine kleine Jahrespension, die gerade ausreichte, um leidlich sorgenlos leben zu können, aber auch keinerlei Extravaganzen gestattete. Climar war zur Zeit siebenzehn Jahre alt, und es trat die Frage einer künftigen Lebensstellung an ihn heran. Er war ein bildhübscher Junge, der des Vaters weiches Herz und der Mutter schöne Augen geerbt hatte. Es steckte auch ein gesunder Kern in ihm, er besaß einen offenen Kopf und hübsche Talente, die bei regelrechter Entfaltung viel Gutes versprachen. Leider fehlte eine kräftige Hand, den Jüngling zu leiten und die schlummernden Keime in ihm zum Blühen

zu bringen. Anfänglich hatte er sich mit dem Gedanken getragen, Musik zu studiren, das kaum begonnene Studium aber wieder aufgegeben, als er fühlte, daß ihm doch eine höhere Begabung abgehe. Er begann nun, sich mit mehr Ernst und Eifer der Malerei zu widmen, und bei seinem wirklich bedeutenden Talente für diese Kunst gelang es ihm auch sehr bald, Erfolge zu erzielen — Erfolge freilich nur, die über den engen Cirkel der akademischen Lehrer und Mitschüler hinaus nicht bekannt wurden. Zu größeren Ausstellungsarbeiten, die vielleicht auch weitere Kreise auf ihn aufmerksam gemacht hätten, hatte Elimar es bisher an Energie und anhaltendem Fleiße gefehlt. Bei allen seinen guten Eigenschaften besaß er eine innere Unruhe und Zerfahrenheit, einen eigenthümlichen Hang zur Träumerei und Phantastik, und das war's in der Hauptsache, was ihn immer noch vom wahrhaft ernsthaften Streben abhielt. Dazu kam, daß Elimar wie seine Mutter das Wolleben liebte — nicht aus wirklichem Genusse am Materiellen, sondern mehr aus einer gewissen ihm angeborenen Neigung für das vornehm Erscheinende, den Luxus und die Eleganz. Da nun Frau Mathilde die ihr zugefallene kleine Pension fast ganz für die eigenen Bedürfnisse verbrauchte, so sah sich Elimar gezwungen, für Geld zu arbeiten. Er kam nicht schlecht dabei fort, denn er wurde gut honorirt, aber sein Talent litt dadurch, daß er nicht den eigenen Ideen folgen, sondern die Fremder ausführen mußte — naturgemäß ohne Lust und Liebe, nur mit Widerwillen. Ein einziges Mal hatte er es fertig gebracht, ein größeres Werk zu vollenden. Es stellte eine vestalische Jungfrau

im Kerker dar und war in der Komposition, in der Farbengebung und Zeichentechnik gleich gut gelungen, obwohl über dem Ganzen ein etwas weicher und sentimental anklingender Ton lag, der wohl hätte vermieden werden können. Das Bild fand indessen bei seiner Ausstellung in der Gallerie am Kantianplatze allgemeine Anerkennung, lobende Erwähnung Seitens der Jury und — einen Käufer.

Dieser Käufer war der Baron v. Menken. Beim ersten Male, wo er behufs der Kaufunterhandlungen mit Elimar zusammentraf, fand er diesen in Thränen gebadet in seinem Atelier, er war soeben von dem Begräbniß seiner Mutter, die ein hitziges Fieber, Folge einer Ballerkältung, ganz plötzlich hinweggerafft, zurückgekommen. Den gutmüthigen Menken dauerte der arme Bursche, der seine Mutter trotz aller ihrer Fehler doch heiß geliebt hatte, und dessen Schmerz ein aufrichtiger war. Der Baron fühlte sich sympathisch berührt durch das weichherzige offene Wesen des jungen Malers, auch empfand er Interesse für sein ausgesprochenes Talent, das zu unterstützen ihm wohl der Mühe werth erschien. Die ziemlich flüchtig angeknüpfte Bekanntschaft trat bald in ein freundschaftlich warmes Stadium. Menken gewann schnell über den leicht zu leitenden Elimar ein autoritatives Uebergewicht, das dieser als der Weltunerfahrenere gerne anerkannte, bis er endlich zu Menken in ein Verhältniß trat, das etwa dem eines jüngeren Bruders zu dem älteren glich. Beide hießen daher auch die „Unzertrennlichen" in der Gesellschaft.

Für Elimar hatte die Freundschaft des Barons zunächst keine guten Folgen. Menken zog ihn in das gesellschaft-

liche Leben mit seinen Zerstreuungen mehr, als für ihn gut war, hinein; damit nahm die Schaffenslust des Malers und das Interesse für seine Kunst nicht unbedeutend ab. Auch die Bereitwilligkeit, mit der Menken ihm stets seine Kasse zur Verfügung stellte, wirkte schädigend auf ihn; Elimar vergaß, daß die Gaben des Barons in gewisser Beziehung doch immer nur Almosen seien — er nahm sie an, und damit erlahmte seine Thatkraft gänzlich.

Es sollten indessen bald Verhältnisse eintreten, die ihn energisch aus seinem Schlaraffenleben aufrüttelten.

6. „Diavoletta“.

An der Wohnung Elimar Waldau's wurde die Glocke gezogen. Erst nach geraumer Zeit öffnete sich langsam und vorsichtig die Thüre, ein altes faltiges Weibergesicht lugte durch die Spalte und nickte dem draußen Stehenden freundlich zu. „Pst!“ machte die Alte dabei und legte den Zeigefinger auf den zahnlosen Mund, „der junge Herr schlafen noch!“

„Noch? Jetzt noch — am hellen Tage? Um zehn Uhr Morgens?... Da hört doch Verschiedenes auf! Laßt mich ein, Susanne, ich werde den Langschläfer eigenhändig aus den Federn jagen!“

Und ohne auf die flüsternden Entgegnungen der alten Aufwärterin zu hören, stürmte der ‚stille Eugen‘ durch den Korridor und das Atelier in das Schlafgemach Elimar's.

Einen Augenblick mußte er hier stehen bleiben, um sich zu orientiren. Am Fenster war das Rouleau dicht heruntergelassen, es herrschte tiefe Dunkelheit im Zimmer und

eine schwere drückende Atmosphäre, durch die ein leichter Parfümduft zog. Blänkner machte kurzen Prozeß; er riß den Vorhang auf und öffnete das Fenster, durch das in luftigen Wellen der frische Frühlingsathem fluthete.

Der belebende Hauch berührte auch des Schläfers Stirne. Verwirrt und mit schlummerblassem Gesicht richtete sich Elimar aus den Kissen empor.

„Wach' auf, mein Herz, und singe!“ citirte der ‚Stille‘ und trat vor das Lager seines Collegen. „Ich glaube wirklich, Sie hätten bis in den hellen Mittag hinein geschlafen, wenn ich nicht die Weckprozedur vorgenommen hätte! Schauen Sie sich nur einmal den wundervollen Lenzmorgen an, wie ist es da möglich, sich bis jetzt vom Schlummergott umfangen zu lassen! Mir scheint aber, der gestrige Abend hat sich wieder einmal ein wenig lange hinausgezogen — was?“

Waldau rieb sich die Augen und streckte sich dann wieder aus. Er sammelte die Gedanken, ein leichtes Lächeln glitt über sein bleiches Gesicht, vorübergehend nur, dann verwischte die sich über die Augenbrauen legende kleine Falte sofort wieder den sorglosen Ausdruck.

„Ah ja, mein lieber Blänkner,“ seufzte er auf, „es war ein hitziges Rencontre am gestrigen Abend! Mein Himmel, ich habe selten so wüste Scenen erlebt! Brrr, mich schauert!...“ Und Elimar schloß von Neuem die Augen, als wolle er die Bilder nicht sehen, welche die Erinnerung in ihm wachrief.

Der ‚stille Eugen‘ war neugierig geworden. „Wo wurde denn dieser Höllenbreughel arrangirt?“ fragte er,

sich neben dem Bette auf einem Stuhle niederlassend, „und wer war dabei? Menken natürlich und —“

„Menken?“ fiel Elimar ein. „Nein, mein Bester, wäre Menken Theilnehmer gewesen, dann wäre es sicherlich nicht zu einem derartigen Bacchanal gekommen! Menken ist viel zu vornehm, um an solchem Spektakel Gefallen zu finden... Die Sache leitete sich harmlos genug ein. Unter den Linden traf ich Döring und Hackert — Sie kennen ihn, den Neffen des verstorbenen Obersten? Etwas Poltron, aber sonst ein ganz liebenswürdiger Mensch! Er war eigentlich die Veranlassung, daß wir bei Julitz eintraten, um einen Schoppen Rothspohn zu trinken, nicht mehr! Mon dieu, was ist aber aus diesem einen Schoppen geworden! Das Unheil wollte, daß wir bei Julitz mit einer ganzen Kohorte zusammenstießen. Pringsberg vom Kammergericht feierte seinen Geburtstag und hatte sich gegen zwanzig Collegen zu einer riesenhaften Maibowle geladen. Die Stimmung war schon recht hübsch animirt, als wir eintraten, und natürlich mit einem fürchterlichen Halloh empfangen wurden. Zuerst wurde wacker pokulirt, dann entrirte Hackert ein Spiel und zuletzt fuhr man in fünf Droschken hinaus zum Ballhaus... Es mochte fünf Uhr Morgens gewesen sein, als mich meine Wohnung wiedersah... Einmal und nicht wieder!“

„‚Einmal‘ ist sehr gut, und ‚nicht wieder‘ ist zweifelhaft!“ bemerkte Blänkner trocken und fuhr dann im Tone erhöhteren Interesses fort: „Also gespielt wurde auch? Und wer hat gewonnen?“

Elimar zuckte die Achseln. „Wenn ich nicht irre, ich

selbst am meisten! Sehen Sie doch, bitte, einmal in meinen Taschen nach, was sich darinnen vorfindet. Ich entsinne mich allerdings, eine ganze Hand voll Gold und Papier nach der letzten Taille eingesteckt zu haben, vielleicht habe ich es aber im Ballhause wieder verausgabt!"

Blänkner schüttelte den Kopf. Ein derartiger Leichtsinn war ihm noch nicht vorgekommen. Der bittere Neid, den er seit Langem gegen den talentvolleren Collegen im Herzen nährte, wuchs bei dem Gedanken, daß nicht auch ihm das Gold so zuflog wie dem, der es nicht zu schätzen verstand.

Er hob die auf der Erde umherliegenden Kleidungsstücke Elimar's auf. In den Beinkleidern, in Rock und Weste, überall waren Gold- und Silbermünzen und zusammengepreßte Papierscheine vertheilt. Blänkner strich die Bettdecke glatt und begann auf derselben zu zählen, während Elimar mit halbgesenkten Lidern und einem müden Zug um den Mund schweigend zuschaute.

„Dreihundertsiebenzig — dreihundertdreiundsiebenzig — achtundsiebenzig — achtzig — nein, fünfundachtzig! So, da liegt der schnöde Mammon, nun geruhen Sie, einige Augenblicke sich still zu verhalten, damit ich Alles in Ihr Portefeuille packen kann! Sie haben tüchtig gewonnen..."

„Mir scheint's auch so! Zwanzig Mark ungefähr, das war mein Besitzthum vor dem Spiele... Pfui, es ist schändlich, Freunden im Hazard das Geld abzunehmen, wahrhaftig, ich schäme mich vor mir selbst! Döring war der Vernünftigste von uns Allen; er erklärte von vorn-

herein, im Punkte des Spielens mit Menken vollkommen einer Ansicht zu sein, und pointirte nicht ein einziges Mal. Er hat Recht, wirklich, er hat Recht! Das Spiel verdirbt den Charakter, man wird leidenschaftlich, geldgierig, schlechtherzig, bösartig dabei!"

Der ‚stille Eugen' lachte. „Sie übertreiben, mein Lieber," antwortete er und sein Blick ruhte mit heimlicher Sehnsucht auf dem blinkenden Golde; „nicht der Gewinn ist es meiner Meinung nach, der einen anständigen Menschen veranlaßt, sich am Spiele zu betheiligen, sondern das Amüsement. So lange man aber das Spiel nur als harmlose Unterhaltung betrachtet, so lange kann es auch nicht schädigend wirken auf die eigene Natur."

„Ich will mich nicht mit Ihnen über diesen Gegenstand streiten, wir würden uns doch nicht recht einigen. Im Allgemeinen gebe ich Menken aber in seiner pessimistischen Ansicht, daß beim Hazard jeder Spieler — jeder! — vom Dämon des Goldes erfaßt wird und folgerichtig nur des Gewinnes wegen spielt, Recht... So, lieber Blänkner, nun räumen Sie, bitte, auch die letzten Goldstücke von meinem Lager, ich werde Ihnen eine Freude machen und mich erheben. Wollen Sie meinem Lever beiwohnen, soll mir's recht sein, sonst steht ihnen das Atelier und der sogenannte Salon offen."

Blänkner wählte das Letztere und zog sich mit der ziemlich ironisch klingenden Bemerkung, er wolle sich einmal die letzten Schöpfungen Waldau's anschauen, in das Atelier zurück.

Währenddessen erhob sich Climar. Er war noch sehr

erschöpft, so daß selbst die eisige Waschung und die Fluth von Eau de Cologne, die er über sein Haupt goß, ihn nicht recht zu erfrischen vermochten. Dabei war er mißgestimmt, wie immer nach einer durchschwärmten Nacht, unzufriedener aber denn je mit sich selbst und der ganzen Welt. Der vorhergehende Abend erschien ihm — obgleich es in Wirklichkeit gar nicht so schlimm gewesen — wie eine Orgie mit widerwärtigen Details; er verdammte seine kindische Nachgiebigkeit, die es ihm ewig unmöglich machte, den wohl hundertmal gefaßten Plan, solide zu werden, zur Ausführung zu bringen.

Aber waren seine Nachgiebigkeit und der in ihm steckende Leichtsinn die einzigen Gründe, daß er so ziellos hineinraste in's Leben? „Nein," rief es in ihm, „es würde anders sein, wenn nicht eine quälende Ungewißheit mein Inneres verzehrte, wenn ich sicher wüßte, wie meine nächste Zukunft sich wendet! Der Zwiespalt in meiner Brust, das ist's, was mich zu allen knabenhaften Streichen treibt und einen energischen Entschluß nie in mir aufkommen läßt. Wie kindisch von mir, wie weibisch, daß ich nicht vermag, meine eigenen Wege zu gehen! Meint Menken es wirklich so gut mit mir, daß er mir gerade in dieser, mein ganzes Leben bestimmenden Angelegenheit das Gegentheil räth von dem, was das Herz mir sagt? Und habe ich die Verpflichtung, auf ihn zu hören, wenn das Innere spricht? Nein, nein, das soll anders werden, es muß anders werden!" —

Elimar hatte während dieses kurzen Selbstgesprächs vor dem Spiegel gestanden und sich forschend betrachtet. Sein

Antlitz war durchsichtig blaß, unter den Augen lagen tiefe Ringe. Er sah krank aus, er fühlte sich auch matt und gebrochen, geistig und körperlich.

Mit schneller Bewegung griff er nach einem zierlichen, auf der Toilette stehenden Flacon und hielt es an die Nase. Der betäubend scharfe Duft der Essenz trieb ihm das Blut in's Gesicht und röthete seine Wangen ein wenig. Er zog einen buntfarbigen Shlips um den Kragen und schlüpfte dann in seinen gesteppten Hausrock. So trat er in das Atelier.

Auf dem kleinen Tischchen rechts von dem halb verhängten hohen Bogenfenster, vor dem die mit einem Tuch verdeckte Staffelei stand, hatte Susanne, die alte Haushälterin, den Morgenthee servirt. Susanne war das weibliche Faktotum Elimar's; die siebenzigjährige Frau bemutterte den jungen Maler, als wäre er ihr Sohn. Sie hielt ihm in ihrem unverfälschten Berliner Dialekt Strafpredigten, wenn er leichtsinnig war, und ergoß sich in Lobeserhebungen, wenn er ein gelungenes Bild vollendet hatte. Elimar ließ das Alles über sich ergehen, selbst wenn die Alte einmal stärker aus der Rolle fiel, er wußte, daß sie es gut meinte, und er hörte gern ein aufrichtiges Wort.

Susanne hatte soeben das Geschirr niedergesetzt und befand sich mit dem ‚stillen Eugen‘, als Elimar eintrat, in lebhafter Unterhaltung.

„Ei, ei, mein lieber Waldau," rief Blänkner dem Nähertretenden entgegen, „das sind ja pikante Perspektiven, die mir da durch Susanne eröffnet werden! Und Sie selbst wissen noch gar nichts davon!"

„Wo soll's der gnäd'ge Herr aber auch herwissen," fiel die Alte ein. „Wenn der gnäd'ge Herr Nachmittags fortläuft und kommt am andern Morgen erst wieder zurück und denn schläft er bis um elfe — lieber Gott, denn kann er freilich von nichts was wissen! Nu seh'n Sie blos 'mal, Herr Blänkner, wie blaß der gnäd'ge Herr wieder 'mal aussieht! Da soll unser Einer nicht böse werden, wenn man's gut meint — 's Herz möchte sich rumdreh'n im Leibe..."

„Nur nicht die alte Litanei, Susanne," unterbrach Elimar die Sprechende halb lachend, halb ärgerlich. „Ich bin nicht in der Stimmung, Deine Moralpredigten anzuhören. Was gibt es denn? Hat Jemand nach mir gefragt?"

„Und was für ein Jemand!" fiel Blänkner ein. „Sehen Sie sich einmal diese goldgeränderte, patchouliduftende Visitenkarte an — ahnen Sie, wessen Namen dieselbe trägt?"

Elimar zog die Stirne kraus. „Ich kann mir denken," entgegnete er kurz, „Fräulein Reßner, die Soubrette der Friedrich-Wilhelmstadt, quält mich schon seit Wochen, sie zu porträtiren. Mir fehlt aber die Lust, für dieses Grisettengesicht die Farben zu mischen!"

„Nein, die war es nicht. Ich will Sie aber nicht lange auf die Probe stellen, Sie errathen den frühen Morgenbesuch doch nicht . . . Frau v. Hilgersdorf war hier!"

Elimar ließ den Theelöffel fallen, er war in der That auf das Höchste überrascht. Was wollte die junge Wittwe bei ihm, dem Junggesellen? Die Ausführung irgend einer

künstlerischen Arbeit? ... Hätte sie sich aber darüber nicht ebensogut in einer jener Gesellschaften aussprechen können, in denen er mit ihr zusammentraf?

„Frau v. Hilgersdorf?" wiederholte er, noch immer im Tone des Erstaunens. „Meiner Treu, das ist ein Besuch, den ich wirklich nimmer erwartet hätte! Und zu so früher Stunde? Ich bin wahrhaftig begierig, was die schöne Frau von mir begehrt!"

Der ‚stille Eugen' lächelte faunisch.

„Sie werden es ja erfahren, sogar in Bälde! Die Generalin hat zurückgelassen, daß sie in einer halben Stunde noch einmal vorsprechen wolle; das war vor etwa zwanzig Minuten, sie kann also jeden Augenblick wieder auf der Bildfläche erscheinen."

Ein scharfer Klingelzug ertönte fast in demselben Momente, da Blänkner die letzten Worte gesprochen.

„Das dürfte sie sein," meinte er; „ihre kleine Hand scheint mir energisch genug, um die Klingel so zu maltraitiren. Soll ich verschwinden, man weiß nicht, was Ihnen die Schöne Alles anzuvertrauen hat?"

Elimar war aufgesprungen. „Treten Sie in das Nebengemach, wenn ich bitten darf," sagte er; „hier, nehmen Sie das Theeservice mit, es ist nicht nothwendig, daß mich Frau v. Hilgersdorf noch beim Morgenimbiß findet."

Gegen die Thüre wurde gepocht, dann trat, ohne das „Herein!" abzuwarten, Baron Menken in's Zimmer.

„Ah, Herr v. Menken! Da darf ich das Geschirr ja wieder auf seinen alten Platz stellen! Pardon, Herr Baron, ich muß auf Sie den Eindruck machen, als hätte ich mich

an Waldau als Silberdiener vermiethet; wir spielten ein wenig Komödie, denn wir erwarteten nicht Sie, sondern einen Genius feminini generis: Frau v. Hilgersdorf!"

Menken nickte Blänkner mit ziemlich mißmuthigem Gesicht einen Gruß zu und reichte Climar die Hand.

„Da störe ich also," meinte er, sich den Paletot öffnend. „Ich will auch nicht lange lästig fallen, da ich um Zwölf beim alten Schlieben zum Dejeuner geladen bin. Es wäre mir indessen lieb, könnte ich Sie auf einige Minuten sprechen, Climar."

Das war deutlich genug für den ‚stillen Eugen'. Er warf Menken einen nicht gerade liebenswürdigen Blick zu und trat dann mit der Bemerkung, daß es den Herren wahrscheinlich angenehmer sein werde, unter vier Augen miteinander zu plaudern, in das anstoßende Wohnzimmer.

Der Baron schob sich einen Stuhl neben den Frühstückstisch Waldau's. Er betrachtete einen Augenblick aufmerksam seine Handschuhe, dann schaute er Climar ernst in das Gesicht.

„Ich bin nicht für Moralpredigten geschaffen," begann er, „Sie wissen das, Climar! Ich spreche auch ungern ernst mit Ihnen — ich habe schlechte Erfahrungen gemacht nach dieser Richtung hin an jenem Abend bei Dreyfuß, da ich es zum ersten Male versuchte. Wenn ich Sie heute trotzdem bitte, recht herzlich bitte, mich mit weniger Leichtfertigkeit als sonst anzuhören, so geschieht dies — auf mein Ehrenwort, Climar — nur zu Ihrem eigenen Besten!... Sie waren gestern Abend in lustiger — in s e h r lustiger Gesellschaft, nicht wahr?"

Waldau nickte; die Einleitung überraschte ihn einigermaßen.

„Allerdings," entgegnete er; „Pringsberg, Döring, Markwitz und einige Andere hatten sich bei Julitz zusammengefunden. Der Zufall scheint mein erbittertster Feind zu sein, denn er führt mich beständig der tollsten Gesellschaft in die Arme."

Menken schüttelte den Kopf.

„Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen Vorwürfe machen will," sagte er. „Ich habe Ihnen zwar nie verhehlt, daß es vortheilhafter für Körper und Geist ist, auch im Genusse vornehm zu sein, indessen sind Sie noch jung und werden sich mit der Zeit selbst dem allzu lärmvollen Treiben entziehen. Nein, das ist es nicht, was ich mit Ihnen besprechen wollte. Seien Sie lustig, sorgenlos, heiter, tollen Sie meinetwegen, so lange Sie Lust daran finden, aber — seien Sie vorsichtiger in der Wahl Ihrer Gesellschaft, Ihres Umganges!"

Elimar hob den Kopf, seine Stirne zog sich etwas in Falten.

„Man sagt allgemein, wir Beide — Sie und ich — wären intime Freunde, sollte das —"

„Werden Sie nicht wieder heftig, nicht wieder ausfallend, Elimar," unterbrach Menken den Sprechenden. „Sie dürften nachgerade einsehen gelernt haben, daß alle Ihre Pfeile abprallen an mir, denn ich bin wirklich Ihr Freund, nicht nur im Munde der Welt. Und eben als Ihr Freund bitte ich Sie: wählen Sie sorglicher Ihren Umgang!"

„Gerade heraus, Herr v. Menken, ich hasse die Winkelzüge: vor wem habe ich mich zu hüten? Sie spielen auf irgend eine bestimmte Persönlichkeit an — ich fühle das — bitte, nennen Sie Namen!"

„Weshalb nicht! Ich habe mich vor Niemand zu schützen, Niemand zu scheuen, selbst nicht einen so gefürchteten Paukanten, wie das in seinen Kreisen der junge Hackert-Selchern ist!"

„Ah — der! ..." Elimar lächelte. „Und vor diesem urtheilslosen Schwätzer wollen Sie mich erst warnen? Weiß der Himmel, Ottokar, das war unnöthig!"

„Hand auf's Herz, Waldau, war es das wirklich? Hat der Student Ihnen nicht auch seine liebenswürdigen Seiten gezeigt?"

„Ich gestehe das zu; er ist nicht unamüsant trotz seiner Renommisterei, seines Bramarbasirens. Aber ich verkehre mit ihm nicht anders, als mit jedem Anderen, dem ich beim Weine begegne, Hackert würde niemals mein Freund werden! ... Aber sagen Sie mir, Menken, aufrichtig, weshalb warnen Sie mich gerade vor ihm?"

„Lassen Sie das meine Sache sein, Elimar, ich bitte Sie! Ich habe meine Gründe, dem jungen Hackert zu mißtrauen in jeder Beziehung. Sie finden ja unter Ihrer Bekanntschaft genug Leute, an die Sie sich intimer anschließen können, Hackert ist nicht der Mensch, durch dessen Verkehr Sie Befriedigung finden könnten. Er ist nicht allein bodenlos leichtsinnig, ich fürchte, er ist auch schlecht."

Waldau wurde etwas nachdenklich.

„Es ist möglich, daß Sie Recht haben," entgegnete er

nach einer kleinen Pause, „ich selbst traue seinem Charakter nicht. Er sucht Freundschaft mit mir — ich weiß das — aber ich will ihm aus dem Wege gehen, wo ich kann."

„Sie werden später vielleicht selbst einsehen lernen, daß Sie Recht daran thun. Verzeihen Sie, Elimar, daß ich so offenherzig bin, aber ich kenne Ihr Naturell, Sie schließen sich allzu leicht, allzu gern an lustige Leute an. Auch Blänkner ist meines Erachtens kein Umgang für Sie."

Waldau lachte. „Der ‚stille Eugen'? Nun, Ottokar, da kann ich Ihnen die Gewißheit geben, daß er mir ursprünglich von Grund meiner Seele aus zuwider ist. Er ist feige, hinterlistig, neidisch und boshaft. Freilich, es ist gar nicht leicht, sich dieses Reptil vom Leibe zu halten, der Bursche ist äußerst aufdringlich."

Menken erhob sich.

„So ist meine kleine Mission also beendet, wie ich hoffe mit Glück." Er sah nach der Uhr. „Halb Zwölf, ich muß mich aufmachen, der alte Schlieben liebt es nicht, seine Moskowiter Pasteten kalt werden zu lassen. Sie erwarten zudem Frau v. Hilgersdorf — mir scheint, die Generalin hat ein Auge auf Sie geworfen — eh bien, die schöne Frau wäre gar keine üble Parthie für Sie."

Der Baron hatte die letzten Worte abgewendet von Waldau gesprochen. Trotzdem sah er, daß eine flammende Gluth in das Antlitz seines jungen Freundes geschossen war, die ihm die Stirne bis zu den blonden Haarwurzeln geröthet hatte.

„Lassen Sie das, Menken, ich muß dringend bitten! Frau v. Hilgersdorf ist mir so gleichgiltig wie alle die

anderen jungen und alten Frauen, mit denen wir in der Gesellschaft verkehren! Ich habe nicht das gerinste Interesse für sie, für kein weibliches Wesen — außer für die Eine, die Sie kennen wie ich!"

Menken's Auge ruhte mit blitzartigem Aufschlag unter seltsamem Ausdruck auf dem Gesicht Elimar's.

„Es wäre besser für Sie, Sie suchten mannhaft diese Leidenschaft zu unterdrücken," entgegnete er ruhig und im Tone des Mentors. „Sie kämpfen vergebens, Elimar, und nichts lähmt mehr jegliches Empfinden, als ein nutzloses Ringen."

„Nutzlos, Menken!" rief Waldau, und unwillkürlich schwoll seine Stimme an zur inneren Freude des im Nebenzimmer selbstverständlich lauschenden Blänkner. „Haben Sie Ursache, mir immer wieder von Neuem die Hoffnung zu rauben, mir auch den letzten moralischen Halt zu nehmen, der mich noch aufrecht hält? Sie mit Ihrem marmorkühlen Herzen können sich natürlich nie in das ungestüme Verlangen eines Liebenden hineindenken, können sich auch niemals erklären, daß ein einziger Gedanke die Seele zu füllen vermag! Ich würde grundelend sein, wollte man mir die Gewißheit geben, daß mein Hoffen aussichtslos, aber ich habe nicht die Gewißheit, und darum werde ich nimmer und nimmer Ihren Worten Glauben schenken!"

Der Baron wandte sich mit einer hastigen Bewegung von dem Fenster zurück, vor dem er stand, und legte seine Hand auf die Schulter Waldau's.

„Sie sprechen die Wahrheit, Elimar, ich mit meinem nüchternen, prosaischen Denken und Fühlen kann eine junge

heiße Liebe nicht verstehen. Es soll das letzte Mal gewesen sein, daß ich mit Ihnen über diesen Gegenstand gesprochen habe — auf Wiedersehen, Elimar!"

Menken's Stimme war weich geworden, so weich und klangvoll, wie sie Waldau noch nie gehört hatte. Es berührte ihn sympathisch, es war ihm, als könne der Baron doch herzlicher sein, als er es immer geglaubt.

„Auf Wiedersehen, Freund," wiederholte Elimar. Er stand jetzt dicht vor ihm, und da bemerkte er zufällig, daß Menken in der Spitznath seiner dunklen Kravatte eine Busennadel trug, die er noch nie an ihm gesehen hatte. Es war ein originelles kleines Schmuckstück, zierlich und kapriziös in Form und Ausführung, und dabei doch nichts weniger als auffallend. Es stellte, sehr fein in Gold ciselirt, die Halbfigur eines Pagen dar, der in den erhobenen Händen einen Schild trägt. In erhabener Arbeit ringelte sich auf diesem Schilde eine Schlange zusammen, die sich selbst in den Schwanz beißt: das Zeichen der Unendlichkeit. Die Augen der Schlange, ihr Schuppenpanzer und die Randnägel des Schildes waren winzige Brillanten.

Menken sah, daß sich der Blick Waldau's auf das hübsche Schmuckstück heftete, und es schien fast, als mache ihn das vorübergehend verlegen.

„Die Nadel gefällt Ihnen," sagte er leichthin, „sie ist niedlich, nicht wahr? Sie stammt noch aus dem Nachlasse meines Vaters, ich habe sie selten getragen, weil ich Brillanten im Allgemeinen nicht liebe. Heute mußte ich sie anlegen — mir ist unbegreiflicherweise die Perle in der Greifenklaue, die ich gewöhnlich zu tragen pflege, ver-

loren gegangen — und ich hatte kein anderes Stück zur Hand."

Der Baron drückte noch einmal die Rechte Waldau's und verließ dann das Zimmer. Vor der Entréethüre stieß er mit Frau v. Hilgersdorf zusammen, die seinen respektvollen Gruß erröthend erwiederte. Es war ihr sichtlich recht unangenehm, an dieser Stelle von unberufenen Augen gesehen zu werden.

Elimar empfing die junge Wittwe mit tiefer Verneigung. Frau v. Hilgersdorf streckte dem Maler die Hand entgegen und nahm dann auf dem ihr zugeschobenen Fauteuil Platz.

„Es wird Sie ein wenig in Verwunderung gesetzt haben, von mir aufgesucht zu werden, Herr Waldau," begann die Generalin, indem sie ihre schönen tiefdunklen Augen ungenirt musternd im Atelier umherschweifen ließ, „ich will deshalb ohne Umschweife auf den Grund meiner Visite gehen. Ich möchte von Ihnen gemalt werden!"

Elimar verbeugte sich von Neuem.

„Sehr schmeichelhaft für mich, gnädige Frau," erwiederte er höflich; „hoffentlich bin ich im Stande, Sie so zu porträtiren, daß Sie mit dem Bilde zufrieden sind."

„Wäre ich nicht davon überzeugt, hätte ich mich auch an Gussow oder Richter wenden können. Ihre Auffassungsweise sagt mir am meisten zu; ich sah kürzlich bei Philipp Meyer ein von Ihnen gemaltes Porträt der Tänzerin dell' Occa hängen, das diese als ‚Willy' darstellt. Man sagte mir, Sie selbst hätten in der Ballerina diesen Gedanken angeregt — und die marmorbleiche gluthäugige Italienerin

eignet sich trefflich zur Darstellung einer jener ruhelosen sagenhaften Grabgespenster. Wie gesagt, die Idee gefiel mir! Auch ich habe nicht die mindeste Lust, mich wie jeder gewöhnliche Sterbliche abkonterfeien zu lassen, im Gegentheil! Sie werden wohl schon gehört haben, daß man mich ein wenig excentrisch heißt — n'importe — auch mein Porträt soll diese Excentrizität ausstrahlen!"

„Ich bin begierig, zu hören, in welcher Auffassung Sie Ihr Ebenbild zu sehen wünschen, gnädige Frau!"

„Hören Sie zu! Professor Mehrow behauptete kürzlich scherzhaft, ich sei ein Doppelwesen: halb Engel, halb Teufel. Ich meine in lauterster Selbsterkenntniß, daß ich mehr Teufel als Engel bin, deshalb will ich mich der Welt einmal, wenn auch nur in effigie, als Diavoletta präsentiren!"

So seltsam barock das klang, Waldau vermochte nicht zu lächeln. Wie die schöne Frau ihr feuchtschwarzes Auge auf ihn heftete und den kleinen kühn geschnittenen Kopf mit den vollen kirschrothen Lippen und den sich fast über der Nasenwurzel treffenden tiefdunklen Brauen aus dem Pelzwerk des Kragens hob, da erschien ihm dieses berückende Weibergesicht auch weit eher wie eine verführerische Maske des Teufels, als wie das Antlitz einer Sirene. Es lag ein Zug wilder Leidenschaftlichkeit in dem ganzen Profil, über Stirn und Auge, den feinen, leicht vibrirenden Nasenflügeln, dem üppigen Mund und dem runden rosigen Kinn.

„Ich kann mich eigentlich nur ungern Ihren Wünschen fügen, gnädige Frau," nahm Climar wieder das Wort,

„weil ich glaube, daß sich die Malkunst profanirt, wenn sie wiedergeben soll, was nicht ist. Indessen —"

„Indessen nehmen Sie meinen Vorschlag an," fiel die Generalin lächelnd ein. „Seien Sie kein Schmeichler, das verfängt bei mir nicht! Ich habe mir die Idee, mich als Diavoletta in meinem Salon zu sehen, einmal in den Kopf gesetzt und gehe davon nicht ab... Wann können wir mit den Sitzungen beginnen?"

„Wann Sie befehlen, gnädige Frau."

„Also morgen! Würde es Ihnen Umstände machen, die Sitzungen nicht in Ihrem Atelier, sondern in meiner Wohnung vorzunehmen?"

„Durchaus nicht, ich würde Staffelei und Handwerkszeug nach der Kurfürstenstraße schaffen lassen."

„Und was wünschen Sie, daß ich mir zur Kostümirung anschaffe? Meine Schneiderin ist stets auf dem qui vive, sie würde mir in einer Stunde ein Ballkleid schaffen.

Waldau überlegte einige Minuten.

„Es ist nicht allzu leicht, eine geeignete Drapirung nach Ihrem Wunsche zu finden, gnädige Frau," entgegnete er dann. „Ich meine jedoch, daß ein Diadem aus blutrothen Hahnenfedern, von einer Reihe von Goldperlen umgeben, ebensowohl zu Ihren Haaren, wie zu Ihrer Rolle passen würde. Zwei kleine goldene Hörnchen — allerdings nur winzig klein, nur andeutungsweise — könnten rechts und links den Scheitel krönen; eine Kette alter Münzen mit kabbalistischen Zeichen müßte den Hals umschlingen, vielleicht in der Art, wie die Orientalinnen derartige Schmuckstücke zu tragen pflegen. Ein rother Mantel, mit

Goldlitzen umsäumt, könnte die Schultern bedecken. Das, denke ich mir, würde ungefähr das Phantasiekostüm einer Diavoletta sein, wie Sie dieselbe darzustellen beabsichtigen — einer Diavoletta allerdings, die im Gegensatze zu ihrem Namen nur eine — Angelina sein kann."

Frau v. Hilgersdorf erhob den Finger.

„Sie schmeicheln wieder," lächelte sie, „und das ist nicht recht von Ihnen bei Besprechung einer so ernsten Angelegenheit. Im Uebrigen kann ich Ihnen nur Beifall zollen, Sie müssen viel in Ihrem Leben mit Teufelinnen zu thun gehabt haben! ... Darf ich Sie morgen gegen zwölf Uhr erwarten?"

„Sie haben zu bestimmen, gnädige Frau!"

„Gut denn, ich werde zu Hause sein, im Zaubermantel und mit dem Federschmuck."

Länger als bei der ersten Begrüßung ruhte ihre kleine Hand in der Waldau's. Elimar neigte sich, um diese Hand galant zu küssen, und da war es ihm, als streife ein warmer duftiger Athem dicht, ganz dicht sein Haupt.

Frau v. Hilgersdorf hatte kaum das Zimmer verlassen, als aus dem Nebengemach der ‚stille Eugen‘ trat. Er sah erhitzt aus, in der Rechten trug er eine angebrochene Portweinflasche, in der Linken ein gefülltes Glas.

„Leichtsinniger Frevler," grollte der ‚Stille‘, „wie könnt Ihr es wagen, den Trank Hispaniens im dunkelsten Winkel Eurer Höhle zu verbergen, statt ihn gastlich Euren Besuchern zu kredenzen? Zur Strafe hab' ich die Geister entfesselt, 's war ihnen zu eng geworden im kleinen Gehäuse, sie wollten hinaus!" Ein cynischer Blick traf den

Maler. „Nun, ist die Audienz beendet, die schöne Soldatenwittib entlassen?"

Elimar wandte sich kurz ab.

„Gehen Sie mit Ihrem Unsinn, Blänkner," gab er fast rauh zur Antwort. „Frau v. Hilgersdorf will sich porträtiren lassen, als Diavoletta — nichts weiter!"

Der ‚Stille' schlug ein geräuschvolles Lachen auf.

„Als Diavoletta? Das ist köstlich, das verdient Bewunderung! Mort de ma vie, in jedem Weib steckt ein Teufel, in der Hilgersdorf aber zwei! Stoßen Sie mit mir an, Waldau, es lebe die Diavoletta!..."

7. Signor Cadama.

Die breite, ausgetretene Steintreppe eines großen Miethshauses in der Dorotheenstraße — jenem Viertel Berlins, welches vorzugsweise die akademische Jugend der Reichshauptstadt, der Nähe der Alma mater halber, zu bewohnen pflegt — stieg ein schlanker Mann hinauf, dessen Aeußeres, wenn auch nichts weniger als anziehend, so doch interessant genannt werden konnte.

Es fiel schwer, das Alter dieses Herrn ohne Weiteres auch nur annähernd zu bestimmen, da das Mienenspiel desselben beständig ein so überaus lebendiges war, daß man aus den Linien seines Gesichtes absolut gar keine Schlüsse zu ziehen vermochte. Dieses Gesicht wäre nicht häßlich gewesen, hätte es eine vollere Rundung besessen und wäre es eben nicht permanent durch das nervöse Spiel der Muskeln verzerrt worden. So wirkten die stahlgrauen, zwinkernden Augen unter den dicken und buschigen Brauen

fast abstoßend, und das ganze Profil: die vorspringende, wenn auch gedankenreiche Stirn, die große Nase, die in kühnem Bogen sich aus den hageren Wangen herausschob, und der scharfe Mund mit den blutleeren, fest aufeinander gepreßten Lippen, nahm einen vampyrartigen Charakter an. Der ungemein starke schwarze Bart reichte dem Manne bis über die halbe Brust; er war spitz zugeschnitten und so rasirt, daß die Wangen bis zu den Backenknochen frei blieben. Das sorgfältig gescheitelte Haar, auf dem ein blanker Cylinderhut saß, war über den Ohren nach vorn gekämmt. Die Kleidung des seltsamen Mannes war eine elegante, aber von den Stiefeln herauf bis zu dem festgeschlossenen Paletotkragen nur in den dunkelsten Farben gehalten.

Auf jedem Treppenabsatz blieb der Herr stehen und las aufmerksam die unter den Klingeln an den Thüren befestigten Namensschilder. Endlich im dritten Stock, vor einem sogenannten separaten Eingange schien er gefunden zu haben, was er suchte. Er musterte noch einmal die thongelbe Visitenkarte mit dem stolzklingenden Namen „Herbert v. Hackert-Selchern" darauf, die mit vier Papiernägeln an der Pforte befestigt war, dann klopfte er an.

Ein dröhnendes: „Nur immer 'rein!" ertönte unmittelbar.

Der erste Empfang, welcher dem Eintretenden wurde, war kein allzu freundlicher. Eine riesige Ulmer Dogge hatte sich zähnefletschend vom Teppich erhoben und trat mit grimmigem Knurren der Thüre entgegen.

„Kusch Dich, Montazza — Bestie, was fällt Dir ein!

Hieher, Montazza — wird's bald — so, unter das Sopha, wo Du hingehörst!"

Der Student hatte sich beim Eintritt des Fremden halb aus seiner liegenden Stellung auf dem schwarzledernen Kanapee erhoben. Er legte weder die dampfende Cigarre, deren Rauch die ganze Stube anfüllte, noch den soeben begonnenen Leihbibliothekenroman aus der Hand, sondern fragte einfach und in nicht sonderlich liebenswürdigem Tone: „Wer sind Sie, und was wünscht man?"

„Ich heiße Giulio Cadama und wünsche Geld," entgegnete trocken und mit einem scharf anklingenden fremdländischen Accent der Andere.

Erstaunt und interessirt begann der Student schärfer den vor ihm Stehenden zu fixiren; mit einem sarkastischen Lächeln gab der Fremde den Blick zurück, er bewegte sich nicht von der Stelle, sondern blieb dicht an der Thüre stehen, als sei er dort eingewurzelt.

Hackert zog die Stirne kraus, ihn ärgerte die ganze Art und das in gewisser Weise provocirende Auftreten des eigenthümlichen Gastes.

„Ich kenne keinen Herrn Caldauna oder wie Sie sich nennen," entgegnete er zornig, „entsinne mich auch nicht, einem Herrn Caldauna irgend etwas schuldig zu sein!"

„Das glaube ich wohl," gab der Andere ruhig zurück, „ich selbst würde Ihnen wahrscheinlich auch nie einen Soldo geborgt haben. Ich bin aber durch Zufall in den Besitz einiger von ihnen ausgestellter Accepte gerathen, und Sie werden mir kaum verargen, da dieselben längst fällig und bereits protestirt worden sind, daß ich mein Geld verlange."

Der Student lachte laut.

„I Gott bewahre, ich verarge Ihnen das gar nicht, mein bester Herr Caldauna," antwortete er und streckte sich wieder der Länge nach auf dem Sopha aus; „ich bedaure nur, daß Sie sich vergeblich zu mir bemüht haben, denn ich bin nicht in der glücklichen Lage, Sie befriedigen zu können! Aber ich will Ihnen einen Vorschlag machen — Sie scheinen mir ein Mann von Intelligenz zu sein, Sie können mir noch ein paar hundert Mark zu der Summe, die ich Ihnen schulde, hinzuborgen, wir runden das Ganze dann hübsch ab!"

Herr Giulio Cadama nickte mit dem Kopfe, um seinen schmalen Mund zuckte ein lauernder Zug.

„Das könnte ich thun," gab er zur Antwort, „ich wäre auch gar nicht abgeneigt . . ."

Im Nu fuhr der Student vom Sopha empor. Er riß einen Stuhl an den Tisch heran und stürzte dann dem Fremden fast in die Arme.

„Mein lieber Herr Caldauna — bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen . . . machen Sie es sich doch ein wenig gemüthlich; geben Sie Ihren Hut her — so — darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten? Nicht? Schade, daß Sie nicht rauchen — ich könnte Ihnen eine Gerold'sche Probe offeriren — hundert Thaler das Mille, Havanna-Auslese, sehr milde und sehr schmackhaft! Also, mein bester Herr Caldauna — ach, geben Sie doch Ihren Hut her! — Also Sie wären in der That geneigt, mir mit einigen tausend Mark auf die Beine zu helfen? Das wäre wirklich sehr liebenswürdig von Ihnen — sehen Sie, ich bin

Ihnen ja auch ganz sicher — früher oder später werden Sie den schnöden Mammon ja bestimmt zurückerhalten, auf Heller und Pfennig, mit Zins und Zinseszins! ... Wie viel würden Sie mir denn noch pumpen können — wissen Sie, ich bin augenblicklich in einer nichtsnutzigen Klemme, je mehr, desto besser, lieber Herr Caldauna!"

Der Fremde antwortete auf den Redeschwall des Studenten zunächst gar nichts. Er zog stillschweigend eine mächtig große, stark mit Papieren gefüllte Brieftasche aus seinem Paletot hervor und reichte daraus, ehe er sie vor sich auf den Tisch niederlegte, Hackert eine Visitenkarte herüber.

„Giulio Cadama, Avvocato. Roma. 103. Vicolo San Lorenzo," las der Student mit wachsendem Erstaunen.

„Al primo heiße ich also Cadama, Herr Baron — nicht Caldauna, wie Sie mich zu nennen belieben," nahm der Italiener von Neuem das Wort. „Al secondo, Herr Baron, bin ich, wie Sie wohl schon aus meiner Karte und aus der Art, wie ich das Deutsche radebreche, ersehen haben werden, kein Landsmann von Ihnen, sondern stamme aus dem Lande, wo nach dem poetischen Urtheil Ihres großen Dichterfürsten im dunklen Laub die Goldorangen blühen sollen — nach meiner eigenen Meinung aber nur das Unkraut in allen möglichen Formen und Abarten wuchert. Al tertio, Herr Baron, habe ich allein Ihretwegen die für eine romanische Zunge nicht gar zu leichte Sprache Ihrer Heimath sprechen gelernt — habe ich die Reise nach Deutschland angetreten, allein, um Ihnen zu Gelde zu verhelfen!"

Dem Studenten fiel fast die Cigarre aus der Hand. Er

schleuderte den Leihbibliothekenroman in eine Ecke des Zimmers, gab Montazza, der Dogge, die das Buch apportiren wollte, einen kräftigen Fußtritt, und stützte dann den Kopf auf beide Hände, sein Gegenüber mit starren offenen Augen betrachtend.

Signor Cadama betupfte seine hohe Stirne mit dem Taschentuche, dann fuhr er langsam und mit nur halblauter Stimme fort: „Ich habe ein Geschäft mit Ihnen vor, Herr Baron, ein Geschäft, das für beide Theile, für Sie und für mich, sich sehr lohnend gestalten dürfte. Um mich bei Ihnen mit Effekt einzuführen, bedurfte es einer kleinen Gewaltmaßregel. Ich wußte längst aus meinen Quellen, daß von Ihnen eine ganze Anzahl von Accepten beständig im Umlauf ist, und es wurde mir gar nicht schwer, einige derselben mit billigen Mitteln für mich zu gewinnen. Sie können nicht zahlen — es wird mir aber eine Freude sein, die wankenden Säulen Ihres Budgets so zu stützen, daß Sie allen Ihren Verpflichtungen nachzukommen vermögen, und außerdem noch ein ganz respektables Kapital übrig behalten können . . .“

Hackert schlug mit der flachen Hand auf den Tisch, daß das Tintenfaß mit seinem eingetrockneten Inhalt klappernd auf die Erde kugelte.

„In der That, Sie kommen als ein rettender Engel zu mir, Signor Cadama! Bis dato bin ich allerdings noch stark im Unklaren darüber, was Sie eigentlich wollen und in welcher Weise Sie meiner finanziellen Krisis einen Damm zu setzen beabsichtigen, ich bin aber überzeugt, daß Sie mir helfen können, also, schießen Sie los!“

„Langsam, langsam, Herr Baron! Wir haben nichts zu versäumen, und es ist besser, wir behandeln unsere Angelegenheit in Ruhe, als daß wir sie allzu hastig über das Knie brechen. Zunächst noch Eins" — der Advokat sah sich vorsichtig im Zimmer um — „sind wir hier vollkommen ungestört, ist es unmöglich, daß wir belauscht werden?"

„Effektiv unmöglich — aber lassen Sie uns trotzdem die Stimme dämpfen, wenn das, was Sie mir zu erzählen haben, diskreter Natur sein sollte."

„So ist es — und es könnte von unberechenbar fatalen Folgen für uns sein, wenn ein unberufenes Ohr uns belauschen sollte. Daß Sie mein Geheimniß wahren werden, dafür bürgt mir das Interesse, das sie selbst an der Angelegenheit zu nehmen gezwungen sind."

Der Student rückte näher. „Sie spannen meine Neugier auf das Höchste, Herr Cadama —"

„Dieselbe soll gleich befriedigt werden," lächelte der Italiener und strich sich den schwarzen Spitzbart. „Gestatten Sie mir zuvörderst noch einige Fragen. Sie sind dem Adelskalender nach der Einzige, der noch den Namen Hackert-Selchern trägt — ist dem so?"

„Allerdings, außer meiner Cousine, der Tochter des kürzlich verstorbenen Oberhauptes unserer Familie, des Obersten v. Hackert, und mir existirt Niemand mehr, der unseren Namen zu tragen berechtigt wäre."

„Va bene — demgemäß hätte sich das ganze Vermögen Ihrer Familie auf Ihren verstorbenen Herrn Onkel konzentrirt. Wie hoch schätzen Sie dasselbe ungefähr?"

„Bei der Testamentseröffnung wurde die Summe öffent-

lich nicht angegeben, indessen taxire ich es auf beiläufig dreimalhunderttausend Mark, vielleicht auch etwas mehr."

„Ihre Cousine wird sicher ganz genau wissen, wie viel ihr zugefallen, mir für meinen Theil ist nur bekannt, daß das Vermögen des Obersten ungefähr fünfmal so groß war, als Sie vermuthen!"

„Donner und Doria!" Der Student schlug zum zweiten Male auf den Tisch, daß die wurmstichige Platte stöhnte und ächzte. „Wenn das wahr wäre — sapperlot, da hätte der Onkel ja wahrhaft kannibalisch an mir gehandelt! Wissen Sie, was mir, seinem einzigen männlichen Nachkommen, von dieser Summe zugefallen ist? Sechzigtausend Mark — schwör's Ihnen zu, Signor Cadama, lumpige sechzigtausend Mark, an die ich noch dazu gar nicht einmal heran kann, ich müßte denn meinen Dickkopf willig wie ein Opferthier dem Joch der Ehe beugen!"

„Nun — so verheirathen Sie sich doch," meinte nicht ohne leise Ironie der Advokat.

„Gut gesagt, mein Lieber — aber wer, zum Teufel, hat denn Lust, mit einem verbummelten Studenten das Standesamt unsicher zu machen! Ich kann doch unmöglich meinen guten alten Namen so maltraitiren, daß ich das erste beste Frauenzimmer ehelichе! Adelige Standesvorurtheile habe ich, weiß Gott, längst über Bord geworfen, als Letzter meines Stammes aber irgend ein zweifelhaftes Wesen zum Altar zu führen, nur um endlich einmal in den Vollbesitz einer unbedeutenden Erbschaft zu kommen — nein, mein Bester, dazu ist mir der Name, der schon vor

Akkon und Nikopolis ruhmvoll genannt wurde, denn doch noch ein wenig zu lieb."

Die Stirnhaut des Advokaten schob sich in Falten. Es paßte offenbar nicht in seine Pläne, daß sich in diesem verlotterten Studenten noch ein Punkt fand, an dem das Ehrgefühl Eingang zu finden vermochte. Er griff mit nervöser Bewegung an seine Halsbinde und zupfte sie zurecht, dann verzog sich sein Mund von Neuem zu dem bei ihm fast stereotyp gewordenen sarkastischen Lächeln.

„Es wäre auch schade, wollte ein junger Ritter, wie Sie, nicht seiner Neigung folgen," meinte er. „Aber, Herr Baron, sollte es Ihnen denn nicht leicht werden, eine ebenbürtige Parthie zu schließen? Wie wäre es zum Beispiel mit Ihrer Cousine? Sie würden dann mit einem Schlage ein reicher Mann sein!"

„Wenn Sie weiter nichts bei mir wollten, mein werthgeschätzter Herr Cadama, als mir derartige thörichte Vorschläge zu machen, dann hätten Sie sich nicht erst zu bemühen brauchen," entgegnete der Student grob. „Glauben Sie, mich dürstet danach, mir bei dem hochmüthigen Mädchen einen Korb zu holen, oder mich von dem weiblichen Cerberus, der es gegenwärtig beschützt, mit süßen Worten zur Thüre hinauskomplimentiren zu lassen? Fällt mir gar nicht ein! Außerdem kann ich Ihnen nur sagen, Verehrungswürdigster, daß ein weibliches Wesen, wie meine Cousine Lucia, selbst den angenehmen Klang einer halben Million Goldstücke zu einem unangenehmen Geräusch zu verwandeln im Stande wäre! Lucia ist meine nächste Verwandte, aber ich schwör's Ihnen zu, Herr Cadama,

sie gehört mit ihren großen, durchdringenden Augen und ihrer scharfen Zunge zu den Persönlichkeiten, die mir am widerwärtigsten sind! Es ist vielleicht Unrecht, daß ich so spreche, aber ich pflege aus meinem Herzen keine Mördergrube zu machen!"

Der Advokat strich sich wieder mit der langen weißen Hand über den Bart.

„So wären wir denn an dem Punkte angelangt, der den Haupttheil meiner Visite bildet," sagte er, und jedes seiner Worte glitt langsam von den scharfen Lippen. „Erschrecken Sie nicht, Herr Baron, über die Eröffnung, die ich Ihnen nunmehr machen muß — so frappirend sie klingen mag — sie ist wahr! Ihre Abneigung gegenüber Fräulein Lucia erscheint mir vollkommen begreiflich, denn jenes Mädchen ist Ihr erbittertster Feind, in ihren Adern rollt nicht ein Tropfen Hackert'schen Blutes, sie ist nicht des verstorbenen Obersten Tochter und hat kein Recht, den Namen Hackert-Selchern zu führen. Sie ist unrechtmäßig in den Besitz des ihr zugesprochenen Kapitals gekommen, denn der einzige wirklich rechtmäßige Erbe der fünfmalhunderttausend Thaler, die der Oberst hinterlassen hat, sind — Sie!" —

Es verging eine geraume Zeit — wohl mehrere Minuten — ehe der Student sich von der Wirkung dieser letzten Worte erholt hatte. Er war wie betäubt, die Mittheilung des Advokaten hatte ihn gleich einem Donnerschlage getroffen. Auf Alles, Alles wäre er eher vorbereitet gewesen, als auf diese ihm schier unglaublich erscheinende Behauptung. Es kam selten vor, daß er einmal aus der

Fassung gebracht wurde, jetzt kostete es ihn wirkliche Mühe, seine Ruhe zurückzugewinnen.

„Ich habe mich zwar im Allgemeinen nicht meiner Menschenkenntniß zu rühmen," erwiederte er mit möglichst wenig vibrirender Stimme, „ich bin aber dennoch überzeugt, daß Sie nicht gekommen sind, mich hinter's Licht zu führen. Was hätten Sie auch von einem Betrug? *Mir* Geld aus der Tasche zu locken — schwör's Ihnen zu, das ist dem verschlagensten Hebräer noch nicht möglich geworden! Bei den genauen Informationen, die Sie, wie ich gesehen, über meine Familienverhältnisse eingezogen, mußten Sie zudem wissen, daß ich mehr Schulden als Renten habe. Ich habe also keinen Grund, Ihnen zu mißtrauen, ich glaube, daß Ihre Absichten mir gegenüber ehrliche sind. Was ich aber *nicht* glaube, vorläufig nicht glauben kann, das ist der tolle Spuk, den Sie mir erzählen. Ich fürchte, Sie sind selbst das Opfer einer Mystifikation geworden."

Zum ersten Male wurde das Gesicht des römischen Juristen ernster.

„Meinen Sie denn, Herr Baron," gab er zur Antwort, „daß ich allein auf leere Vermuthungen hin nach Berlin gekommen bin? Wenn es Ihnen Spaß machen sollte, so telegraphiren Sie einmal an irgend ein Auskunftsbureau in Rom oder meinetwegen direkt an das Tribunale reale und ziehen Sie Erkundigungen über mich ein; man wird Ihnen vielleicht antworten, daß ich der gewissenloseste und eigennützigste, jedenfalls aber zugleich, daß ich auch der scharfdenkendste und gesetzeskundigste Ab-

vokat der Tiberstadt bin. Erkennen mögen Sie nur aus dieser kurzen und offenherzigen Charakteristik meiner selbst, daß ich erst dann ein Ziel zu verfolgen pflege, wenn ich es ganz klar vor Augen habe. Ich würde Sie nicht aufgesucht haben, hätte ich nicht die Beweise — die Beweise, Herr Baron — in der Hand, daß Sie gegenwärtig der Einzige sind, in dem das Geschlecht der Hackert-Selchern fortbesteht, und daß jene Person, die Sie bis heute noch als Ihre Cousine anerkannt haben, nichts ist als ein armseliges — Bettlermädchen!"

Der Advokat hatte in lebhafterem Tone gesprochen, als vordem. Es klang etwas von packender, von fortreißender Ueberzeugung aus seinen Worten hervor, ähnlich in der Wirkung, wie sie rhetorisch gewandte Vertheidiger auf ein laienhaftes Publikum zu erzielen verstehen.

So wunderbar überraschend Hackert anfangs die Mittheilung Cadama's gekommen war — er zweifelte nicht mehr an ihrer Glaubwürdigkeit, trotzdem der Advokat ihm noch nicht die Beweise dafür vorgelegt hatte. Der Student musterte noch einmal mit einem raschen Seitenblicke den Italiener. Diese spitze Vogelkopf mit den scharfen hellgrauen Augen und der mächtigen Stirne trug die Signatur großer geistiger Bedeutung, scharfen Denkens. In Wahrheit — ein Mann wie Cadama konnte nicht auf Sandwehen bauen, der Grund lag sicherlich felsenfest, auf den seine Behauptungen sich stützten. Der Italiener mochte ein gewissenloser Schurke sein, er selbst zögerte ja nicht, sich offen als einen solchen zu bekennen, aber er war sicher zu schlau, um in

der vorliegenden Angelegenheit nicht die volle Wahrheit zu reden.

Das Benehmen Hackert's hatte sich mit einem Schlage vollkommen verändert. Der studentische Renommist war gewichen, auf dem bierrothen lustigen Gesicht des jungen Mannes hatte ein Zug von Verschlagenheit und überlegender Tücke Platz gefunden. Er kreuzte die Arme über der breiten Brust und legte sich gelassen in die Sophaecke zurück.

„Sie können sich denken, Herr Cadama," begann er von Neuem mit scheinbarer Ruhe, „daß mir Ihre Eröffnungen sehr nahe gehen. Es ist selbstverständlich, daß ich mein gutes Recht bis auf den letzten Punkt verfolgen werde, da ist es aber auch nothwendig, daß Sie mir mit vollster Offenheit entgegenkommen und mir die geheimnißvolle Angelegenheit in allen ihren Details entrollen."

Cadama nickte.

„Ich werde es thun, gewiß! Ich halte es jedoch für nothwendig, Sie, bevor ich beginne, noch im Besonderen darauf aufmerksam zu machen, daß wir nur zum Ziele gelangen können, wenn wir gleich den Maulwürfen unter der Erde arbeiten. Vier Augen sehen mehr als zwei, pflegt der Piemontese zu sagen, auch wir werden gemeinsam mehr erringen, als vereinzelt, aber wir dürfen nie vergessen, daß die tiefste Verschwiegenheit ein unbedingt nothwendiger Faktor für das Gelingen unserer Arbeit ist. Sie werden mir beipflichten müssen, wenn Sie mich angehört haben. Nun noch etwas, Herr Baron: Sie wissen, umsonst ist nur der Tod. Ehe ich Ihnen meine Geschichte entwickle, muß ich

Sie bitten, diesen bereits notariell beglaubigten und nach aller Form Rechtens ausgestellten Schein zu unterzeichnen. Er enthält, wie Sie sehen werden, nichts weiter als die Verpflichtung, falls Sie vermittelst meiner Bemühungen und meines juristischen Beistandes in den Besitz der ganzen Erbschaft Ihres verstorbenen Herrn Onkels gelangen, mir fünfzigtausend Thaler, gleich hundertfünfzigtausend Mark, auszuzahlen. Diese Summe bedinge ich mir nur aus für den Fall, daß die Hinterlassenschaft des Herrn Obersten — wie ich allerdings genau weiß — die vorher von mir angegebene Höhe zum Mindesten erreicht ... Ich habe noch einen zweiten Notariatsvertrag zur Hand, eine Einigung zwischen Ihnen und einem gewissen Francesco Boccani, der eng in unsere Angelegenheit verflochten ist; ich werde Ihnen jedoch diesen Schein erst vorlegen, wenn Sie vollkommen in meine Erörterungen eingeweiht und mit denselben einverstanden sind ... Wohlan, darf ich bitten?"

Der Advokat entfaltete ein seiner gewichtigen Brieftasche entnommenes Aktenpapier und präsentirte es dem Studenten. Mit ironischem Blicke hatte Cadama sofort bemerkt, daß es in diesem eigenthümlichen Haushalt nicht gar so leicht hielt, ein Schriftstück zu unterzeichnen. Das Gefäß mit der eingetrockneten Tinte sonnte sich auf dem Fußboden, und die einzige Feder war dick mit Rost überzogen und streckte nebenbei noch ihre Spitzen, wie um Mitleid flehend, zum Himmel empor. Aber Signor Cadama war auf Alles vorbereitet, selbst auf einen derartigen Umstand. Er griff einfach nur von Neuem in seine unent-

leerbar scheinende Brieftasche und holte aus derselben ein zierliches Tintenfäßchen hervor; dann öffnete er seinen Rock und löste von der Uhrkette eine winzige goldene Hülse, die er auseinander schob, und die sich nun als praktikabler Federhalter entpuppte. Beides reichte er dem Studenten herüber.

Hackert las sorgfältig das Aktenstück Cadama's durch. Sein ganzer Leichtsinn schien wie verflogen zu sein, er drechselte fast an seiner Namensunterschrift, die er so oft in kecken Zügen auf Schuldverschreibungen gesetzt hatte.

Der Italiener faltete das Papier sauber und gemächlich wieder zusammen und versenkte es sammt seiner geheimnißvollen Brieftasche in die Tiefen seines Ueberrockes.

„Beginnen wir also," sagte er dann — —.

8. Hangen und Bangen.

„Ist das Ihr letztes Wort, Herr Rath?"

„Ich habe nichts mehr hinzuzufügen," entgegnete Dreyfuß rasch, aber die schnell gesprochene Erwiederung reute ihn schon wieder, als sie gefallen war. Er trat dicht vor den Lieutenant hin und legte seine breite Hand freundschaftlich auf Döring's Schulter. Er mochte gesehen haben, daß es in des Offiziers blauen Augen gar merkwürdig feucht schimmerte bei seiner rauhen Abweisung, und das rührte ihn. Er war ja kein Mann ohne Herz, er hatte den braven Lieutenant auch recht gern und wünschte ihm alles Gute — als Gatte seiner Nichte und Erbin aber stand er ihm lange nicht „hoch" genug.

„Ich muß mich rektifiziren, mein lieber Döring, ich

habe mich vielleicht unrichtig ausgedrückt," fügte er dem Gesagten bei. „Ich schätze und ehre Sie, ich habe Sie sogar liebgewonnen im engeren Verkehr, ich bin überzeugt davon, daß Sie eine durch und durch rechtliche Natur sind und eine Frau wohl glücklich zu machen im Stande wären. Wenn ich Ihnen trotz alledem die Hand Aenny's rundweg abschlagen mußte, so hatte dies seine eigenen Gründe. Aenny ist mir an's Herz gewachsen, als wäre sie meine eigene Tochter; meiner Frau und mir würde ein Stück unseres Selbst genommen werden, müßten wir das Kind entbehren. Aenny ist aber noch jung; sie soll sich noch nicht den Lasten und Leiden des Ehestandes beugen, sie kann noch Jahre lang bei uns bleiben, ohne fürchten zu müssen, daß sie als alte Jungfer stirbt ... Lassen Sie sich einen Vorschlag machen, mein lieber Döring, einen Vorschlag zur Güte, der für Sie und mich gleich acceptabel ist. Sie sprechen binnen Jahresfrist noch einmal bei mir vor; denke ich dann so wie heute, so versuchen Sie es ein drittes Mal wieder ein Jährchen später. Die wahre Liebe hat Ausdauer und — mein Gott, Sie sind auch noch kein Greis und haben den sonnigsten Theil Ihres Lebens noch vor sich!"

Lieutenant Döring fühlte das Blut in seinen Adern wallen. Die heiße Röthe war ihm zu Kopf gestiegen, er kämpfte mühsam die gewaltige Aufregung nieder, mit der er rang.

Er hatte nicht gehofft, mühelos in den Besitz Derer zu gelangen, die er mit jeder Fiber seines ehrlichen Herzens liebte, er hatte sich wohl gesagt, daß es manch' Wort-

gefecht kosten werde, ehe er den Kommerzienrath davon überzeugt, daß er es aufrichtig meine. Wußte er doch von Aenny selbst, daß Dreyfuß jedem Freier um seine Nichte von vornherein das schwer zu überwindende Mißtrauen entgegenbringe, man spekulire nur auf das zu erwartende Erbe des Mädchens. Aber Döring hatte andererseits auch gehofft, daß der Kommerzienrath schließlich doch seinen ehrlichen Worten Glauben schenken werde, umsomehr, da Aenny bereits vorher ihre Bitten mit den seinen vereint und auch ihre Liebe dem Pflegevater offen gestanden hatte.

Aber von all' den Hoffnungen, mit denen Döring sich getragen, war keine in Erfüllung gegangen. Der Kommerzienrath hatte ihn anfänglich kurzweg, ja in fast verletzend schroffer Weise von sich gewiesen. Dann hatte er eingelenkt, aber Döring merkte sehr wohl, daß dieses Einlenken nur einer momentanen Regung des Mitleids entflammte, die an seinem Geschicke nichts zu ändern vermochte. Er entsann sich, was ihm schon einmal von befreundeter Seite gesagt worden war, der Rath wolle blaues Blut in seiner Familie haben, und gerade der Gedanke, aus schnödem Hochmuth um seine Liebe zu kommen, erfüllte sein Herz mit unsäglicher Bitterkeit.

„Wenn Sie wüßten, wie wehe Sie mir mit Ihren Worten thun, Herr Rath, Sie würden anders sprechen," entgegnete der junge Offizier, und in seiner Stimme zitterte die Bewegung seines Inneren nach. „Ich fühle wohl, daß der Aufschub, den Sie fordern, nur eine Henkersfrist ist, daß ich auch ein zweites und drittes Mal vergeblich wie heute bei Ihnen anklopfen würde. Vergeblich — ich weiß es!

Ich bin Ihrer Ansicht nach kein Mann für Ihre Nichte, weil ich ein armer simpler Lieutenant bin; daß ich Aenny aus treuestem Herzen liebe, was hat das zu sagen in den Augen eines Millionärs, der mit seinem Golde Alles zu erkaufen vermeint, vielleicht auch eine Freiherrnkrone oder ein Grafenwappen! Ich habe nicht über Reichthümer zu verfügen, doch ich habe einen gesunden Kopf und zwei kräftige Hände, die erwerben und schaffen können — genug, um mein Weib zu ernähren! Ich verschmähe Ihr Geld, Herr Rath, ich will nichts — nichts, als nur Aenny allein!"

Dreyfuß lehnte sich an den Spiegeltisch zurück, vor dem er stand, und spielte erregt mit den Berloques an seiner Uhr. Ihn ärgerte die heftiger gewordene Sprache des Lieutenants — war das ein Ton, der sich einem Kommerzienrath gegenüber schickte? Was dachte sich der junge Mann denn eigentlich, wie konnte er es wagen, eine so herausfordernde Sprache zu führen, wo er doch als Bittender zu ihm kam?

Die gekränkte Eitelkeit gewann in Dreyfuß die Oberhand. Er zog die Augenbrauen empor und legte die Stirne in Falten, und dabei wirbelten unausgesetzt die runden kleinen Finger an der gewichtigen Uhrkette herum.

„Ich muß Ihnen offen gestehen, Herr Premierlieutenant Döring," erwiederte er, die Worte mit Betonung auseinanderziehend, „daß ich ein wenig frappirt bin über die merkwürdige Unterstellung, die Sie meinen Worten geben — wahrhaftig, ich bin frappirt! Sie scheinen gänzlich vergessen zu haben, daß ich doch schließlich Derjenige bin, der Vaterstelle an Aenny vertritt, daß ich über ihr

Wohl und Wehe zu wachen habe und demgemäß mir auch die Leitung in den wichtigsten Schritten ihres Lebens vorbehalten muß. Wenn ich es nicht für angebracht erachte, meine Einwilligung zu einer Verbindung Aenny's mit Ihnen zu geben, so werde ich wohl meine Gründe dazu haben —"

„Aber bitte, Herr Rath, so nennen Sie mir doch wenigstens diese Gründe!" rief Döring in halber Verzweiflung. „Aenny ist im verflossenen Monate einundzwanzig Jahre alt geworden, ist demgemäß majorenn, Sie könne also Ihre autoritative Gewalt doch unmöglich mehr soweit auf sie ausdehnen, daß Sie ihr das Heirathen verbieten, aus keiner anderen Ursache, als weil Sie Ihre Nichte noch ein paar Jahre länger um sich haben wollen? Ich bitte um Vergebung, Herr Rath, wenn ich leidenschaftlicher geworden bin, als es vielleicht die Schicklichkeit erfordert, aber ich kann mich nicht durch Ihre Antwort abfertigen lassen, ich muß wissen, weshalb Sie mir die Hand Aenny's, die mich liebt, wie ich sie, verweigern!"

„Weil ich es für besser halte, mein Herr," gab der Rath heftig zurück, und sein breites, sonst so jovial aussehendes Antlitz färbte sich dunkelroth. „Ich verstehe Sie in der That nicht; bin ich denn verpflichtet, Ihnen Rede zu stehen über das, was ich denke? Sie fragten mich nach meinem Ja oder Nein, und ich entgegnete das Letztere — und ich bleibe bei diesem Nein!" —

Fast eine Minute lang schwieg Döring. Er hatte den Kopf gesenkt — tief hinab auf die arbeitende Brust. Auf

dieser Brust prangten die Feldzugsmedaillen der Jahre 1866 und 1870 neben dem eisernen Kreuze, das er sich im Feuer erworben — jetzt that eine andere Tapferkeit noth als damals, wo er nur seinen Leib den Geschossen geboten. Der Lebensweg des jungen Offiziers war nicht immer licht und freundlich gewesen, gar manche Disteln und Dornen hatten sich eingefunden, ihn am Vorwärtsschreiten zu hindern, nun war eine Blume ihm erblüht, keusch und zart und rosig, und er sollte sie nicht an das sehnende Herz drücken dürfen!

Langsam hob Döring das Haupt, sein Gesicht war bleich geworden wie das Alabastergesimse am Kamin, er athmete schwer.

„Ich gehe, Herr Rath," erwiederte er fast tonlos, „ich sehe, daß jedes weitere Wort überflüssig ist! Gott möge Sie nicht strafen für Ihre Hartherzigkeit — ein hartes Herz straft sich selber am meisten, weil es vereinsamt!"

„Herr! . . ."

Lieutenant Döring hörte nicht mehr den letzten zornigen Ausruf, mit stummer Verbeugung hatte er das Zimmer verlassen.

„Unglaublich! Unglaublich!" murmelte der Rath erregt vor sich hin und begann, wie er das gewöhnlich zu seiner Beruhigung vorzunehmen pflegte, im Zimmer auf und ab zu spazieren. „Thut nicht dieser Lieutenant gerade, als müsse ich es mir zur höchsten Ehre anrechnen, daß er um meine Aenny freit! Hoho, mein bester Herr, wir haben es nicht umsonst zum Kommerzienrath gebracht,

und nicht umsonst die Markstücke übereinander gelegt, wir finden schon noch andere Parthien für unsere Aenny und brauchen keine Epauletten ...“ Er blieb einen Augenblick nachdenklich stehen. „Es ist ja gar kein so übler Mann, dieser Döring, im Gegentheil, er ist mir immer sympathisch gewesen, sonst hätte ich ihm schon längst gesagt, er solle die Thüre von außen schließen und sie fest, ganz fest zulassen; wenn er sich aber einbildet, daß er nur die Hand auszustrecken braucht, um meine Aenny zu angeln — Donnerwetter, da irrt er sich doch! Wenn er wenigstens Major wäre, oder auch nur die Hauptmannssterne hätte, man sähe ja über Manches hinweg; aber ein gewöhnlicher Lieutenant, nein, so Einen kann die Aenny noch zwanzigmal bekommen! ... Ich bin wirklich nicht eitel, Gott soll mich bewahren, aber ich kann doch mit einer gewissen Berechtigung verlangen, daß man das, was ich in langen Jahren mühsam erworben, auch ein wenig in Erwägung zieht! Mir einen Grafentitel oder eine Baronskrone für Aenny zu kaufen, wie dieser Grobian meinte, pfui Teufel! das fällt mir gar nicht ein. Wenn aber irgend ein guter Name —“

Dreyfuß blieb wieder stehen und versank von Neuem in tiefes grübelndes Denken. Er legte die Hand mit dem großen Brillantring bedächtig an sein rundes Kinn und neigte das mächtige Haupt dabei abwechselnd nach rechts und nach links.

„Menken ist zweifelsohne ein durchaus anständiger Charakter,“ nahm er sein Selbstgespräch wieder auf, „man mag da sagen, was man will! Menken ist ein Mann

von altem Adel, er kann den Kammerherrntitel führen, wenn er will, hat die Erlaubniß, die Rittmeisteruniform seines früheren Regimentes zu tragen, ist eine stattliche Erscheinung, in den Salons beliebt und auch bei Hofe gern gesehen ... Hm — hm — vielleicht könnte man dann selbst einmal an den Hof kommen — warum nicht? Vielleicht würde dann Menken es auch durchzusetzen vermögen, er hat ja Beziehungen, daß man den Adel — wenn auch nur für die Person ..."

Die Schwingungen des kommerzienräthlichen Kopfes bekamen etwas fieberhaft Vibrirendes, während das Selbstgespräch sich wieder in leises Brummen auflöste. Dreyfuß war so mit Zukunftsplänen beschäftigt, daß er gar nicht bemerkt hatte, wie sich hinter ihm die Thüre zum Nebenzimmer geöffnet und seine Nichte eingetreten war.

„Onkel!" hatte Aenny gesagt — aber der Onkel war viel zu sehr in seine Gedanken vergraben, um diese leise, zitternde Stimme zu hören. Erst als Aenny ihre Hand auf den Arm des Rathes gelegt, zuckte dieser zusammen und wandte sich um.

„Ah, Aenny — Du?" ... Erstaunt schaute er in des Mädchens lebhaft geröthetes Gesicht und in ihre vom Weinen trübe gewordenen Augen. „Was ist Dir, Mädchen? Du siehst echauffirt aus — hast Du geweint?"

„Ich bin Hans im Korridor begegnet, als er von Dir kam," erwiederte Aenny, die Antwort umgehend.

„Hans?" ... Der Rath wußte wohl, wen seine Nichte mit dieser familiären Bezeichnung meinte, aber gerade jetzt verspürte er am wenigsten Lust, einen derartig ver-

traulichen Ton zu dulden. „Wer ist dieser Hans?" — Seine Stimme klang streng.

„Du weißt es, Onkel — der Lieutenant Döring!"

„So? — Und darf ich Dich vielleicht fragen, wer Dir das Recht dazu gibt, diesen Herrn — diesen Herrn, der Deinem eigenen Oheim gegenüber den Respekt in maßlosester Weise verletzt, so mir nichts Dir nichts mit dem Vornamen zu nennen?"

Aenny's Wangen färbten sich noch höher.

„Dieses Recht gibt mir die Liebe, Onkel," entgegnete sie fest und erwiederte furchtlos den zornsprühenden Blick des alten Herrn, „— die Liebe, von der ich nie lassen werde, selbst auf die Gefahr hin, in Deinen Augen eine Undankbare zu sein!"

„Unglaublich, weiß Gott, unglaublich!" donnerte der Rath. „Glaubst Du, thörichtes Kind, Du könntest mich mit Deinen trotzigen Worten in's Bockshorn jagen? Ich bin auch jung gewesen und kann verstehen, daß ein frisches warmes Herz um der Liebe willen sich zu einer Dummheit verleiten läßt — man soll aber der Vernunft nicht absolut in's Gesicht schlagen. Ich habe mit voller Ueberlegung den kecken Herrn Lieutenant in seine Schranken zurückgewiesen, habe mit voller Ueberlegung gehandelt, als ich ihm sagte, daß er keine Parthie für Dich wäre. Danke Gott, daß Du noch Jemand hast, der Dir in so gewichtigen Lebensfragen helfend und rathend zur Seite steht, mir ist es seiner Zeit schwerer gemacht worden, denn ich stand mutterseelenallein auf der Welt!"

Die grausame Anspielung auf die Verwaisung Aenny's

traf das junge Mädchen tief in's Herz. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, aber sie raffte sich energisch zusammen, damit nicht das Schluchzen ihre Stimme ersticke.

„Ich weiß, Onkel, daß ich Dir viel, sehr viel, vielleicht Alles zu danken habe — Du hast mich als unmündiges Kind in Deinem Hause aufgenommen, hast mich erziehen lassen, hast mich als Tochter betrachtet. Daß ich Dich dafür lieb gehabt, so lieb, wie meinen armen frühverstorbenen Vater, war der geringste Zoll der Dankbarkeit, den ich Dir entgegenbringen konnte. Aber, Onkel, es gibt eine Grenze auch hiefür! Die traurigen Tage meiner ersten Kindheit haben mich früh gereift und früh zu Verstande gebracht; ich bin mir jedes meiner Schritte bewußt — und so gern und willig ich mich sonst in allen Dingen Deinem Rathe und Deiner Erfahrung unterordne, mein Herz laß ich nicht lenken!"

„Das heißt also, weniger blumenreich ausgedrückt, Du bestehst darauf, den Premierlieutenant Döring zu heirathen?"

„Ja, weil ich ihn liebe und weil ich fühle, daß ich mit ihm glücklich zu werden vermag!"

Der Rath lachte — und das klang viel weniger lustig als sonst — es klang verächtlich und häßlich.

„Höre mich an, Aenny," sagte er, „es sind die letzten Worte, die ich in dieser Angelegenheit mit Dir spreche, fasse sie so ernst auf, wie sie gemeint sind! Das Glück der Liebe ist ein Truggebilde, wenn es nicht auf einem festen, soliden Sockel ruht. Diesen Sockel bildet der mate=

rielle Erwerb. Wir leben in einer Zeit, in der das poetische Citat: ‚Raum ist in der kleinsten Hütte‘ längst seine Berechtigung verloren hat. Dein persönliches Vermögen ist nur gering, Döring besitzt, so weit mir bekannt, kaum mehr als sein Lieutenantsgehalt, Ihr würdet also nicht einmal, sollte Döring bei der Fahne bleiben wollen, den vorschriftsmäßigen Konsens bewilligt bekommen. Du weißt, daß Du die Erbin dessen bist, was ich mir im Schweiße meines Angesichts und in rechtlicher Arbeit nicht ohne Anspannung aller meiner physischen und geistigen Kräfte erworben habe. Ich habe aber nun durchaus keine Lust, mit meinen Ersparnissen Jemand zu füttern, den ich in meiner Familie nicht dulden mag und will, habe überhaupt keine Lust, mit meinen Kapitalien eine Sache zu unterstützen, die mir in keiner Weise zusagt. Ich bin infolge dessen gezwungen, Dir endgiltig zu erklären, daß — falls Du auf Deinem Starrkopf beharren solltest — ich Dir jedwede finanzielle Unterstützung entziehen müßte.“

Dreyfuß hatte gehofft, Aenny, die wissen mußte, daß der Heirathskonsens einem Offizier nur bewilligt wird, wenn das zukünftige Ehepaar über einen in seiner Höhe bestimmt normirten Besitz zu verfügen hat, vor der ihr in Aussicht gestellten Perspektive erschrecken würde; der alte Rath sollte sich aber bitter getäuscht haben.

Ein fast muthwilliges Lächeln spielte um den Mund des jungen Mädchens, als sie entgegnete: „Du irrst, lieber Onkel, wenn Du annimmst, daß wir auch nur ein einziges Mal mit Deinem Gelde gerechnet haben. Im Gegen-

theil! Wir haben bereits erwogen, wie wir uns unsere Zukunft gestalten können, selbst für den Fall, daß Hans seinen Abschied einreichen müßte."

„In der That, Ihr scheint weit mit einander gekommen zu sein, meine Theuren," knurrte der Rath, und immer tiefer gruben die Falten auf seiner Stirne sich ein. „Darf man vielleicht wissen, als was der Herr Lieutenant künftighin seinen Unterhalt verdienen will? Als Kondukteur bei der Pferde-Eisenbahn oder etwa als Bureaudiener?"

Aenny wandte sich stillschweigend ab und verließ ohne ein Wort der Entgegnung das Zimmer, in dem Dreyfuß mit wüthender Miene von Neuem seinen Rundgang begann. —

Als Aenny in das kleine freundliche Gemach zurückgekehrt war, das sie bewohnte, setzte sie sich sofort an den Schreibtisch. Schnell glitt die Feder über das Papier, dann las sie das Geschriebene, ehe sie es couvertirte, noch einmal durch.

„Einzig Geliebter!" so lautete die kurze Epistel, „Du hast richtig vorausgesehen, der Onkel ist nicht gewillt, auch nur einen Schritt nachzugeben. Seine Erörterungen waren nicht derart, daß ich es noch einmal wagen würde, ihm mit gleichen Bitten zu kommen, es wäre vergeblich! Wir stehen also nun wirklich vor der lang erwarteten Entscheidung, vor dem letzten Entschluß. Lieber Einziger! Du weißt, daß ich thue, was Du für gut hältst, daß ich Dir folge, wohin Du willst! Dein Geschick ist das meine, Deine Zukunft ein Stück Leben von mir. Du sagtest mir ein-

mal, ich sei ein kluges, energisches Mädchen — bin ich es noch nicht, so will ich es werden, um muthvoll auch Schweres ertragen zu lernen. Bitte, lasse umgehend des Weiteren wegen Nachricht zukommen Deiner Dich über Alles liebenden Aenny."

Aenny siegelte den Brief, dann warf sie sich einen Shawl über, um das Schriftstück an der nächsten Straßenecke selbst einem Dienstmann einzuhändigen.

Kurz nach ihr verließ auch der Rath das Haus und begab sich direkten Weges in die Wohnung des Baron v. Menken.

9. Alte Erinnerungen.

Im Kamin knisterte das Feuer, und dicht davor hatte Baron Menken seinen Fauteuil gerückt.

In dem traulichen Arbeitszimmer sah es heute Abend wunderlich genug aus. Es machte den Eindruck, als wolle sich der Baron für längere Zeit auf Reisen begeben, denn drei Koffer, zwei aus Leder und einer mit Seehundsfell bezogen, standen inmitten des Gemaches, in dem nur eine einzige an der Decke befestigte Ampel brannte.

Der Baron dachte aber gar nicht daran, zu verreisen, wenigstens nicht in Person. Ganz plötzlich war ihm der Einfall gekommen, die unbesetzten Stunden des heutigen Abends dazu zu benutzen, einmal wieder in seinen alten Papieren, Briefen, Tagebüchern und Dokumenten herumzukramen und damit halb vergessene Erinnerungen neu aufzufrischen. Nicht in Person wollte der Baron verreisen, nur seine Gedanken in alle Welt schicken und zurück in versunkene Zeiten.

Janisch, der Diener, hatte demzufolge auf den Speicher klettern und jene drei Koffer herunterschaffen müssen, in denen die Erinnerungen Menken's vergraben lagen. Es war von jeher ein Steckenpferd des Barons gewesen, Alles, was ihm einigermaßen nur von Interesse schien, aufzubewahren, und so hatte sich denn im Laufe der Zeiten ein ganz gewichtiges Konvolut von Papieren zusammengefunden. Drüben in dem schwarzen Koffer mit den blitzenden Messingbeschlägen ruhte ein gut Stück Jugend des Barons. Mit blauen Bändern umschnürt, schlummerten da ganze Packete moschus= und patchouliduftender Billets d'amour, glühende Liebessonette und zornige Absagebriefe neben seidenen Kleiderfetzen, im Ballsaal gesammelt, neben zerbrochenen Fächern, welken Blumen und zerknickten Kotillonorden. Ungleich gewichtigeren Inhalts war schon der zweite Koffer. In ihm hatte Menken zahlreiche Andenken literarischer und künstlerischer Art, die er auf seinen Reisen gesammelt, untergebracht, in ihm hatte auch manch' interessantes Schriftstück aus jenen Tagen, da er noch im Hofdienst thätig gewesen, seinen Platz gefunden. Noch werthvoller aber war dem Baron der älteste und wurmstichigste der drei Koffer, der mit Seehundsfell überzogene. Unter dieser borstigen grauweißen Hülle war eine kleine romantische Welt eingesargt worden, schlief eine Fluth von Reminiscenzen, ein ganzes Heer von Dämonen, Kobolden und Elfen.

Der Seehundsfellkoffer war denn auch der erste gewesen, den Menken geöffnet hatte. Aus dem Wust von Papieren, der unter qualmender Staubwolke ihm entgegengefallen,

hatte sich gleich zu Anfang ein fingerdickes Heft gelöst: „Kriegstagebuch von 1866" stand mit flüchtigen Zügen auf der Etikette geschrieben.

Menken hatte jenen Feldzug nicht als aktiver Offizier mitgemacht, hatte aber — fast unausgesetzt mit kleinen politischen Missionen betraut — die Bewegungen speziell der Armeen des Prinzen Friedrich Karl von Preußen und des Generals Herwarth v. Bittenfeld von Anbeginn an begleitet. So kam es, daß in seinem „Kriegstagebuche von 1866" sich nicht nur die militärisch-strategischen Seiten des Krieges, sondern auch alle die kleinen und großen diplomatischen Ereignisse wiederspiegelten, die sich während der „sieben Tage" zumeist hinter den Coulissen des Welttheaters abgespielt hatten.

Das war es nun freilich nicht, was das Interesse Menken's im Augenblick von Neuem fesselte. Er war längst des politischen Intriguenspieles der Nationen sowohl, wie des kleinen Krieges innerhalb der einzelnen Hofdistrikte müde geworden und er hatte, seitdem er dem Herrendienst Valet gesagt, sich daran gewöhnt, mit ironischem Lächeln von seiner Zurückgezogenheit aus dem kreisenden Rad der Zeitgeschichte zu folgen. Er blätterte deshalb auch nur flüchtig jene Seiten seines Tagebuches durch, auf denen von diplomatischen Verhandlungen aller Art die Rede war, vertiefte sich aber mehr in alle jene Episoden rein persönlicher Natur, die zahlreich zwischen den ernsthafteren Erörterungen eingestreut waren. Der Baron schriftstellerte hin und wieder, seiner Neigung folgend, gern und nicht ohne Talent, und so trugen auch die Schilderungen jener

kleinen Feldzugs-Intermezzi durchgehend eine Art feuilletonistischen Charakters an sich.

„Zwischen Podol und Schweinschädel — 26. bis 29. Juni," lautete das Kapitel, das Menken momentan beschäftigte. Er hatte sich tief in seinen Sessel zurückgelehnt, so daß der Flammenschein des Kaminfeuers nicht sein Gesicht, sondern nur die festen energischen Schriftzüge auf den Blättern des Tagebuches beleuchtete.

Menken las:

„— Es fängt nachgerade an langweilig zu werden zwischen den Feuern der beiden Armeen, und in so fern möchte ich den Siegeslauf des ritterlichen Prinzen eigentlich mit Freude begrüßen. Lange konnte sich der unnatürliche Streit aller Voraussicht nach ja so wie so kaum hinziehen, besser, er geht noch vor der berechneten Entscheidung zu Ende. Ich habe wieder Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Egyptens, nach meinem traulichen Heim, ich fühle es, man ist doch zu sehr verweichlicht, um an den Anstrengungen des Landsknechtslebens Gefallen zu finden. Ein Bund Stroh als Nachtlager, nun ja, für einen rauhen Kriegsmann vom Schlage Hilgersdorf's mag das immerhin etwas Verlockendes haben, ich ziehe meine heimathlichen Plumeaux solchem Barbarenlager vor. Und nun erst die Diners! — Falbout, mein alter Falbout, Du Wackerster von Denen, die je im Bereich der Küche das Scepter geführt, wie vermisse ich Dich! Deine zarte gastrosophische Seele würde ersterben, sähe Dein Auge nur ein einziges Mal diese wahren Ungethüme, die uns der Feldkoch als Cotelettes de mouton zu serviren wagt, saugte Deine Nase

nur ein einziges Mal den unbegreiflichen Saucenduft ein, der den Fines herbes dieses Menschen entströmt! Hilgersdorf meint zwar, er hätte nie im Leben schönere Hammelskarbonaden gegessen, als Knusperbein — welch' schrecklicher Name für einen chef de cuisine! — sie zu bereiten versteht; aber der dürre Major hat nun einmal ganz eigene Ansichten über die Küche und ihre Mysterien. Mehr Gourmand, als nach dieser Richtung hin, scheint er mir in Bezug auf Weiberschönheit zu sein, wie die kleine Episode des gestrigen Tages bewies ... nein, die Affaire war zu kostbar, um nicht einen ausgedehnteren Platz auf diesen Blättern zu finden.

Also wir, d. h. der General mit seinen beiden Adjutanten, der Oberst mit dem Miltiadesgesicht, der dürre Major und sein Partner, der dicke asthmatische Oberstwachtmeister, und die zum Stabe kommandirten Hauptleute, denen ich als ‚diplomatisches Federvieh' mich nur schüchtern anschließen durfte, saßen nach dem Bivouak des 26. im Offizierszelt und plauderten. Der Rothspohn, den Oberst Miltiades in irgend einem Kellerwinkel des Herrenhauses von Piésdrok aufgestöbert hatte, war zwar nicht übel, die Kalauer, die der dicke Asthmatiker zum Besten gab, machten dagegen übel, und so überkam es mich denn gewissermaßen wie eine Erfrischung, als draußen plötzlich Lärm entstand und ein junger hitziger Ordonnanzoffizier mit der Meldung in das Zelt stürmte, man habe eine Spionin gefangen.

Eine Spionin! — alle Wetter, das war pikant, das kam nicht alle Tage vor! Der General setzte sich schleunigst den Helm auf den Scheitel, Oberst, Majore und Haupt-

leute thaten dasselbe, nur ich wagte respektvoll nicht, mit meiner ziemlich schäbig gewordenen Campagnemütze das Haupt zu krönen, sondern versuchte allein, meinem Profil einen möglichst ernsten, der Situation angemessenen Ausdruck zu verleihen. So empfingen wir die angebliche Spionin, die der junge hitzige Ordonnanzoffizier ungefähr wie ein Cirkuspferd in der Manège vorführte. Ich konnte mir von vornherein denken, daß es sich wieder um irgend ein Mißverständniß handeln würde, wie dies in den letzten gefechtsreichen Tagen zu Oefterem vorgekommen, ich hatte aber ein altes Frauchen erwartet, ein Dorfmütterchen oder dergleichen, das den braven Füsilieren gefährlich erschienen war. Es konnte mir daher Niemand verdenken, daß ich die Augen ein wenig weiter öffnete, wie vielleicht nöthig gewesen, als ein junges Weib in unseren improvisirten Salon trat, ein Weib, braun und schön und gluthäugig wie Meyerbeer's ‚Afrikanerin', und ganz in der Antrittspose der Lucca, wie ich sie kurz vor Beginn des Feldzuges im Berliner Opernhause gesehen hatte. Alle Achtung! Das Weib war famos, famos von der Sohle ihrer kleinen unbeschuhten Füße an bis hinauf zu dem blauschwarzen Haar, das ein rothes Band tiefgeknotet auf dem Hinterkopf festhielt. Daß die Dirne ein Kind des Südens, vielleicht Zigeunerblut, sah man auf den ersten Blick. Nur selten malt unsere kältere Sonne so goldigbraune Töne auf Wange und Hals, färbt so dunkel der Lippen Roth und so satt, so schimmernd die Haare!

Ich war noch ganz in Betrachtung des hübschen Wesens versunken, als plötzlich ein zischender Laut von den Lippen

meiner Schönen drang und sie gleichzeitig flammenden Auges beide Arme nach dem Hintergrund des Zeltes ausstreckte.

„Là! — Dort!“

Aller Augen wandten sich nach der bezeichneten Richtung; da stand, mit höhnischem Grinsen um den schnurrbärtigen Mund, aber dicht und zornig zusammengezogenen Augenbrauen — mein dürrer Major Hilgersdorf.

Ein belustigender Gedanke durchzuckte mich, ich mußte unwillkürlich lächeln ... Schon hatte, die Hand am Helm, Hilgersdorf sich an den General gewandt.

„Pardon, Excellenz, ich bin in peinlicher Verlegenheit, ich fürchte, ich selbst bin die allerdings unschuldige Ursache dieser Störung. Dies Weib ist — das kann ich bezeugen — keine Spionin, sie ist eine Irre! In Podol führte mich der Zufall zum ersten Male mit ihr zusammen, seitdem verfolgt sie mich unausgesetzt. Ein gefangener österreichischer Kamerad vom Regiment Wallmoden erzählte mir von ihr; sie ist eine Italienerin und begleitete anno Neunundfünfzig als Marketenderin Garibaldi's Alpenjäger in den Kampf. Bei einer Ueberrumpelung mit festgenommen, soll sie sich in einen Deutschen verliebt haben, der später von ihren eigenen Landsleuten erschossen wurde. Daher ihr zerrüttetes Gemüth. Wenn Excellenz gestatten, spreche ich einige Worte allein —“

Der General drohte lächelnd mit dem Finger. „Majorchen, Majorchen,“ sagte er leise, damit es die Anderen nicht verstehen sollten, „mitten im Felde ein Don Juan? Wenn man das in Berlin erführe! Nun, ich will kein

Unmensch sein, nur für das Eine tragen Sie, bitte, Sorge: schaffen Sie die Kleine aus unserem Gesichtskreis; hübsche Weiber, selbst wenn sie nicht Spioninnen sind, bringen nur Unruhe!"

Hilgersdorf verbeugte sich; man sah es ihm an, wie erwünscht ihm diese kurze Abfertigung war. Der General richtete noch einige Fragen an den Ordonnanzoffizier, die denn in der That klarstellten, daß das arme Weib in der Nähe des Bivouaks ganz ohne Grund festgenommen worden war — dann winkte er dem Major.

„Komm' mit mir, Carmella, ich habe mit Dir zu sprechen," sagte dieser — zu meiner Verwunderung in fließendem Italienisch — und willig, wie ein gut gezogenes Hündchen, folgte die Kleine". . . .

Baron Menken ließ die Hand, in der er das Heft hielt, fast wie müde auf die Kniee sinken. Dann schloß er die Augen und legte den Kopf weit zurück auf die Lehne des Sessels. Er begann zu träumen; bunte Bilder aus der Vergangenheit, die das eben Gelesene in ihm wachgerufen, zogen an ihm vorüber. Es gibt eine Art von Gedankenverbindung, die etwas Visionäres an sich hat — so überkam es jetzt Menken —

— — — — — — — — — — — —

In dem etwa eine Achtelmeile von Belfort entfernt gelegenen Schlößchen des Vicomte de Saint-Estain waren am Tage nach der Kapitulation der Festung, dem 16. Februar 1871, zahlreiche deutsche Offiziere höheren und niederen Ranges einquartiert worden. Das kleine, im Villenstyl erbaute Schlößchen, dessen Besitzer, ein französischer Aristo-

krat neueren Datums, trotz der feindlichen Bedrohungen von allen Seiten nicht für einen Tag von seiner Scholle gewichen war, glich heute mehr einer Kaserne als einem Herrensitz, einer Kaserne freilich, die mit allem Luxus und allem Comfort der Neuzeit ausgestattet war. Der Vicomte, ein Mann Ende der Dreißiger, vornehm in Erscheinung und Wesen, bestechend liebenswürdig und zuvorkommend in seinem Auftreten, hatte seine ungebetenen Gäste mit einer Herzlichkeit aufgenommen, als seien sie ihm die willkommensten Freunde. Der Wein floß in Strömen, und die Menus zeigten stets eine solche Fülle von Leckerbissen, daß die Einquartierten kaum begriffen, woher ihr chevaleresker Gastgeber in dieser ausgehungerten Landschaft das Alles beschaffen könne. Der Vicomte selbst ließ sich im Uebrigen nur selten sehen, und das fanden die deutschen Herren ebenso begreiflich, wie es ihnen recht war.

Nach dem lukullischen Diner des 16. zogen sich die meisten der Anwesenden auf ihre Gemächer zurück; die letzten Tage hatten manche Strapaze mit sich gebracht, und man wußte nicht, was noch zu erwarten stand, da that Ruhe noth. Nur wenige Herren blieben noch beim Kaffee und bei der Cigarre im Salon zusammen, und von diesen wenigen entfernte sich auch bald der größere Theil, um im Nebenzimmer dem Kartenspiele zu huldigen. Es ist eine alte, aus psychologischen Gründen auch leicht erklärbare Thatsache, daß das Kartenspiel gerade in den Aufregungen des Campagnelebens die Hauptunterhaltung zu bilden pflegt, und so war es auch hier.

In dem kleinen, ganz im Style Louis' XIII. eingerich-

teten Kabinet saßen bereits vier Herren beim Hazardspiel. Die Bank hielt ein großer, auffallend magerer Offizier in der Oberstlieutenantsuniform eines Infanterieregiments, ein Mann mit lichtgrauem buschigen Schnurrbart, gelbem Gesicht und galliger Miene, die selbst das zeitweilige rauhe Lachen durchaus nicht verklärte.

Dem Oberstlieutenant gerade gegenüber saß der augenblickliche Vertreter des Wirthes, ein Freund desselben, der sich zur Zeit zufällig im Schlosse Saint-Estain aufhielt. Der Marquis du Cat war ein nicht mehr allzu junger, großer und eleganter Herr, der selbst den Feinden seines Vaterlandes gegenüber sich nur von der liebenswürdigsten Seite zeigte, er war Cavalier vom Scheitel bis zur Sohle. Anfänglich hatte sich der Marquis hin und wieder mit nur kleineren Einsätzen beim Spiele betheiligt, er pointirte aber höher, als er gesehen hatte, daß man auch von anderer Seite in dieser Weise zu spielen begann.

Der dritte Anwesende war ein Major vom Generalstabe, der Letzte endlich ein Kürassierrittmeister von mächtiger Gestalt, der erst vor zwei Tagen in besonderer Ordre an den Kommandirenden zur Armee des Generals v. Werder gestoßen war.

Der Oberstlieutenant hatte viel Glück, ganz im Gegensatz zu dem vor ihm stehenden hünenhaften Kavalleristen.

„Nun, Baron, wollen Sie aufhören, oder wagen Sie nicht mehr zu pointiren, um sich das Glück in der Liebe zu wahren?“

Der Rittmeister zuckte zusammen; es lag etwas Hohnvolles in dieser Anspielung des Oberstlieutenants.

„Ich bin nicht abergläubisch, Herr v. Hilgersdorf," entgegnete er, „aber ich habe bereits dreitausend Thaler an Sie verloren, und ich muß gestehen, daß damit mein Baarvorrath völlig erschöpft ist."

„Mein Himmel, wenn's weiter nichts ist! Sie wissen, daß ich Ihnen gern zur Verfügung stehe, überdies nehme ich auch unbaare Sätze an!"

Der Rittmeister warf dem Sprecher einen eigenthümlichen Blick zu, dann griff er in die Brusttasche seines Kollers und holte aus derselben sein Notizbuch hervor. Er schrieb eine Ziffer auf ein ausgerissenes Blatt und schleuderte dasselbe wahllos auf die mit Kreide auf die Tischplatte gezeichneten Linien des Trente-et-quarante-Spiels. Das Blatt blieb auf der mit „rouge" markirten Seite liegen.

Oberstlieutenant v. Hilgersdorf schlug die Karten um, ohne einen Blick auf den Ziffernvermerk geworfen zu haben.

„Noir gagne, rouge perd! — Sie haben Unglück, Baron!"

Der Bankhalter nahm den geschriebenen Schein des Rittmeisters an sich; jetzt erst las er die Note: „Gut für dreitausend Thaler!" darunter den Namen des Spielers.

„Sie sind leichtsinnig, Baron," meinte er im Flüstertone.

„Bitte, Herr Oberstlieutenant, das ist meine Sache," klang ziemlich scharf die Antwort zurück. „Nehmen Sie noch weitere Sätze an?"

Der Angeredete nickte, und von Neuem warf der Ritt-

meister einen Bon auf „rouge“. „Das Doppelte!“ sagte er dabei.

Rechts und links fielen die Karten — Roth verlor abermals.

Der Baron verfärbte sich leicht und biß sich auf die Lippen, seine Hand griff wieder zum Notizbuch.

„Seien Sie mir nicht böse, Herr Rittmeister,“ der Oberstlieutenant neigte dabei den Kopf bedauernd auf das linke Epaulette, „aber ich kann meinem Gewissen zu Liebe nur noch einmal einen derartig hohen Satz von Ihnen acceptiren. Wahrhaftig, Baron, es geht nicht anders.“

Ein bitteres Lächeln glitt vorübergehend über des Anderen Gesicht.

„Bitte,“ entgegnete er kurz und warf den Zettel auf „rouge“, „zehntausend zum letzten!“

Zwei dunkelrothe Flecke erschienen plötzlich auf den hageren Wangen des Oberstlieutenants; er mischte die Karten, der Marquis hob ab, dann begann das Spiel von Neuem.

In diesem Augenblick erhob sich geräuschvoll der hinter Herrn v. Hilgersdorf sitzende Major, ein schlanker, ernster Mann mit vornehm aristokratischem Gesicht, und schritt wortlos der Thüre zu.

Während dessen fielen die Karten . . .

„Wohin, lieber Hackert?“ fragte der Rittmeister und wandte sich gleichmüthig um.

„Dienst,“ antwortete der Andere, und dem Rittmeister fiel es auf, daß diese sonore Stimme im Augenblick lebhaft zitterte, „ich muß um acht Uhr in Belfort sein.“

Die Thüre schloß sich hinter ihm, und fast gleichzeitig mit dem Geräusch des einfallenden Schlosses ertönte das Losungswort Hilgersdorf's:

„Noir gagne — rouge perd!“ —

— — — — — — — — — — — —

Ueber Château Saint-Estain war die Nacht herabgesunken, eine dunkle, sternenlose Winternacht. Draußen vor den Portalen des Schlosses und vor dem Gartengitter schritten die Schildwachen auf und nieder; auf den hochaufgeschlagenen Mantelkragen setzten sich die Schneeflocken fest, die ein scharfer Nordwind in wirbelndem Tanze vor sich hertrieb.

Die Fenster der beiden Etagen waren dunkel, denn das Zimmer der Wache lag im Erdgeschoß, nur in dem nach den hinteren Bosquets hinausführenden westlichen Eckfenster ließ sich ein mattes unsicheres Licht, und hinter den gefrorenen Scheiben dann und wann die Silhouette eines auf und ab gehenden großen Mannes erkennen.

Das war der Baron. Er hatte vor zwei Tagen einen fast vierundzwanzigstündigen Ritt unternehmen müssen und seitdem wenig geruht, aber er konnte nicht schlafen in dem Chaos von wilden Gedanken, das ihn durchstürmte.

Auf dem Nachttisch vor seinem Bette lag eine gespannte Pistole. Zweimal schon war der Baron an diesem Tischchen stehen geblieben und hatte die Waffe in seiner Rechten gewogen . . . Was wäre weiter gewesen, wenn er die kalte Mündung an seine Stirne gesetzt und den Hahn niedergedrückt hätte? Ein Knall und ein wenig

Pulverdampf — und ein verfehltes Leben wäre weniger gewesen auf der Welt! . . .

Der Krieg war ihm gerade recht gekommen, diesem tollen Baron, den weder der Aktenstaub der Juristerei, noch der höfische Dienst bei den Potentaten, weder die Winkelzüge der Diplomatie, noch die stille Ruhe des Lausitzer Edelhofes befriedigen konnten. Dahin und dorthin hatte er sein Geld verschleudert, für thörichte Genüsse wie für oft schlecht angebrachte Wohlthaten — ohne nachzudenken, besinnungslos — bis es zu Ende ging mit dem Gelde und mit der Lust an all' dem tollen Treiben! Just in diesem kritischen Momente waren jenseit des Rheines die Revancherufe wieder lebendig geworden; konnte es etwas Besseres geben für ihn, der am Scheidewege stand, als einen frisch-fröhlichen Krieg mit seinen hundert Zufälligkeiten? —

Allerdings, an eine Zufälligkeit hatte der Baron nie gedacht: daran, daß es einen Tag in diesem großen Völkerkampfe geben könne, an dem er — Unglück im Spiel haben würde. Eine Kugel mitten in's Herz, einen Säbelhieb quer über den Kopf, Mitrailleusenkugeln in Armen und Beinen, das Alles hätte er für möglich gehalten, das Erstere nimmermehr. Wie alle Lebemänner war auch der Baron ein leidenschaftlicher Spieler; er spielte mit Vorsicht, daher auch mit Glück. Nur einmal hatte er diese Vorsicht außer Acht gelassen, und dieses eine Mal war heute gewesen, aber dieses eine Mal sollte gleichbedeutend sein mit dem Schiffbruch seiner Ehre . . .

Ja, das war es, der Baron verhehlte sich's nicht. Er hatte binnen fünf Minuten neunzehntausend Thaler verspielt, die nach dem ungeschriebenen und doch drakonisch strengen Gesetz der ritterlichen Ehre morgen Abend gezahlt werden mußten, und der Rittmeister war außer Stande, auch nur den kleinsten Theil dieser Summe herbeizuschaffen. Dazu kam in erster Linie, daß er den, dem er sie schuldete, seit langen Jahren als einen berechnenden, erbarmungslosen Menschen kannte, von dem man in vertrauten Kreisen behauptete, daß ihm sein fast gewerbsmäßig betriebenes Spiel schon ein Vermögen eingebracht habe; in zweiter Linie, daß er selbst Dank seiner geschickten Finanzoperationen noch heute, am Rand des Ruins, allgemein für einen sehr gut situirten Grundbesitzer galt.

Die Lage des Barons war eine verzweifelte. Vergeblich zermartete er sein Hirn, einen Ausweg zu finden, kein glücklicher Gedanke wollte kommen. Unruhig schritt er im Zimmer auf und ab, dann riß er die Thüre auf, damit die frischere Luft des Korridors sein fieberndes Antlitz kühlen möge.

Seltsam! In dem gleichen Moment, da die Thüre sich öffnete, erstarb draußen ein flüsternder Laut, ein Huschen und Rauschen und Knittern. Einen Augenblick lauschte der Baron, dann sprang er zurück, ergriff den auf dem Tische stehenden Armleuchter mit der linken, die Pistole mit der rechten Hand und stürzte auf den Korridor hinaus ...

Zwei Feinde standen sich gegenüber — Deutschland und Frankreich. Das volle Licht der Kerzen fiel auf die

große, überschlanke Gestalt des Vicomte v. Saint-Estain, der ein kleines Packet Papiere fest auf die Brust preßte und dessen Finger gleichfalls einen Revolver umspannten. Der Graf war todtenblaß, aber sein kühnes schwarzes Auge beantwortete herausfordernd den Blick des Barons.

„Herr Vicomte, ich bin nur Gast in Ihrem Hause, bin Ihnen als solcher verpflichtet, dennoch sehe ich mich in Anbetracht des Kriegsfußes, auf dem wir uns befinden, und der verdächtigen Umstände dieser Begegnung genöthigt, Sie zu fragen: was thun Sie hier zu dieser Stunde und was enthalten jene Papiere?"

„Ich werde Ihnen Rede stehen, mein Herr, wie Sie es wünschen," entgegnete mit tiefem Athemzuge der Vicomte, „nur bitte ich Sie, mit mir in Ihr Zimmer zu treten und — diesen hier freizugeben, wenn Sie mich gehört haben."

Der Graf trat zur Seite, hinter ihm stand ein schmächtiger Bursche in preußischer Infanterie-Uniform — und dennoch kein preußischer Soldat, wie nur ein Blick des Barons auf das unverkennbar echt französische Profil ihm zeigte.

Ein furchtbarer Gedanke blitzte durch des Rittmeisters Kopf.

„Hier ist mein Revolver, Sie sehen, ich bin waffenlos!" Der Vicomte lächelte leicht, und auf eine Handbewegung des Barons trat er mit seinem Begleiter in das Schlafgemach des Offiziers.

„Nun, Herr Vicomte, ich bitte!"

Saint-Estain verschränkte die Arme über der Brust,

wo die Papiere ruhten; sein Gesicht hatte einen eisernen Ausdruck angenommen. Er athmete schwer und tief, dann sagte er in hastigem Tone: „Lassen Sie sich einen Vorschlag machen, Monsieur! Sie geben mich und meinen Begleiter frei und verzichten auf eine Durchsicht dieser Papiere, ich biete Ihnen dafür hunderttausend Francs, auf der Stelle zahlbar!"

Der Baron taumelte zurück, wie mit eiserner Faust griff es tief in sein Herz hinein.

„Herr Vicomte!"

Saint-Estain zog eine Brieftasche hervor und legte sie auf den Tisch.

(Fortsetzung folgt.)

Der Australier.

Novelle

von

Schmidt-Weißenfels.

(Nachdruck verboten.)

Der Briefträger ging in eines der älteren Häuser der Roßstraße in Berlin. Während er bis zum ersten Stockwerk hinaufstieg, betrachtete er die Aufschrift des Briefes, den er dort abzugeben hatte. Nachdem er dieselbe gelesen, machte er ein pfiffiges Gesicht. Der Brief war an Fräulein Elvira Meubring gerichtet. Der Frau Meubring gehörte das Haus, und der Postbote kannte die Eigenthümerin wohl, denn er hatte ihr schon viele Briefe im Laufe der Jahre gebracht, aber so viel er sich erinnern konnte, noch keinen an Fräulein Elvira Meubring, ihre Tochter. Und dieser erste Brief, den er ihr zustellen sollte, war offenbar von einem männlichen Absender; die Schrift verrieth es. Wenn aber, so kam es dem braven Mann, der auch Fräulein Elvira seit ihrer Kindheit persönlich kannte, in die Gedanken — wenn aber ein junges Mädchen zum ersten Male einen Brief aus der Stadt von einem Manne erhält, was kann dies anderes bedeuten als eine Herzensgeschichte?

So stand er vor der Thüre der Wohnung von Frau Meubring im ersten Stock und zog die Glocke. Gleich darauf wurde geöffnet und die Wirthin in eigener Person

stand in der offenen Korridorthüre. Sie war eine gar stattliche, starke und als Vierzigerin noch hübsche Frau von rundlichen Formen mit dicken Backen und klugen lebhaften Augen. Beinahe erschrocken sah sie der Briefträger an, weil er Fräulein Elvira selber erwartet hatte, die ja häufig öffnete, und weil er meinte, es wäre wohl dem Mädchen lieber, wenn seine Mutter den Brief nicht zuerst in die Hände bekäme. Aber da es nun nicht anders möglich war, gab er ihn ab, zögernd unwillkürlich und auch lächelnd. Dann stieg er wieder die Treppe hinunter.

Frau Meubring las die Adresse und in ihren Mienen drückte es sich aus, daß der Postbote keine falsche Meinung über die verkehrte Ablieferung des Briefes gefaßt hatte. Sie sah erst sehr verwundert die Aufschrift an, dann studirte sie genauer daran; dann funkelte es in ihren Augen und das Gesicht wurde roth vor Zorn.

„Darum lachte er also!" murmelte sie zwischen den Zähnen und drehte den Brief hin und her in ihrer weißen fleischigen Hand. Sie überlegte offenbar, was sie thun solle, ob sie Respekt vor dem gesetzlich verbürgten Briefgeheimniß haben, oder ob sie mit ihrem höheren Recht als Mutter sich darüber hinwegsetzen solle.

In diesem Gedanken entschied sie kurz entschlossen, wie es ihre Art war. Sie drückte die Korridorthüre zu, in der sie diese Briefmusterung vorgenommen, und ging in die Küche, wo die Suppe auf dem Herde kochte und eine junge bäuerisch aussehende Magd Kartoffeln schälte. Sie eilte sehr aufgeregt an's Fenster, löste hier den Umschlag

vom Briefe und überlas den Inhalt desselben mit gierigen Augen, die augenblicks, sobald sie den Inhalt gelesen, ein unheimliches Feuer annahmen. Ihre Hände zitterten, so daß das Papier in denselben knisterte. Dann eilte sie mit ihrer mächtigen Leibesfülle aus der Küche hinaus, und angstvoll und neugierig blickte die Magd ihr nach. Sie kannte solche Sturmzeichen und dankte Gott, daß der Wirbel ohne Schaden an ihr vorübersauste.

Die Mutter, den offenen Brief wie ein Beutestück triumphirend in der einen Hand, brach wie eine kampferbitterte Amazone in das Wohnzimmer, wo zwei junge Mädchen am Fenster bei häuslichen Arbeiten saßen. Das Eine war groß, sehr schlank und hellblond; das Andere klein, zierlich und dunkelbraun, mit krausem Haar. Beide fuhren ob des Ueberfalls zusammen.

„Das sind mir schöne Geschichten!" entlud sich sogleich das Gewitter über die schlanke Blonde. „Schöne Geschichten, wahrhaftig, hinter die ich da komme! Ahnte ich doch so etwas, als ich diesen Brief sah. Glücklicherweise fing ich ihn ab. In meinem eigenen Hause solche heimliche Liebschaft! Wie kannst Du so etwas wagen?"

„Aber, Mama!" wehrte sich die Tochter in Angst. „Was gibt es denn?"

„Was es gibt? Nun willst Du wohl die Unschuldige spielen, mir ein X für ein U machen? Nun, Du kennst mich doch, und daß Du damit an die Unrechte kommst. Dieser Mensch da oben — mit dem lässest Du Dich als anständiges Mädchen ein?"

„Aber, Mama, ich versichere Dich —"

„Was? Du versicherst? Und ich habe den Beweis hier in Händen?"

„Welchen Beweis?" fragte Elvira zaghaft.

Ihre Mutter trat empört zu ihr heran und hielt ihr den Brief dicht vor's Gesicht.

„Von Otto Buchwall da oben beim Schneider," rief sie dabei.

„Ich kenne ihn ja gar nicht!"

„Kennst ihn nicht, Du Lügenkind! Und steht hier nicht: ‚Wenn ich das Glück hatte, Sie zu sehen, mit Ihnen auf der Treppe zusammenzutreffen, so glaubte ich in Ihren schönen Augen die Hoffnung zu lesen, daß meine heiße Liebe von Ihnen erwiedert werde.' — Und so weiter! Der Faselhans! Auf der Treppe zusammentreffen, das soll nicht wieder vorkommen. Aus dem Hause muß er, heute noch."

„Aber, Mama, ich weiß nicht, wie —"

„Schweig, denn Du lügst. Wie würde er sonst es wagen, einen Briefwechsel mit Dir anzufangen. Er rechnet ja auf Antwort — hier steht's geschrieben. Und das Alles hinter meinem Rücken! Warte!"

Sie konnte einer leidigen Gewohnheit in solchen Aufwallungen ihres Mutterherzens nicht länger widerstehen. Ihre rechte Hand flog frei zu schallendem Schlage auf die linke und auf die rechte Wange ihrer Tochter, die aufschrie, weinend ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte und in den Stuhl zurücksank, von dem sie sich erhoben hatte. Die kleine Schwarze aber zog es vor, nicht länger Zeugin dieses Auftrittes zu sein, sondern sich leise aus dem Zimmer zu entfernen.

Mutter Meubring donnerte noch weiter, nachdem es eingeschlagen, ohne von dem Schluchzen ihrer Tochter gerührt zu werden.

„Dergleichen dulde ich nicht in meinem Hause. Es ist ein anständiges Haus, und seit den fünf Jahren, daß mein Mann todt ist, verwalte ich es ordentlich. Jedermann weiß es. Und dieser Schreiber da oben, dieses armselige Bürschchen, Schlafbürschchen bei dem Schneider, dem ich aus Gutmüthigkeit das Stubenvermiethen erlaubte — die Miethe hat er trotzdem noch nicht ganz bezahlt — dieser holde Jüngling aus der Dachkammer vergafft sich in meine Tochter, macht sich Hoffnungen, erwartet Briefe von ihr."

„Ich weiß doch von nichts!" jammerte Elvira und trocknete mit dem Taschentuche ihre Thränen, die ihre brennenden Wangen überströmten.

„Weißt von nichts? Du bist ihm doch auf der Treppe begegnet, und öfter. Ist dies etwa nicht wahr?"

„Dafür kann ich nicht, Mama."

„Und hast ihn angesehen."

„Was ist denn dabei Böses?"

„Böses? Du dummes Ding! Wenn man als Mädchen einen jungen Mann ansieht, so ist dies schon eine halbe Aufforderung an ihn, sich Hoffnung zu machen. Und gar mehrmals! O, ich kenne dies! Ich war auch Mädchen. Es kommt darauf an, wie man sich ansieht. Du hast ihn jedenfalls zu viel, zu lange und zu wohlgefällig angesehen."

„Mama!" wies Elvira bittend diesen Vorwurf zurück und schluchzte heftig dabei.

„Hast am Ende schon mit ihm gesprochen?" fuhr ihre Mutter noch immer zornig fort.

„Nie!"

„Auch keinen Gruß beantwortet?"

„Das weiß ich nicht."

„Aha! Das weißt Du nicht, das bestreitest Du also auch nicht. Du hast gewiß schon guten Tag zu ihm gesagt, wenn er gegrüßt, vielleicht schon oftmals —"

„Nein, nein, er ist mir viermal erst begegnet."

„Viermal? Ei, das hast Du doch gezählt! Wenn ein neunzehnjähriges Mädchen so genau sich dergleichen merkt, so muß es doch ein besonderes Interesse daran gehabt haben. Das ist sonnenklar. Viermal! Und weil Du es gezählt hast, gefiel es Dir, nämlich dies Begegnen, und Du hast gewiß schon an das fünfte Mal gedacht, würdest es auch schon so eingerichtet haben, daß es nächstens von Dir gezählt werden könnte. O, Du bist gar nicht so dumm! Aber Deine Mutter ist es erst recht nicht; die hat helle Augen und helle fünf Sinne. Oder fiel es Dir wirklich ein, mich für blind zu halten? Ich durchschaue Dich, ich entlarve Dich, Leichtsinnige. Du hast ihn gegrüßt. Damit fängt's an. Du hast mit ihm gesprochen..."

„Nein, nein, wahrhaftig nicht, Mama," versetzte Elvira, im Gefühl ihrer Schuldlosigkeit ihre wasserblauen Augen emporschlagend.

„Still, Du hast mit ihm gesprochen. Mit Deinen Augen, er schreibt's ja, und mit den Augen sprechen, das genügt. Man kann ungeheuer viel mit den Augen sagen. Ich kenne das. Und Du hast ihn dadurch so verwegen gemacht, daß

er Dir einen Liebesbrief schrieb. Der Unverschämte! Warum sagst Du dies nicht?" fuhr sie heftig gegen ihre Tochter los.

„Was?" stammelte diese verwirrt.

„Daß er ein Unverschämter ist! Sogleich sagst Du es!"

Elvira schwieg aber.

„Aha! Stimmt, stimmt! Du kannst nicht auf ihn schimpfen, wie es der Fall wäre, wenn Du Dich beleidigt fühltest über seine Verwegenheit. Du bist also mit ihm einverstanden; Du würdest diesen Brief hinter meinem Rücken gelesen haben, wenn ich nicht zufällig ihn abgefangen hätte. Was der Mensch noch dumm und unerfahren sein muß, einen solchen Brief durch die Post hieher, offen in meine Wohnung zu schicken, und wohnt dabei unter demselben Dache! — Und Du hättest ihm geantwortet, heimlich natürlich —"

Elvira protestirte durch eine Bewegung.

„Still!" herrschte die Mutter sie an. „Ich weiß das besser. Man macht mir nichts weis. Es wäre eine Verschwörung in meinem eigenen Hause geworden, und die Minna, diese Verschlagene — wo ist sie denn hin? Diese Minna hätte eine Rolle darin gespielt. Das ist so etwas für sie. Ein Rendez-vous würde dem Briefwechsel gefolgt sein; meine Tochter ein heimliches Rendez-vous mit diesem Simpel da oben!"

„Mama!" betheuerte Elvira unter neuem Schluchzen, „ich habe nie daran gedacht."

„Noch nicht, noch nicht vielleicht," dröhnte es ihr entgegen; „aber das wäre gekommen, das hätte sich von selbst gemacht. Eine Liebesgeschichte ohne Rendez-vous gibt's ja

nicht. Ich kenne das, ich bin alt genug dazu. Und dann — o, ich will gar nicht weiter denken, denn nun ist es ja, Gott sei Dank, vorbei. Das Feuer wird ausgetreten. Ach," rief sie plötzlich, einen verzweiflungsvollen Ton anschlagend, „was ist eine Frau mit zwei so herangewachsenen Mädchen unglücklich daran! Und ich liebe sie so sehr, meine Tochter vor Allem! Wie lohnen sie diese Liebe! Wäre ich nicht eine so gute Mutter, ich würde wahrhaftig den Major schon erhört und Dir einen Stiefvater gegeben haben. Ich bin doch noch eine Frau, die heirathen kann. Aus Liebe zu Dir thue ich's nicht. Und das ist Dein Dank. Liebesgeheimnisse, heimliche Briefe, Beleidigung meiner Hausehre!"

Die Tochter sprang auf und warf sich liebevoll in die Arme der erregten Frau.

„Sei doch gut, Mutterchen," schmeichelte sie mit den letzten Thränen in den Augen. „Ich habe ja nichts, nichts gethan, was ich mir vorwerfen könnte."

Die Mutter rückte in gebieterischer Haltung zurück und entgegnete strenge darauf:

„So sage, daß er ein Unverschämter ist."

Elvira wurde verlegen und flüsterte endlich:

„Er hat mir doch aber um's Himmels willen nichts gethan; er ist mir ja wildfremd."

„Was? Und der Brief hier?"

„Ich habe ihn ja gar nicht gelesen, Mama."

„Aha, möchtest wohl gern? Aber daraus wird nichts, Mamsell," rief die Mutter, knitterte den Brief zusammen und steckte ihn in ihre Tasche. „Wozu noch reden? Han-

deln ist das Beste. Der Mensch muß sofort zum Hause hinaus; ich werde ihm auf seine Unverschämtheit antworten, ich! Man kennt Mutter Neubring!"

Damit stürmte sie hinaus. Sie stieg so hastig, als es ihre Körperfülle gestattete, die Treppe hinauf, in's vierte Stockwerk, wobei ihre rollenden Augen auf jeder Flur scharf in alle Ecken guckten, ob auch nichts gegen die Hausordnung verbrochen sei. Drei Treppen hoch bemerkte sie eine Milchverschüttung vor der Thür. Sie schellte, und als die Magd geöffnet, wies sie drohend auf die weiße Flüssigkeit.

„Was ist das?"

Das Dienstmädchen stotterte: „Die Milchfrau ..."

„Aufputzen! Sogleich!" befahl die Wirthin und schritt darnach ruhiger die Treppe hinauf.

Im vierten Stock wohnte der Schneidermeister für Civil und Militär Lorenz Rückert. Einen abgeschlossenen Korridor gab's hier nicht; sie klopfte gleich an die Thüre, an der sein kleines Namensschild auf schwarzem Leder in Goldschrift sich befand, und klinkte auch dabei schon auf. In der geräumigen Dachstube saß auf seinem Schneidertisch Meister Rückert mit einem Gesellen; auf dem Fußboden spielten drei kleine Kinder in Hemden; am Ofen bügelte die lange hagere Frau in noch ungemachten Haaren Wäsche. Alle, bis auf die Kleinen, waren erschrocken über den Eintritt des Hausdrachens; der kleine blasse Schneidermeister sprang mit unbeschuhten Füßen von seinem Tisch herab und krümmte sich ergebenst vor der Gewaltigen, da er noch einen Rest von der letzten Miethe schuldig war.

„Wie es hier wieder stinkt!" rief Frau Meubring unwillig aus, kaum daß sie eingetreten war, und in der That war eine abscheuliche dumpfe Luft im Zimmer. „Oeffnen Sie doch ein Fenster," gebot sie der Frau. „Ihre Kinder müssen ja krank werden in solchem Dunst. Mein Gott, daß Ihr sonderbaren Leute Euch so vor der frischen Luft fürchtet!"

Die Frau gehorchte schweigend und machte ein Fenster auf.

„Es wäre schon geschehen," entschuldigte sich Rückert in seiner sächsischen Aussprache; „aber sehen Sie, Madamchen, die Kinder sind noch nicht angezogen."

„Traurig genug, es ist doch bald Mittag. Die armen Würmer," fuhr sie fort, dabei die Kleinen, von denen das älteste sechs Jahre zählen mochte, betrachtend, „sind sie denn so unartig, daß Ihre Frau sie so viel schlägt?"

Die Angeklagte warf der Wirthin einen bösen Blick zu; doch ihr Mann beeilte sich, sie zu vertheidigen:

„Es ist nur der Aelteste da, der Bengel, der Hermann. Sie glauben gar nicht, Madame Meubring, wie der seine Mutter ärgern kann, wann ich nicht zu Haus bin. Blos wann ich nicht zu Haus bin, was doch nur sehr selten sich ereignet. Folglich kriegt der Junge auch nur sehr selten die Ruthe. Ich gebe ihm keinen Schlag; aber meine Frau sagt, dafür müsse sie's thun, sonst würde der Junge auch nicht groß. Ich bin damit gar nicht einverstanden, und es ist derowegen auch oft Krieg zwischen uns Beiden."

„Schon gut, Rückert," unterbrach sie ihn. „Sie sind ja der Mann; warum geschieht's nicht nach Ihrem Willen?

Ich hoffe, Ihre Frau wird sich's merken, daß ich ihre Mißhandlung der Kinder verdamme, und daß das Geschrei derselben die Hausruhe stört. Ich höre Alles, auch das, und will's nicht länger dulden, schon aus Mitleid mit den Kleinen nicht. Verstehen Sie mich?"

Der Schneider zitterte.

„Es ist ganz recht," haspelte er heraus, „daß Sie dies einmal meiner Alten sagen, Madamchen."

„Ich komme," sprach die Wirthin weiter, ohne auf seine Worte zu achten, „aus einem anderen Grunde noch zu Ihnen, Rückert."

„Ach Herrjeses, die Miethe!" entfuhr es ihm voll Angst. „Aber ich bitte Sie noch um einen einzigen Tag Geduld. Sehen Sie, da liegt die Arbeit, ein ganz funkelnagelneuer Anzug für den Herrn Giesecke da drüben, den Kaufmann, der immer gleich die Rechnung bezahlt. Morgen ist er fertig, der Anzug, und dann bekomme ich das schöne Geld dafür und bezahle Ihnen den Rest von der Miethe."

„Gut, Herr Rückert. Aber bei Ihnen wohnt ein Herr Buchwall?"

Der Schneider war über diese unvermittelte Frage verblüfft und antwortete erst nach einer Weile:

„Ja freilich wohnt der bei mir, der Herr Otto Buchwall, da nebenan in dem kleinen Zimmer nach hinten hinaus. Er bezahlt aber auch blos drei Thaler monatlich."

„Was ist das für ein Mensch?"

„Nun, ein sehr bescheidener Mensch, ein sehr ordentlicher und ein sehr fleißiger Mensch, Madame Meubring."

„Ein sehr bescheidener Mensch!“ höhnte die Hauswirthin. „Dieser —“ damit hielt sie an sich und fragte wieder:

„Ist er zu Hause?“

„Das wird er wohl sein. Sehen Sie, Madame, der brave Herr Buchwall schreibt den ganzen Tag für's Gericht. Nur Mittags geht er gewöhnlich aus, um zu essen. Er speist für drei und einen halben Groschen in der Mohrenstraße und trinkt dann noch ein Täßchen Kaffee hinterher. Des Abends geht er wieder aus, um ein Glas Bier zu trinken und ein bischen dazu zu essen. Aber er ist immer um zehn Uhr zu Hause, und also ist er doch ein ordentlicher Mensch.“

„Ich will ihn sprechen. Führen Sie mich zu ihm, wenn er hier ist.“

Augenblicks fuhr der Schneider in ein Paar alte Pantoffeln und lief nach der Thüre, die in das Hinterzimmer führte.

„Jawohl,“ rief er dann, nachdem er hineingesehen; „treten Sie nur gefälligst näher, Madame Meubring.“

Schon war sie da und hatte mit grimmigem Blick ihr Opfer erfaßt. Bei Nennung ihres Namens war der junge Mann, kaum vierundzwanzig Jahre mochte er zählen, von seiner Schreiberei aufgefahren und stand kreideweiß am Tische und vor dem Schlafsopha, auf dem ihm Abends das Bett gemacht wurde. Außer einer alten Kommode und einem Stuhl mit schadhaftem Rohrgeflecht gab es kein Möbel in der sehr kleinen Kammer.

„Ich bedaure, daß ich Sie in Ihrer Arbeit stören muß,“ redete sie, nachdem der Schneider die Thüre hinter ihr ge-

schlossen, den jungen Mann schneidigen Tones an. „Aber Sie wollen doch wohl auf Ihren Brief“ — sie holte das verknitterte Papier hervor und entfaltete es heftig — „eine Antwort haben. Die sollen Sie kriegen. Ich bin die Mutter von dem Mädchen, an das Sie diesen Brief zu schreiben sich unterstanden haben. Damit Sie es wissen.“

„O,“ stammelte Buchwall, der seine Furcht vor den unerwarteten Folgen seiner Handlungsweise nicht verbergen konnte; „ich, ich bitte um Verzeihung.“

„Und das Geschäft, wegen der Antwort, meine ich, wird auch schnell besorgt sein. Packen Sie Ihre sieben Sachen zusammen und sich aus meinem Hause.“

„Aber, Frau Meubring —“

„Halten Sie sich nicht weiter auf, sondern thun Sie, was ich Ihnen sage. So bald als möglich, hören Sie, und noch heute ganz gewiß.“

Otto Buchwall stand wie versteinert da. Seine kleine, schmächtige, fast mädchenhaft zierliche Gestalt rührte sich nicht; in seinem sehr hübschen Gesicht mit den hellen Augen und einem zarten blonden Schnurrbärtchen spielte kein Muskel, aber es hatte einen traurigen Ausdruck. Die Wirthin beobachtete ihn triumphirend; sie sah gern die vernichtende Wirkung ihrer Energie. Sie hätte nun gehen können, da sie ihr Werk gethan und ihr Opfer keinen Laut von sich gab. Aber sie schien sich an dem Anblick desselben noch weiden zu wollen.

„Wie konnten Sie sich herausnehmen, an meine Tochter einen Liebesbrief zu schreiben?“ hob sie wieder an. „Sie kennt Sie ja gar nicht. Und wer sind Sie denn, Sie?“

Es kam wieder Leben in den jungen Mann und Farbe in sein Antlitz. Aengstlich erwiederte er:

„Ich heiße Otto Buchwall."

„Nun ja. Was treiben Sie? Wovon leben Sie?"

„Von Abschriften. Ich habe eine schöne Handschrift," versetzte er, ihr einen der beschriebenen Bogen hinreichend.

„Haben Sie weiter nichts gelernt? Schön schreiben ist doch wenig. Was bringt dies denn ein, das Abschreiben?"

„Nicht viel, es ist wahr. Aber es fand sich bisher noch keine Stelle für mich; jetzt habe ich Hoffnung, Kanzlist beim Gericht zu werden."

„Kanzlist! Und Sie," sprach sie wieder zorniger, „wagen es, sich als Kanzlist meiner Tochter zu nähern? Was dachten Sie sich denn, als Sie den Brief schrieben?"

„Ich, ich folgte meinem Herzen," stieß er schüchtern hervor.

„So sind Sie also wirklich verliebt in meine Tochter Elvira?"

Er legte die Hand auf sein Herz und blickte schwärmerisch zu der strengen Richterin auf.

„Sie sind ein Narr, daß Sie es wissen! Wie können Sie sich in ein anständiges junges Mädchen verlieben, denn Sie haben doch nicht an's Heirathen denken können? Wovon wollen Sie denn eine Frau ernähren? Und meine Tochter, ein Mädchen aus gutem, wohlhabenden bürgerlichen Hause, hätten Sie also am Ende genasführt, wenn ich nicht rechtzeitig dazwischen gerathen wäre. So ein junges unerfahrenes Mädchen ist ja leicht zu berücken. Dann hat man die Geschichte; es gibt eine unglückliche Liebschaft. Das Mädchen wird romantisch gestimmt, setzt sich etwas

in den Kopf, und nachher, wenn aus dem Heirathen doch nichts wird, hat es eine herbe Enttäuschung, und das wirkt oft für's ganze Leben nach. Jawohl, mein Herr Buchwall, so hätte es meiner Tochter durch Ihr Anschmachten und Briefschreiben ergehen können."

Er hielt noch immer den Kopf gesenkt. Kein Wort wagte er zu seiner Entschuldigung vorzubringen.

„Oder," fuhr sie fort, „hätten Sie sich vielleicht eingebildet, daß ich meine Tochter Elvira dem ersten Besten geben werde, einem simplen Schreiber, einem armseligen Kanzlisten? So viel ist doch Ihre schöne Handschrift nicht werth. Hätten Sie noch etwas Ordentliches gelernt!"

„Ich habe die Rechte studiren wollen," entfiel es ihm leise.

„Na, warum haben Sie es denn nicht gethan?"

„Mein Vater starb, als ich eben auf die Universität sollte," ermannte er sich jetzt. „Er war Kaufmann, hinterließ aber kein Vermögen. Meine Mutter lebte noch und ich mußte suchen, sie zu ernähren, denn mein älterer Bruder war fort, in Australien."

„So, Sie haben noch einen Bruder und in Australien, bei den Wilden?"

„Ja, er ging zur See als Schiffsjunge, um die Welt zu sehen, und blieb dann in Australien, wo er seit zehn Jahren ist und es ihm endlich glückte, wohlhabend zu werden. Aber als er unsere Mutter hätte unterstützen können, starb sie. Bis dahin that ich's, indem ich durch Abschreiben mir Geld verdiente. Daher bin ich Abschreiber geworden."

Das klang so wahr und rührend, daß Frau Meubring

auf einmal andere Augen machte. Ihre Gutmüthigkeit verscheuchte den Zorn. Sie setzte sich auf den Rohrstuhl und erwiederte in einem Tone freundlicher Antheilnahme:

„Ah so! Das ist etwas Anderes! Das war sehr ehrenwerth von Ihnen. Ja, ja, die Verhältnisse bestimmen oft das Schicksal der Menschen. Ich kenne dies, ich bin eine erfahrene Frau. Aber es ist doch zu bedauern, wenn Sie zeitlebens Abschreiber bleiben sollen."

„Das will ich nicht," sagte er ermuthigter.

„Na, was wollen Sie denn noch werden?"

„Es kann Einem ja doch vielleicht glücken, eine gute Stellung auf einem Bureau zu erhalten; oder ..." Er hielt inne.

„Was?" fragte sie neugierig. „Oder?"

Er sah sie zutraulich mit seinen schwärmerisch erscheinenden Augen an, nahm dann vom Tisch aus einem Stoß von Schreibpapieren und Zeitungen ein kleines Druckstück und reichte es der Wirthin mit einem zaghaften Lächeln hin, indem er flüsterte:

„Ich schreibe auch solche kleine Novellen, und das ist die erste, die gedruckt wurde. Man hat mir ein paar Thaler dafür gegeben. Vielleicht, man kann ja nicht wissen — die Schriftstellerei bringt mir vielleicht noch etwas Ordentliches ein. Ich fange erst an, mache auch Gedichte, Theaterstücke; aber für mich blos, nur für mich. Ich wage mich nicht hinaus damit."

Frau Meubring erstaunte. Sie blickte bald auf das Druckstück in ihrer Hand, bald auf den jungen Mann, während er so verlegen von seinen Hoffnungsträumen sprach.



„Also ein Dichter sind Sie eigentlich?“ erwiederte sie in einem Tone, der verrieth, daß ihre Stimmung vollständig umgeschlagen war. „Das ist wieder etwas Anderes, Herr Buchwall. Warum sagten Sie dies nicht gleich? Einen Dichter darf man nicht wie einen gewöhnlichen Menschen beurtheilen, darum verzeihe ich Ihnen Ihren Streich. Zumal,“ setzte sie nachsinnend hinzu, „Sie meinten es ehrlich, nicht wahr?“

„Ich schwöre es Ihnen!“ rief Otto, den ein Ahnen günstiger Wendung befiel.

„Hören Sie, Herr Buchwall, ich bin eine Frau, die ohne lange Umschweife verfährt. Wie ich denke, so rede ich und handle ich. Ich habe Ihnen dies ja vorhin bewiesen, als ich empört über Sie war. Jetzt, nun ich Sie näher kennen gelernt, nun ich weiß, daß Sie ein Dichter sind, bin ich Ihnen gar nicht mehr böse. Sie interessiren mich sogar, junger Mann. Ach Gott, Sie erinnern mich ja auf einmal an meinen Sohn, an meinen Amadeus,“ fuhr sie weichmüthig fort. „Der wäre jetzt auch so alt wie Sie, nicht wahr, so an die Vierundzwanzig?“

„Ja, so alt werde ich demnächst.“

„Und Sie sehen ihm auch ähnlich, wahrhaftig; er war blos etwas größer und kräftiger wie Sie. Darum ging er auch unter die Soldaten und machte die Belagerung von Paris mit, er war erst achtzehn Jahre alt. Hat auch das eiserne Kreuz gekriegt. Ach, er war meine Freude, mein Stolz, meine Hoffnung! Baumeister wäre er geworden. Er war so klug, so geschickt — Sie sollen einmal seine Zeichnungen sehen, die er auf der Bauschule gemacht. Und er dichtete

auch. Ich habe noch eine ganze Menge von Gedichten, die er geschrieben. Er las sie mir immer vor, wenn er sie hingeworfen. Und ich lese sie noch oft still für mich wieder, um so recht an ihn zu denken."

„Lebt er denn nicht mehr?" fragte schüchtern und voller Theilnahme der junge Mann.

„Nein!" klagte sie schmerzbewegt. „Die verdammten Franzosen schossen ihn mir heimtückisch todt, auf einer Patrouille, kurz zuvor noch, ehe der Krieg aus war. Seit sechs Jahren traure ich um ihn und seit fünf Jahren um meinen Mann."

Sie schwieg und hing kummervoll ihren Erinnerungen nach, worin sie Otto nicht zu stören wagte.

„Hören Sie," nahm sie dann ruhiger wieder das Wort, „Sie haben doch keine Familie?"

„Nein," antwortete er, „außer meinem Bruder ..."

„Na, der zählt nicht, der ist ja in Australien. Was meinen Sie nun wohl, Herr Buchwall, wenn ich die Geschichte ernst nehmen würde?"

Es überrieselte ihn heiß, und ein Schauer der Wonne ließ ihn erbeben. Seine Augen erglänzten, denn er errieth, daß die Frau, die ihm vorhin so energisch zu Leibe gegangen war, etwas Gutes mit ihm im Sinne führe.

„Welche?" fragte er dennoch besorgt.

„Mit dem Brief an meine Tochter," entgegnete sie kurz und fest in ihrer gewohnten Weise. „Wenn die zum Beispiel nichts dagegen hätte —"

„O, Sie wollten gestatten, daß ich ihr nahe?" brach es aus ihm heraus.

„Pst! Mit langer Scharmirerei lasse ich mich nicht ein. Das sage ich Ihnen vorweg. Entweder, oder! Wenn Sie meine Elvira heirathen wollen, dann nur keine Umstände und Ziererei mehr. Sie wird wohl nichts dagegen haben. Ich kenne das. Sonst wäre sie ja entrüstet über Ihre Dreistigkeit gewesen. — Gut, wir werden ja sehen. Stimmt es, so will ich gewissermaßen Mutter für Euch Beide sein. Ich nehme Sie als Schwiegersohn wie mein Kind an. Sie ersetzen mir dann meinen Amadeus, und dies gefiele mir sehr — wohlverstanden, wenn Sie kindliche Dankbarkeit gegen mich bezeigen!"

Er stürzte zu ihr, fiel ihr fast zu Füßen und ergriff ihre Hand mit feurigem Ungestüm.

„Welchen Himmel öffnen Sie mir! Mein ganzes Leben wäre Ihnen in Dankbarkeit geweiht."

„Na," sagte sie mit hohem Selbstgefühl, „das kann ich dann auch verlangen. Sie werden ja als mein Schwiegersohn aus meiner Tasche leben. Das macht mir nichts, ich hab's ja dazu, und ich denke, wie gesagt, ich habe wieder einen Sohn. Ihre Abschreiberei können Sie dann alsbald aufgeben. Es paßte mir doch nicht, wenn die Leute sagten, meine Tochter habe einen Kanzlisten geheirathet. Aber Sie mögen ungestört dichten, das ist mir ganz recht. Sie werden als Mann meiner Elvira ein Dichter, ein Schriftsteller sein; ich habe immer für diese Leute, die Geschichten schreiben können, eine Hochachtung gehabt. Das kommt von meiner Mutter her, die als Wittwe Haushälterin bei einem berühmten Dichter war, bei dem Herrn v. Chamisso. Kennen Sie Herrn v. Chamisso?"

„Gewiß, einer unserer besten Dichter!“

„Was für ein trefflicher Mann war er, verehrungswürdig, mit langen Locken, wie ein Apostel! Ich sehe ihn noch leibhaftig vor mir, obgleich ich ihn nur als kleines Mädchen gekannt habe. Also, ich werde mich sehr freuen, wenn Sie auch so ein Chamisso werden. Sie können mit aller Muße Ihre Gedichte machen. Sie werden bei mir wohnen, denn von meiner Tochter will ich nicht getrennt leben, und wir werden einen einzigen Hausstand bilden.“

Vor den Augen Otto's tanzte Alles, was er sah. Er hielt sich für verzaubert; die Wirthin, dieser gefürchtete Hausdrache, erschien ihm wie eine gütige Fee, die ihm ihre liebliche Tochter aus ihrem herrlichen Palast zuführte. Wie wunderhold war jetzt erst Elvira, die es seinem, in Einsamkeit sehnsüchtig gewordenen Herzen angethan hatte, und in welche Leidenschaft artete plötzlich die stille, schüchterne Liebe für sie aus! Und nicht mehr dies traurige, geisttödtende Abschreiben treiben zu müssen! Keine Noth mehr, sondern Behaglichkeit, Sorglosigkeit, ein Leben wie ein Baron. Er war sprachlos vor Entzücken. Lauter Sonnenschein, lauter funkelnder Glanz vor ihm!

Frau Neubring weidete sich jetzt an dieser erkennbaren Revolution im Innern des jungen Menschen. Sie sah selbst sehr zufrieden aus, und Gutmüthigkeit leuchtete aus ihren Mienen. Endlich erhob sie sich und reichte ihm ihre Hand hin, indem sie lächelnd sprach:

„Dies hätten Sie sich wohl nicht träumen lassen, Herr Otto Buchwall?“

„Nein, nein!“ jauchzte er und preßte ihre Hand an sich.

„Sehen Sie,“ äußerte sie wieder in gebieterischer Haltung, „so macht Mutter Meubring kurzen Prozeß, so oder so. Man weiß dies. Bei mir gibt's keine Zweideutigkeiten, auch keinen Widerstand gegen meinen Willen. Wer ihn thut, fährt wohl dabei, wer nicht, der hat den Schaden. Ich bin eine Frau, die es allemal gut meint; aber ich habe helle Augen dabei, eine gesunde Zunge und ein resolutes Wesen. Verstehen Sie?“

Er nickte nur, noch ganz in Entzücken über sie.

„Kommen Sie nun heute Nachmittag zu mir, um vier Uhr, zum Kaffee.“

„Pünktlich, Frau Meubring.“

„Dann wird sich das Uebrige finden, denke ich. Ich werde bis dahin mit meiner Tochter gesprochen haben.“

„Ja, o, ich bitte Sie, thun Sie es! Sie können es viel besser als ich,“ gestand er demüthiglich.

„Ach was, ich meine, daß meine Tochter zustimmt; das muß sein. Wo nicht,“ wandte sie sich zum Gehen, „bleibt's dabei.“

„Was?“ stammelte er betroffen.

„Daß Sie noch heute mein Haus verlassen.“

Damit entfernte sie sich.

Frau Cölestine Meubring war ein echtes Kind des Volkes. Als ihre Mutter gestorben, war sie als das jüngste von acht Kindern von Verwandten angenommen worden und als erwachsenes Mädchen in Dienst bei einer Herrschaft getreten. In dieser Stellung lernte sie Peter Meu-

bring kennen, der in demselben Hause ein Viktualiengeschäft trieb, ein früherer Hausknecht, der sich mit dem Kleinkram schon ein hübsches Vermögen geschafft. Sie heirathete ihn und lebte sehr glücklich mit ihm, da er Alles that, was sie wollte. In dieser Ehe entwickelte sie alle ihre schwachen und starken Eigenschaften. Offenbar hatte sie in dem kleinen Geschäft einen für ihre Begabung zu beengten Spielraum; aber sie wußte es in die Höhe zu bringen. Es war das Ziel ihres Ehrgeizes, die Herrscherin über ihren Mann, in ihrer Häuslichkeit und in dem kleinen Lebenskreise zu sein, in den sie gestellt war, es zu Wohlhabenheit zu bringen und endlich zum Besitz des großen Hauses in der Roßstraße, entfernt von dem Stadtviertel, wo sie im Boudikerladen Holz und Käse, Wurst und Gurken verkauft hatte, und ihr Dasein als vermögliche und respektable Bürgersfrau behaglich zu genießen.

Nach dem Tode ihres Sohnes hatte sie alle ihre Liebe auf die ihr noch verbliebene Tochter Elvira gerichtet, deren poetischer Name schon andeutete, wie sie dieselbe für eine feinere Sphäre des bürgerlichen Daseins bestimmt wissen wollte. Sie liebte es, ihren Kindern solche vornehmeren Namen zu geben; besaß sie doch in Cölestine selber einen solchen. Es war vielleicht eine ererbte Neigung. Als eine Frau, welche gern über ein halbes Dutzend Kinder ihre Liebe ergossen hätte, erhielt nun Elvira dieselbe in einer gleichsam sechsfach gehobenen Kraft, was bei der Lebhaftigkeit und dem despotischen Charakter der Mutter auch seine unangenehmen Seiten hatte. Diese Kraft ihrer Liebe wuchs wo möglich noch, nachdem ihr Gatte, der sanfte

Peter, das Zeitliche gesegnet, und sie minderte sich nicht im Geringsten, nachdem sie noch ihre Nichte Minna zu sich genommen hatte, die wahrhaft mütterlich von ihr gehalten wurde.

Elvira war unter dieser Fülle von Mutterliebe zu einer schmächtigen Jungfrau herangereift. Sonderlich hübsch konnte man sie nicht nennen; ihre Blondheit und zarte lange Gestalt gaben ihr etwas Fades. Indessen der jugendliche Schmelz verschönt immer, und ihr besonderes schwärmerisches Wesen, wie es sich in ihren hellblauen Augen ausdrückte, konnte zuweilen für gefühlvolle junge Männer etwas Verführerisches haben. So erklärte es sich, daß der gleichfalls etwas sentimental angehauchte Otto sich in sie verliebt hatte und mit seiner poetischen Einbildungskraft das junge Mädchen, dem er mehrfach, wenn auch nur auf der Haustreppe begegnet war, idealisirte. Uebrigens für das Mutterauge war Elvira schön, und gern ruhte ihr Blick, saß sie im Wohnzimmer mit den zwei strickenden oder nähenden Mädchen zusammen, auf dem Köpfchen ihres Töchterleins, dessen hellblondes Haar sich an den Schläfen lockte und in den weißen Nacken hinein sich als feiner, zarter, fast unkenntlicher Flaum verlor. Verglich sie dann in Gedanken dies Köpfchen mit dem ihrer Nichte in dunklem krausen Haar, mit dem warmblütigen bräunlichen Gesicht, aus dem ein paar schwarze schelmische Augen blitzten, so gab ihre Muttereitelkeit doch dem eigenen Kinde die erste Nummer. Unstreitig sah Minna, wiewohl sie um mehr als ein Jahr älter als ihre Cousine war, noch kindlicher aus als diese, geistvoller, selbstbewußter und dadurch, wenn nicht hübscher, so doch interessanter; aber Mutter Meubring

faßte ihr Urtheil darüber nicht anders zusammen, als daß ihre Nichte ein zu Rebellion neigendes, sogar trotziges Ding sei, dem noch etliche gute Zucht fehle, um die willige Gehorsamkeit Elvira's zu erhalten.

Elvira überstrahlte ihre schwarzhaarige Cousine außerdem durch ihre feinere Erziehung. Sie hatte etwas Elegantes in Wesen und Sprache. Sie spielte Klavier, obgleich ohne Gefühl und Gewandtheit; aber es war doch die nöthige moderne musikalische Dressur vorhanden. Auch sang sie mit einer dünnen feinen Stimme einfache Liedchen. Es war ein ganz gebildetes Dämchen, wie ihre Mutter mit Stolz sich sagte.

Wegen des Verheirathens hatte sich bis zu der Stunde, da sie den jungen Buchwall in seinem Kämmerlein kennen lernte, bei Mutter Meubring noch kein bestimmter Gedanke gebildet. Erstens, weil sich trotz manchen gesellschaftlichen Verkehrs, Ballbesuches, Landparthievergnügens, noch niemals eine Veranlassung dazu gefunden; dann auch, weil sie eine gewisse Abneigung gegen die Verwandlung ihrer Tochter in eine Frau empfand. Es war ihr, als verliere sie dann ihr Kind, wenn nicht ganz, so doch halb, und der Freier würde daher von Hause aus auf ihre Eifersucht gestoßen sein, welche bei ihrem Temperament etwas zu bedeuten hatte. Sie mußte überzeugt sein, daß Elvira glücklich in der Ehe werde, wozu ihrer Auffassung nach kein herrischer Mann tauge. Ueber den Stand hinaus heirathen, einen vornehmen Schwiegersohn gar blos um der stattlichen Mitgift ihrer Elvira zu bekommen, verabscheute sie vollends.

Gerade deswegen hatte Otto Gnade bei ihr gefunden. Mit ihrem scharfen Blick hatte sie erkannt, daß er ein Schwiegersohn ganz nach ihren Wünschen sein würde, und folglich auch zum Glücke ihrer Tochter. Ein Dichter gefiel ihr überdem absonderlich, und nachdem sie einmal mit dem Gedanken an eine Verheirathung ihrer Elvira sich mit der ihr eigenen Schnelligkeit vertraut gemacht, ging sie in fliegender Hast daran, die Sache in's Reine zu bringen.

Elvira fiel wie aus den Wolken, als sie von ihrer Mutter vernahm, wie sich die Stimmung derselben über den dreisten Briefschreiber geändert habe, und daß sie einverstanden damit sei, wenn eine Verheirathung erfolge. Die Mutter stellte ihr dies mit ihren Gründen umständlich dar.

„Also was meinst Du nun?“ fragte sie dann. „Willst Du oder nicht? Ja oder nein. Entweder wir empfangen ihn um vier Uhr als Deinen Verlobten, oder er trollt sich aus meinem Hause und aus Deinen Augen.“

Elvira kannte ihre Mutter, und deren Wünsche waren ihr stets Befehle. So war sie erzogen worden. Auch jetzt fühlte sie weder Muth noch Lust zum Widerspruch. Im Gegentheil. Sie kannte Otto wirklich nicht weiter, als von Ansehen, und wäre er am Morgen aus der Welt verschwunden, hätte es sie völlig gleichgiltig gelassen. Am Mittag, nachdem sie von seinem Brief erfahren und das Porto dafür theuer und unschuldig hatte bezahlen müssen, dachte sie an ihn mehr denn jemals zuvor. Unter den Thränen um die erhaltenen Ohrfeigen keimte die Liebe zu ihm auf; um den sie leiden mußte, den konnte sie auf einmal auch leiden. Und als ihre Mutter dann zum schreck-

lichen Strafgericht hinausstürmte, erregte der junge Mann ihr Mitgefühl. Sein Verbrechen war doch nur, daß er sich in sie verliebt hatte, und welches Mädchen möchte darüber böse sein? Es war ihr überdem im Leben noch nicht passirt, und welches empfindsame Mädchen von neunzehn Jahren mag nicht zum ersten Mal das süße, vielbeschriebene Hochgefühl der Liebe aus eigener Erfahrung kennen lernen? Sie zitterte um ihn, und Bangen läßt heftiger das Herz klopfen. Als nun gar Alles anders wurde, wie sie gefürchtet, kam es in der Ueberraschung wie Triumph über sie. Die sichere Aussicht auf Heirath hat etwas Berauschendes für ein Mädchen, zumal, wenn ihr der Werber nicht gerade zuwider ist, und der Herr Buchwall, dessen Namen Elvira erst aus dem Munde ihrer Mutter kennen gelernt, war ihr binnen einer Stunde ein sehr interessanter junger Mann geworden. Die erfahrene und so kluge Mutter sagte jetzt: „Willst Du ihn, so ist's mir recht," und was sollte sie also lange noch zögern, zu antworten, mädchenhaft verschämt: „Wenn es Dir recht ist, Mama, so will ich ihn!"

Damit war die Sache abgethan. Mutter Cölestine Meubring rieb sich vergnügt die Hände; Elvira konnte sich dem Nachdenken, dem Sinnen über das, was geschehen und ferner geschehen würde, nicht entwinden, und lächelte dabei in einem ihr noch unverständlichen Glück vor sich hin; Minna aber sperrte Mund und Nase auf und sah auf ihre Tante wie auf eine Allmächtige, die Wunder bewirken könne.

Am Nachmittag, nachdem Otto ebenso pünktlich wie klopfenden Herzens sich eingestellt hatte, fand unter dem

Segensspruch der zufriedenen Mutter die Verlobung statt, und Bräutigam und Braut saßen dann zusammen, um sich kennen zu lernen, was offenbar von jeder Seite mit großer Lust und Freude geschah.

Der Erste, welchem das junge Paar vorgestellt wurde, war der Major Britz, welcher, wie regelmäßig, gegen Abend zu Besuch bei Frau Meubring kam. Er wohnte seit Jahren im Hause, zwei Treppen hoch, wo er die kleinere Hälfte des Geschosses inne hatte. Er war schon ein Fünfziger, lang, dürr, steif und immer ernst, immer gedankenvoll, immer mit einem strengen Ausdruck seines bartlosen, sorgenvollen Gesichts. So lange als möglich war er Offizier geblieben, und gewiß war er der älteste Hauptmann der preußischen Armee gewesen, als er endlich wohl oder übel seinen Abschied nahm. Um die Majorsecke wäre er eben nicht gekommen; er hätte mehr zum Professor der Mathematik, denn zum Soldaten gepaßt. Beim Ausbruch des französischen Krieges 1870 gab man ihm auf seinen Wunsch wieder eine Anstellung in der Armee, und er begnügte sich damit, Bezirkskommandant zu werden und Kriegsgefangene in einer deutschen Garnisonsstadt zu bewachen. Dann, als Friede geworden, entließ man ihn wieder, diesmal wenigstens als Major und mit einer besseren Pension als vorher. Er zog wieder in seine alte Wohnung in der Roßstraße, die man ihm freigehalten hatte; denn er war bei Meubrings schon Hausfreund geworden, und der alte Peter, der Wirth, hielt große Stücke auf ihn und fühlte sich nicht wenig von der Freundschaft des etwas absonderlichen, aber kreuzbraven Offiziers geehrt.

Nachdem Frau Cölestine Meubring Wittwe geworden, hielt es der Major für seine ritterliche Pflicht, ihr seine Dienste zu weihen. Sie bedurfte derselben zwar bei der Energie und Selbstständigkeit ihres Charakters ebensowenig, wie zu Lebzeiten ihres Mannes; doch war sie schon daran gewöhnt, Abends den Major bei sich zu sehen; er war ihr angenehm zur Unterhaltung, und sie sprach über Alles mit ihm, was ihr Sorgen machte. Ueberdem gab es manche Gelegenheiten, wobei die Begleitung eines so gesetzten Herrn einer Dame mit zwei jungen Mädchen nützlich war.

Britz hegte den Wunsch, der Nachfolger Peter's zu werden und die wohlhabende Wittwe zu heirathen. Obgleich er niemals eine offene Erklärung deswegen abgegeben und in jeder Hinsicht die Grenze einer höflichen und ergebenen Hausfreundschaft nicht überschritt, so war Frau Cölestine doch eine viel zu kluge Frau, als daß sie sein Herzensverlangen nicht errathen hätte. Er gestand ihr dies ja in verhüllter Weise unzweideutig genug, bald daß er über die trostlose Oede des Hagestolzenthums seufzte, oder daß er ihr aus statistischen Berichten mittheilte, wie häufig noch Ehen in reiferen Jahren beider Theile geschlossen würden und daß diese gewöhnlich die allerglücklichsten seien; bald daß er sich darüber lehrhaft ausließ, wie Alles, auch Jugend, durch den Geist zu ersetzen sei, oder daß eine Wittwe in besten Jahren noch zu viel Gemüthsbedürfniß habe, um nicht zu ihrem Vortheil wieder eine Heirath einzugehen. Aber Frau Cölestine dachte nicht daran, Frau Majorin werden zu wollen. Sie hatte die Ueberzeugung, daß sie eine Sünde gegen ihre Elvira beginge, wenn sie ihr noch einen zweiten Vater gäbe.

Der Major verhehlte denn auch gar nicht seine Freude, als ihm Elvira als Verlobte vorgestellt wurde. Er billigte Alles, lobte die Klugheit seiner Freundin, drückte dem jungen Buchwall herzlich die Hand, indem er ihm Elvira als eine treffliche Ergänzung seines inneren, poetisch gestimmten Menschen pries, und versäumte auch nicht eine Anspielung gegen die Mutter, daß ihr ja nunmehr die bisher so heilig gewesenen Rücksichten auf ihre Tochter keine Bedenken mehr verursachen würden, das eigene Herz ernstlicher zu befragen.

„Ach Gott," kühlte ihn jedoch die nüchterne Frau sogleich mit lächelnden Mienen ab; „ich habe ja noch die Minna, und die ist doch auch wie eine Tochter für mich. Und dann, ich bleibe die Mutter von meiner Elvira, selbst wenn sie nun verheirathet sein wird. Die jungen Leute müssen bei mir wohnen und es ändert sich eigentlich nichts, als daß ich wieder einen Sohn im Hause habe, und daß derselbe der Mann meiner Tochter sein wird. Er wird diese Stellung und die Rücksichten, die er mir schuldig ist, niemals aus den Augen verlieren, darüber habe ich ihm klaren Wein eingeschenkt."

Der Major sagte nichts weiter; Otto jedoch, dem das wonnetrunkene Herz auf der Zunge lag, ergriff die Hand der zukünftigen Schwiegermutter und sagte tief bewegt: „Ich wäre ja sehr undankbar, wenn ich nicht Alles thäte, um Ihnen zu gefallen. Sie geben mir ja Alles, was mich beglückt, eine Familie, ein Heim, Ihre Tochter. Ich schwöre es, ich will Elvira wie eine Heilige und Sie wie meine Mutter verehren!"

Frau Meubring strahlte.

„Wie schön er reden kann," rief sie aus. „Wie gedruckt. Na, er ist ein Dichter und muß es verstehen."

Sechs Wochen später wurde die Hochzeit Otto's mit Elvira gefeiert, die sich liebgewonnen hatten, wie es Brautleute nur vermögen. Sie waren wie die Kinder und entzückten Mutter Meubring, welche die Hochzeit so schnell angeordnet hatte, weil sie das lange Schmachten der Verliebten unter ihren Augen im Wohnzimmer nicht leiden konnte.

Nun waren sie Mann und Frau. Zwei hübsche Zimmer links vom Korridor waren für sie hergerichtet worden, eins nach dem Hof zum Schlafen, das andere nach der Straße und im Zusammenhang mit der übrigen Wohnung der Schwiegermutter, wo dann auch gemeinsam die Mahlzeiten gehalten wurden, und Elvira sich beinahe so viel aufhielt, wie zu ihrer Mädchenzeit. Sie war so glücklich und ihr junger Gatte nicht minder. Er machte alle Tage Gedichte, entweder auf seine Frau oder auf seine Schwiegermutter, was ihr sichtlich schmeichelte.

Otto hatte auch weiter nichts zu thun und that wirklich nichts weiter. Das Abschreiben hatte er schon als Bräutigam aufgegeben; er aß und trank bereits als solcher bei Frau Cölestine. Mit der Schriftstellerei wollte es in der Aufregung und Unruhe der Flitterwochen noch nicht gehen, und es war ja nicht nöthig, nichts trieb ihn dazu, nicht einmal ein inneres Drängen. Alles, was er brauchte, hatte er von der Schwiegermutter, und er konnte thun, was er wollte, insofern er nichts Anderes wollte, als was man von ihm verlangte.

Alles aber, was den Sinn besticht, verliert nach und nach an Reiz und wird dann mit kritischeren Augen angesehen. Flitterwochen dauern überall nicht ewig, und nach den schönsten Hoffnungen kommen die Ernüchterungen, wie trübe Tage nach sonnigen. Die Schwiegermutter, kann man behaupten, wurde zuerst etwas störend in dem Glück der Neuvermählten. Sie spielte manchmal gar zu sehr die Herrin über ihre Tochter, so daß der brave Otto seine Würde als Gatte sehr mißachtet fand. Sie kümmerte sich doch um Verhältnisse, die sie eigentlich nichts mehr angehen sollten; kommandirte über Elvira, als sei diese nach wie vor ihr allein unterthan, und es kam sogar bei der heftigen Frau dazu, daß sie im Unmuth über eine von Otto unvorsichtig zerbrochene Tasse ihre bewegliche Hand gegen die Wange der Tochter fliegen ließ, als diese ihren Mann entschuldigen wollte, und Minna dabei die gleiche Auszeichnung erhielt, weil sie verdächtig war, diese Entschuldigung zu billigen. In einem Anfall von Vermessenheit war Otto als schützender Ritter herzugeeilt und büßte es schwer mit der Fülle des Zornes, welche die Mutter nun über ihn allein entlud. Er solle sich hüten, ihr in's Gehege zu kommen, hörte er von ihr; sie sei die Herrin im Hause, und er sei nichts und lebe von ihr.

Das war ein tiefer Stich in sein Herz, und als er wieder mit seiner Frau allein sein durfte, klagte er über diese Behandlung, die er sich von der Mutter schweigend hatte gefallen lassen.

„Um Gottes willen," tröstete ihn Elvira, „denke darüber weiter nicht nach. Verdirb es nicht mit meiner Mutter,

das wäre ja unser Unglück. Sie ist einmal so, und Du weißt, sie ist im Herzen gut."

Er tröstete sich auch damit, und seine schüchterne Natur hielt ihn ebenso ab, mit der gewaltigen Herrin des Hauses einen Zwiespalt zu suchen, wie das ihm bewußt werdende Gefühl der vollständigen Abhängigkeit von ihr, das anfing, ihn zu demüthigen und zu bedrücken.

Zuweilen langweilte er sich schon zu Hause und nahm dann einen Geschäftsgang zu einem Buchhändler zum Vorwand, um auszugehen. Eigenes Geld besaß er nicht; aber Elvira's Liebe steckte ihm ein paar Groschen zu, wenn er sie darum bat. Da er jedoch bei einem Buchhändler eigentlich nichts zu thun hatte, so vertrieb er sich seine freie Stunde im Bierhause, dieser Zufluchtsstätte nicht nur der Durstigen, sondern auch der still Bekümmerten.

Es wäre gewiß auch gar nichts dabei gewesen, wenn Mutter Meubring, die mißtrauisch gegen diese sich beinahe regelmäßig wiederholenden Ausgänge Otto Buchwall's geworden war, nicht eines Mittags beim gemeinsamen Suppenlöffeln plötzlich Biergeruch in ihrer Nase verspürt hätte, Kneipenduft, wie sie sagte, und mit ihren funkelnden Augen, denen einer Tigerin gleich, ihren Schwiegersohn deswegen in's Gebet genommen hätte. Er leugnete seine Unthat gar nicht, aber er setzte damit die zärtlichste aller Mütter in Verzweiflung.

„Kneipen gehen," rief sie, „als ein so jung verheiratheter Mensch in's Wirthshaus laufen, das ist der Anfang des ehelichen Elends. Ich kenne das, und darum dulde ich es nicht, mein Sohn. Du würdest meine Tochter un-

glücklich damit machen. Also unterbleibt's fortan, und diese Schwänzelgänge hören überhaupt auf. Dichte Du in Deiner Stube, das rathe ich Dir."

So gerieth der junge Mann auch wegen seiner Ausgänge unter die scharfe Kontrole der Herrin, und lachend schloß ihn sogar seine Elvira ein, wenn sie einmal mit ihrer Mutter allein das Haus verließ, damit er ungestört dichten könne, schwätzte sie dabei derselben nach.

Die schwächliche Gutmüthigkeit Otto's, welche sich Alles von der Liebe seiner jungen Frau und derjenigen ihrer Mutter gefallen ließ, verhinderte trotzdem nicht, daß er mit Elvira in Streit gerieth. Er brauchte ihr nur etwas gesagt zu haben, was ihr nicht gefiel, so brach sie mit Klagen und endlich auch unter Thränen mit Vorwürfen los, eine gelehrige Schülerin ihrer Mutter, die jung zwitscherte, wie die Alte summte. Und wehe! wenn diese verweinte Augen bei ihrer Tochter sah und ihr das Geständniß abdrang, daß Otto sie ihr verursacht habe. Der Aermste! Er bekam immer Unrecht, er war stets der Schuldige; er hieß selbst schon ein Undankbarer, ein liebloser Ehemann, der nicht gehalten habe, was er vor der Hochzeit doch so feierlich geschworen.

Da ergab er sich denn in sein Geschick, indem er sich selber sagte, daß es am besten sei, einen unfruchtbaren Widerstand aufzugeben. Er war doch versorgt, und er wurde gelobt und wie ein Sohn behandelt, selbst gehätschelt, wenn er Mutter und Tochter ganz allein im Hause schalten und walten ließ. Er unterdrückte die Scham und den Mißmuth, welche dagegen Protest erheben wollten, und

versuchte, seine üble Stimmung in einer Novelle auszutönen. Am Ende, lullte er völlig sein Gemüth ein, würde seine liebe Schwiegermutter doch nicht ewig leben, und ihm werde nach ihrem seligen Ende der Lohn für die standhaft erlittene Prüfung sicher sein.

An einem sehr heißen Sommernachmittage tappte ein Mann in etwas auffälligem Anzuge die Treppe des Meubring'schen Hauses hinauf. Er trug Schnürschuhe, weite blaue Beinkleider, eine blauwollene Weste und Juppe, einen feinen weißen Hemdkragen über einem schwarzseidenen Halstuch, dessen lange Zipfel vorn herunterhingen, und auf dem Kopfe einen weichen, breitrandigen schwarzen Filzhut. Er war vielleicht dreißig Jahre alt; sein Gesicht so verwettert und braun, daß man ihn, auch nach der Tracht, für einen Seemann halten mußte, der vielleicht jünger war, als er aussah. Die Gestalt war schlank, sehnig, und ihre Bewegungen hatten bei aller Munterkeit eine gewisse Eckigkeit.

Er stieg mit schwerem Schritt und vor Hitze pustend von Stockwerk zu Stockwerk, indem er an jeder Thüre die angebrachten Namen las. Endlich war er hoch oben.

„Weiter geht's nicht!" murmelte er. „Wohnt denn hier der Schneider Rückert, Gott verdamm' mich! — Richtig, da wohnt er;" er las den Namen in goldenen Zierbuchstaben auf dem schwarzledernen Schild: Lorenz Rückert, Schneidermeister für Civil und Militär.

Er öffnete und der Meister flog mit einem Schwung von seiner Platte auf den Fußboden, mit seinen braunen Strümpfen in die Pantoffeln, und beugte ergebenst seinen

Rücken. Ehe er aber noch den Mund aufthat, frug ihn der Fremde schon mit rauher Stimme kurz und herrisch: „Otto Buchwall?"

„Otto Buchwall?" entgegnete überrascht und neugierig der Schneider. „Sie meinen doch den jungen Herrn Otto Buchwall, der jetzt unten eine Treppe hoch wohnt? Ja, der hat sich sehr verbessert, sehen Sie, durch die Heirath mit Fräulein Meubring."

Der Fremde fuhr auf: „Was? Verheirathet?"

„Freilich! Wußten Sie dies noch nicht? Ach" — betrachtete Meister Lorenz Rückert den blauen Mann pfiffig — „Sie sind wohl nicht von hier?"

„Nein, ich komme direkt von Australien, Viktoria, via Hamburg!"

„Aus Australien! Und Sie fragen nach Herrn Otto Buchwall? Ja, da sind Sie wohl gar sein Bruder?"

„Bin ich, ja, Albrecht Buchwall."

„Ei, da seien Sie mir schönstens willkommen! Ihr Bruder hat mir manchmal von Ihnen erzählt, und es war allemal ein Festtag für ihn, wenn er einen Brief von Ihnen aus Australien kriegte. Sie wissen doch, er wohnte bei mir — da, in der kleinen Stube; jetzt habe ich meine zwei Gesellen da einquartiert, weil's Geschäft besser geht, obgleich allemal bei der Schneiderei nicht mehr viel herauskommt."

Ungeduldig unterbrach Albrecht den Redefluß des Schneiders: „Also eine Treppe?"

„Ja, da wohnt er seit drei Monaten bei seiner Schwiegermutter, der das Haus hier gehört. Ah, er hat sein Glück

gemacht mit der Parthie! Und wie das sich machte! Nee, es ist wie ein Roman. Wie ein Roman, sage ich Ihnen. Und Sie wußten nichts davon?"

„No!" brummte ihn der Australier an, der aber doch mit Interesse jetzt zugehört hatte.

„Natürlich, wenn ein Brief von hier sieben Wochen bis nach Australien braucht, und Sie vor sieben Wochen schon von da abgereist sind — na, also, er ist glücklich verheirathet; das heißt . . ."

Der Schneider biß sich auf die Lippen und schwieg, während Albrecht auf einmal ein grimmiges Gesicht schnitt. Sein dunkler Schnurrbart hob sich an den Spitzen und seine grauen Augen blitzten auf. Lorenz Rückert erschrak; der Blaue kam ihm wie ein Seeräuber vor.

„Nun," herrschte ihn dieser an, „warum schweigen Sie?"

Vertraulich rückte ihm der Meister näher und flüsterte: „Wenn die Alte nicht wäre! Seine Schwiegermutter, die Frau Meubring. Ich versichere Sie, das ist eine richtige —; daraus kann man drei machen und jede wäre noch ein Drache."

„Drache?" stieß Albrecht drohend hervor. „So muß man ihr den Hals umdrehen."

Der Schneider taumelte zurück.

„Um Gottes willen!" rief er entsetzt. „Hören Sie, bei uns zu Lande ist das Halsumdrehen gesetzlich verboten. Ich will auch nichts gesagt haben — das bleibt unter uns, Herr Buchwall, ich bitte Sie sehr darum. Sie kennen die Alte nicht — ich warne Sie. Die hat, wie man zu

sagen pflegt, Haare auf den Zähnen; aber sie ist eigentlich auch wieder eine charmante Frau, und sie hat doch das Geld, und Ihr Bruder Otto lebt wie ein Baron, das heißt mit dem kleinen Unterschied, daß er seine Schwiegermutter —"

„All right!" schnitt der Australier ihm barsch die Worte ab und ging damit zur Thüre hinaus.

Vor dem Korridor der Wohnung eine Treppe hoch hielt er an und betrachtete sinnend das kleine weiße Porzellanschild an der Thüre, auf dem nur der Name Meubring stand. Dann zog er die Glocke.

Es dauerte eine Weile, ehe die Thüre ein wenig geöffnet wurde und Minna's verdrießliches Gesicht sich zeigte. Sie sah den Fremden fragend an.

„Otto Buchwall?" mehr ließ dieser zunächst nicht verlauten.

„Herr Buchwall! Wünschen Sie etwas von ihm?"

„Ja, ich will ihn sprechen," und dabei stand er schon in der Thüre.

„Er ist jetzt nicht zu sprechen; kommen Sie ein andermal wieder."

„Nein," entgegnete er kurz; „ich werde hier auf ihn warten." Er trat in den Korridor, und Minna war so verblüfft über diese Kühnheit, daß sie nicht wußte, was sie thun sollte.

„Ich bin sein Bruder," setzte Albrecht wie zur Entschuldigung hinzu.

„Sein Bruder?" stieß sie überrascht hervor. „Aus Australien?"

„Yes, direkt. Wollen Sie mir vielleicht die Thüre

weisen? Ich sage Ihnen ja, daß ich Albrecht Buchwall bin und meinen Bruder besuchen will. Warum wollen Sie mich nicht in seine Wohnung führen?"

Minna erröthete beschämt und stand verlegen da. Dann öffnete sie entschlossen die Thüre zum Wohnzimmer, indem sie freundlich sprach: „Bitte, treten Sie näher, wenn Sie denn doch warten wollen."

Er zögerte nicht, sah sich im Zimmer um, warf seinen Hut auf den Tisch und sich ohne Weiteres in's Sopha. Minna blinzelte halb befangen, halb erstaunt auf sein Gebahren und setzte sich dann an's Fenster zu ihrer Näharbeit.

„Sind Sie etwa seine Frau?" begann er nach einer Weile und betrachtete sie prüfend.

Sie lachte leise und schüttelte ihr Köpfchen.

„Ich? Nein. Aber meine Cousine ist mit ihm verheirathet."

Er hielt immer noch seine Augen auf sie gerichtet.

„Cousine!" wiederholte er. „Wo ist sie?"

„Ausgegangen. Es ist eben Niemand zu Hause, und ich kann Ihnen auch nicht sagen, wann meine Tante zurückkehrt."

„Tante? — Aber ich will meinen Bruder sprechen, nicht Ihre Tante."

In diesem Augenblick ließ sich ein starkes Geräusch im Nebenzimmer vernehmen, wie wenn Jemand einen Stuhl heftig fortrückt.

Der Australier erhob sich mit vorwurfsvoller und mißtrauischer Miene. „Warum sagen Sie, es sei Niemand zu Hause?"

In höchster Verwirrung stammelte sie: „Meine Tante ist nicht hier ...“

„Was scheert mich Ihre Tante?“ rief er sehr laut und ärgerlich. „Ich frage nach meinem Bruder Otto Buchwall. Bin ich denn hier in seiner Wohnung, ja oder nein?“

„Albrecht! Albrecht!“ schallte es hinter der Thüre des Nebenzimmers, aus dem vorher das Geräusch zu hören gewesen. Es war ein Jubelruf, der Minna in Schrecken setzte, den Australier aber an die Thüre laufen ließ.

„Das ist die Stimme meines Bruders!“ rief er wild und rüttelte an der Thürklinke. „Otto? Du? Mache doch auf! Ja, mein Junge, ich bin Albrecht, Dein Bruder. Mache doch auf!“

„Ich kann nicht,“ antwortete Otto traurig zurück.

„Kannst nicht? Warum nicht?“

Albrecht wandte sich zu dem erschrockenen Mädchen, das aufgesprungen war und ihn anstarrte. „Schließen Sie auf, Sie Lügnerin,“ fuhr er sie an. „Ha, es ist Niemand zu Hause, haben Sie gesagt. Gott verdamm' mich! Warum lügen Sie? Schließen Sie auf, sage ich.“

Sie war glühend roth im Gesicht und beschämt, angstvoll, verwirrt stammelte sie: „Ich habe keinen Schlüssel.“

„Sie haben keinen Schlüssel? Er kann nicht öffnen? Ah, so ist er eingesperrt, so ist er gefangen. Otto, mein Junge, bist Du im Arrest? Rede, was ist das? Warum bist Du eingesperrt?“

„Ach, lieber Bruder,“ entgegnete Otto kleinlaut, „das hat nichts zu bedeuten. Meine Schwiegermutter oder

meine Frau wird zufällig den Schlüssel mitgenommen haben."

„Aber man schließt einen Schwiegersohn oder einen Ehemann doch nicht ein, Gott verdamm' mich! Es müßte denn ein Narr sein, oder ein Schwachkopf, oder ein Taugenichts!"

„Ich bitte Dich, Albrecht! Ich wollte ruhig arbeiten, daher —"

„Alles Lügen!" rief der Australier noch zorniger als vorhin. „Ich höre es Dir an, mein Junge; mir machst Du nichts weiß. Man hat Dich eingesperrt, Deine Schwiegermutter sicherlich, und man hat Dich auch verleugnet, dieses Mädchen hier. Und Du lässest Dir so etwas gefallen wie ein unartiges Kind?"

„Beruhige Dich doch!" klang es bestimmter wieder zurück; „Du irrst Dich. Der reine Zufall! Ach, mein lieber Albrecht, wie überraschst Du mich! Bist Du so unvermuthet aus Australien gekommen, nach mehr als zehn Jahren! O, daß gerade die Thüre abgeschlossen wurde. Mein guter, lieber Albrecht! Wenn ich Dich nur sehen könnte!"

„Das sollst Du, Gott verdamm' mich! Das sollst Du. Solches Schloß zu öffnen ist kein Kunststück. Eine Minute, eine Minute!"

Und dabei versuchte er mit einem der kleinen, feinen blanken Schlüssel, die er an einem Stahlringe aus der Tasche gezogen hatte, zu öffnen.

„Um Gottes willen!" fiel ihm Minna in den Arm, „was thun Sie!"

„Gehen Sie!“ wehrte er sie grimmig ab.

„Meine Tante! Sie kann jeden Augenblick zurückkommen!“

„Sie mag kommen! Hier wohnt mein Bruder!“

„Aber sie wird außer sich sein!“

„Aha! Sie sperrt also ihren Schwiegersohn ein! Eine schöne Ehe! Ich verstehe jetzt schon Alles. Und Du bist so dumm, Otto, so miserabel!“

Es gelang ihm in diesem Augenblick, das Schloß mit einem seiner Schlüssel zu öffnen. Minna rang verzweiflungsvoll die Hände; er aber stieß die Thüre auf und stürzte auf seinen Bruder zu. Beide hielten sich lange schweigend in der Umarmung.

„Mein Junge! Mein Otto!“ rang es sich dann aus Albrecht's Brust. „Nun hätte ich Dich! Wie einen Gefangenen habe ich Dich befreit. Das soll nun anders werden; ich werde Dich zum Mann machen. Mein Junge! Was mußt Du für ein Esel gewesen sein, Dich so mit Deiner Schwiegermutter zu verheirathen!“

„Aber, lieber Albrecht, ich bin ja ganz glücklich!“ erwiederte Otto, indem er freudevoll die braunen Wangen seines Bruders strich.

„Nun, ich werde Dein Glück kennen lernen. Brauchst mir nichts vorzuspiegeln. Warum ist es denn mit Deinem Heirathen so schnell gegangen?“

„Das machte sich so, lieber Albrecht. Meine Schwiegermama wünschte es. Meine Frau ist ihre einzige Tochter, lieber Albrecht, und sie ist wohlhabend, sie ist reich.“

„Und Du, mein guter Otto, hast Dich auf diese Weise

versorgen lassen? Du bist der Mann Deiner Frau und sie ernährt Dich?"

„Ist es denn nicht ein Glück," erwiederte Otto heiter, um seine Beschämung zu verbergen, „daß ich nun sorgenlos mich meinen schriftstellerischen Arbeiten hingeben kann?"

Der Australier machte große Augen.

„Schriftstellerische Arbeiten?"

„Ja; hier, sieh', lieber Albrecht, ich schreibe eben den Schluß einer neuen Novelle."

Er langte ein starkes Heft von seinem Schreibtisch und reichte es dem Bruder mit einem stolzen Ausdruck seines feinen Gesichts. Betroffen sah er, wie Albrecht nach einem flüchtigen Blick auf die Schrift das Heft mit seinen knochigen Fingern zusammenrollte und sich in die Brusttasche steckte, indem er sagte: „Ich werde es lesen, mein Junge; ich versteh' was von der Literatur, weil ich ein Jahr lang bei einem großen Buchhändler und Zeitungsverleger in Sydney Packete gemacht habe. Aber ich habe Pläne mit Dir, schöne Pläne, und darum bin ich ja aus Australien hieher gekommen."

Bevor er noch weiter reden konnte, trat Frau Meubring mit Elvira in's Wohnzimmer, Beide in Hut und Mantel. Sie hatten die Korridorthüre mit ihrem Schlüssel geöffnet, und so war selbst Minna von ihrer Ankunft überrascht. Nicht freudig; denn das Donnerwetter war unvermeidlich, und daß der erste Blitzstrahl sie treffen mußte, wurde ihr auf einmal klar.

Die Damen blieben erstaunt stehen, als sie in dem geöffneten Zimmer Otto's den fremden Herrn erblickten. Der

nicht wenig erschrockene Schwiegersohn beeilte sich, die Gefahr zu beschwören, indem er zu Frau Meubring lief und ihr wie Elvira den unerwartet erfolgten Besuch seines theuren Bruders aus Australien meldete. Dieser selbst kam auch herzu und begrüßte die Damen etwas steif und frostig, während Minna die Gelegenheit für günstig hielt, sich allen Fährlichkeiten zu entrücken. Aber eben, als sie hinaushuschen wollte, ergriff sie ihrer Tante wuchtige Hand und hielt sie zurück.

„Warte doch, Du mußt mir erklären, wie denn der Herr da in's Zimmer kommt."

Otto, dem in dieser Noth seine dichterische Phantasie zu Hilfe sprang, drückte den Arm seiner Frau und rief:

„Ihr müßt nicht zugeschlossen haben! Du hast aus Versehen blos den Schlüssel abgezogen, liebe Mama."

„Ach was," fuhr leider der Australier in diese Lüge, „ich habe die Thüre mit meinem Schlüssel aufgemacht." Er ließ zugleich seinen Schlüsselbund vor Aller Augen klingeln.

„Sie?" antwortete darauf Frau Cölestine sehr gedehnt und wie ungläubig.

„Yes, ich. Warum war denn mein Bruder eingesperrt?"

„Mein Herr! Als ein Fremder —"

„Ich bin der Bruder Otto's, der hier doch zu Hause ist. Nicht so?"

„Aber das ist ja Gewalt, mein Herr!" dröhnte es jetzt unheilverkündend von Frau Meubring's Lippen. „Das ist Einbruch in meine Wohnung, wissen Sie, in meine Wohnung."

„Ihre Wohnung? O ja, ich versteh' wohl. Sie spielen darin die Kerkermeisterin für Ihren Tochtermann."

„Wie? Mir das in meinem eigenen Hause! Sie erdreisten sich ... Sie haben mit Nachschlüsseln meine Zimmer geöffnet ..."

„Ich bitte Dich, liebe Mama," versuchte der geängstigte Otto sie zu beschwichtigen; „es ist mein Bruder! Er hat mich so lange nicht gesehen. Liebe Elvira," wandte er sich zu dieser, „beruhige doch Deine Mutter."

Elvira aber wagte kein Wort zu sprechen. Auch war ein aufgewirbelter Sturm in der Hausfrau Brust nicht zu unterdrücken, der brach mit unwiderstehlicher Gewalt hervor, um sich auszutoben. Ihre Empörung über die verwegene Art, mit der sie der Blaue angriff und jetzt höhnisch sie mit seinen Blicken maß, war zu groß. Sie witterte in ihm ihren Feind, den Revolutionär, der ihren Schwiegersohn verführen würde. Der Zorn erstickte ihre Stimme. Doch dieser Eindringling sollte es büßen; sie wollte ihm zeigen, daß sie sich nicht vor ihm fürchte.

„Dein Bruder!" stieß sie kirschroth endlich wieder hervor. „Ein schöner Mensch das, der hier einbricht und mich beschimpft. Ein Abenteurer — ei, was noch wohl, da er Nachschlüssel bei sich führt?"

„Mama!" flehte Otto.

„Sei still, ich rathe Dir!"

„Ja, mein Junge, halt's Maul," rief ihm Albrecht gemüthlich zu. „Du hast hier nichts zu sagen, das merk' ich. Laß nur, ich werde schon mit diesem Drachen fertig werden."

„Drachen?“ schrie Frau Cölestine auf, und ihre Tochter schlug die Hände bei ihrem Aufschrei über dem Kopfe zusammen.

„Yes, Drachen! Wie können Sie sich unterfangen, Jemandem die Freiheit zu nehmen! Sie haben meinen Bruder in seiner Wohnung gefangen gesetzt. Well, er ist ein Esel, daß er sich's gefallen läßt. Aber das kommt nicht mehr vor; ich dulde es nicht. Ah, Otto, es war Zeit, daß ich Dir die Kette abnahm, denn diese Frau hat Dich zum Sträfling machen wollen! Ah, ich werde schon mit ihr fertig werden!“

„Genug, genug!“ raste sie. „Jetzt sehen Sie, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Und Du,“ fuhr sie nun auf Minna los, „wie kannst Du einen fremden Menschen in die Wohnung lassen?“

„Ich kann doch dem Bruder Otto's nicht die Thüre vor der Nase zuschlagen!“ flog es beinahe trotzig aus des schwarzköpfigen Mädchens Munde.

„Und die Thüre aufbrechen? Das hast Du ruhig mit angesehen?“

„Was konnte ich gegen einen solchen Mann thun?“

„Gibt's keine Polizei? Hättest Du nicht den Major herunterrufen können? O, Du dummes Ding! Nicht einmal die Wohnung kannst Du hüten!“

Und klitsch, klatsch, knallte es auf Minna's Wangen. Entrüstet trat der Australier heran.

„O, o! Warum schlagen Sie dieses Fräulein! Sie sind eine Furie!“

Er blickte mitleidig und den Grimm noch in den ver-

wetterten Zügen auf das Mädchen, das mehr vor Scham, als infolge der unsanften Berührung bis an die Schläfen erröthet war. Es weinte nicht; seine dunklen Augen richteten sich auf den Australier und ihre Lippen bewegten sich, als wollten sie ihm sagen: Das hab' ich nun Ihnen zu verdanken.

Frau Cölestine kannte sich nicht mehr. Sie that, als höre sie nicht auf die Schmähworte des Blauen, während sie unter heftigem Hin- und Hergehen und Zornausbrüchen ihre Mantille abwarf und ihren Hut vom Kopfe nahm.

„Ich sage Ihnen," hielt sie dann vor dem Verhaßten an, „Sie verlassen augenblicklich meine Wohnung. Sogleich!"

„Well, ich werde in die Wohnung meines Bruders gehen. Komm, mein Junge."

„Der hat keine eigene Wohnung; er wohnt bei mir und ich bin hier allein die Herrin. Also habe ich das Recht, Sie hinauszuweisen. Gehen Sie!"

„No, no! Er ist der Mann hier, er ist Herr hier, wie es sich gehört!"

Sie richtete sich in ihrer ganzen Größe empor und mit einer gebieterischen Armbewegung gegen Minna rief sie ihr zu: „So hole man die Polizei! Das Dienstmädchen soll einen Schutzmann rufen. Fort!"

Minna besann sich nicht weiter und eilte hinaus. Elvira rang die Hände; Albrecht nickte herausfordernd, Otto ergriff seinen Arm und bat: „Bruder! Geh' jetzt lieber. Ein andermal . . ."

„Nicht einen Schritt darf er mehr über meine Schwelle," schleuderte die Schwiegermutter ihm zu.

Otto lief zu ihr: „Aber Du wirst doch meinen Bruder nicht durch die Polizei hinauswerfen lassen?"

„Er will's nicht anders. Hausfriedensbruch, Gewaltthätigkeit in meiner Wohnung! O, er soll es büßen; ich werde ihm den Drachen, die Furie zeigen!"

„Well, der Schutzmann soll nur kommen. Sie hat Dich eingesperrt, mein Junge, das will ich auch vor die Polizei bringen."

Frau Meubring lachte in ihrer Wuth hell auf über diese Drohung.

„Das fehlte noch, daß Sie hier mitzureden hätten! Wären Sie doch nur in Australien geblieben, wohin Sie gehören. Ihren Bruder habe ich wie einen Sohn angenommen und ich weiß, wie ich mit ihm zu verfahren habe, damit meine Tochter ihre Verheirathung nicht zu bereuen braucht. Er ist auch ganz zufrieden damit, fragen Sie ihn selber!"

„Ja," entgegnete ihr Otto, als wolle er denn doch nicht allzusehr als unmündiges Kind dastehen; „Du könntest meinen Bruder aber entschuldigen. Er dachte sich ja nichts Böses, als er mich zu besuchen kam."

„Wie hat er mich behandelt! Und Du willst ihn noch vertheidigen?"

„Ich habe ihn seit meiner Kindheit nicht gesehen . . ."

„Schweig; Du darfst ihn auch nicht mehr sehen."

„Brav, brav!" rief Albrecht höhnisch. „Wenn man solch einen Schwächling zum Tochtermann hat, so gehört ihm von einer guten Schwiegermutter der Beweis dafür."

„Aber," platzte Otto jetzt hervor; „ich lasse mir doch

nicht zu viel gefallen; ich lasse mir durchaus nicht verbieten, Mama, mit meinem Bruder hier zu verkehren."

„Ei! Du willst Dich wohl vor ihm in die Brust werfen? Da sieht man ja schon den Einfluß dieses Vormundes."

„Und hinauswerfen lasse ich ihn auch nicht," fuhr Otto in wachsender Erbitterung gegen sie fort. „Ich werde doch wohl meinen einzigen Bruder hier empfangen dürfen?"

„Aber Otto!" warf sich Elvira dazwischen. „Was ficht Dich an, so gegen meine Mutter aufzutreten? Ach, ich Unglückliche!"

„Fest, fest, mein Junge!" lächelte der Australier. „Wir stehen zusammen, die Weiber müssen weichen."

„Unerhört!" stöhnte Frau Meubring. „Wo ist denn der Schutzmann? Wo bleibt er?"

„Du bestehst wirklich darauf?" fragte Otto sie in schmerzlichem Aufruhr. „Vor meinen Augen? Ich bitte Dich nochmals, Mama — geh' nicht zu weit!"

Schon trat der geholte Schutzmann in's Zimmer, und Todtenstille verbreitete sich sogleich, unter welcher dann die Hausfrau ihre Klagen in höchster Entrüstung anbrachte. Der Australier nickte dazu so gemüthlich bestätigend, daß seine Anklägerin immer wüthender seine Verbrechen der Thüröffnung in ihrer Abwesenheit und der Weigerung, sich zu entfernen, schilderte.

Der Mann des Gesetzes nahm seine große Brieftasche hervor und schrieb die Anklage hinein.

„Wie heißen Sie?" fragte er den Beschuldigten.

„Albrecht Buchwall, geboren in Berlin," antwortete

dieser mit heiterer Ruhe; „jetzt aus Australien, Viktoria, wohne im London-Hotel bis auf Weiteres. Denn," wandte er sich zu Otto, „ich bleibe hier, mein Junge, in Berlin, und erwarte Dich in meinem Hotel, Stadt London. Ich habe mit Dir zu reden, und es kommt dann Alles anders."

„Mein Bruder ist's," sagte Otto zum Schutzmann, wie um die ganze Anklage zu entkräften.

„Jetzt muß ich Sie auffordern," richtete dieser indessen seine Worte an den Australier, „sich aus der Wohnung der Frau Meubring auf ihren Wunsch hin zu entfernen. Das Andere geht mich nichts an; ich habe nur Anzeige an's Gericht zu erstatten."

„Das soll wirklich geschehen?" rief Otto und starrte seine Schwiegermutter mit blassem Gesicht und vorwurfsvoll an.

„Das soll geschehen!" trumpfte sie auf. „Mit mir ist schlecht spassen."

„Leb' wohl, mein Junge," sagte Albrecht, seinem Bruder die Hand reichend. „Ich gehe nun. Halt' Dich tapfer und denke an mich; ich verlasse Dich nicht, sehe Dich schon wieder. Und sie wird sich wundern," spottete er zu der Mama hinüber, die am Fenster stand und ihm verächtlich den Rücken drehte; „wie die Sache ausläuft, glaub' ich. Diese Heirath ist einmal geschehen, aber sie muß korrigirt werden. Deine Frau soll's einsehen; denn," lächelte er Elvira spöttisch zu, „er soll Dein Herr sein."

Damit schritt er, den Hut auf dem Kopfe, zum Zimmer hinaus und der Schutzmann folgte ihm.

Auf dem Korridor klappte zur Rechten eine Thüre leise

zu. Minna hatte das Ende der stürmischen Scene im Nebengemach behorcht und ihre Genugthuung darin gefunden, bei jedem Satz des Australiers mit ihrer kleinen Faust in die andere flache Hand zu puffen, und unwillkürlich hatte sie dazu gemurmelt:

„Das ist ein anderer Mann, als sein Bruder! Der sagt's ihr einmal! Der nimmt's mit ihr auf!"

Der Schutzmann kümmerte sich nicht weiter um den Australier, nachdem dieser außerhalb der Wohnung war, in der er seinen Hausfriedensbruch verübt hatte.

Als Mutter Meubring sich ausgetobt hatte, und ihre ruhigere Ueberlegung zurückkehrte, fühlte sie sich durchaus nicht Siegerin in dem bestandenen Kampf, trotzdem der Australier das Feld hatte räumen müssen. Sie konnte als die Herrin im Hause noch wettern und sich furchtbar in ihrer richterlichen Hoheit machen, es trat ihr kein Widerspruch entgegen. Aber darnach war ihr doch nicht so recht wohl. Der freche Fremde hatte ihr Wunden versetzt, die anfingen zu brennen. Er war wirklich, wie sie gefürchtet, der Störenfried ihres häuslichen Regiments geworden, in dem sie die Herrschaft bisher allein geführt. Ihr Triumph war vergällt, ihre stolze Sicherheit erschüttert. Die drohend gegen sie geschleuderte Anklage, ihren Schwiegersohn gefangen gehalten zu haben, dies im Prozeß öffentlich auszusagen, quälte sie, und um so mehr, als die gewaltthätige Befreiung Otto's durch seinen Bruder sie nachträglich beschämte. Ein Fremder sollte diese Geheimnisse ihres Hauses nicht kennen; vor der Welt wollte sie nicht durch eine Hand-

lungsweise bekannt werden, welche — sie begriff es — sie in ein sehr ungünstiges Licht setzen und ihren Schwiegersohn sammt ihrer Tochter der Lächerlichkeit und Verspottung preisgeben mußte.

Den Major, dem sie Alles erzählt, befragte sie in dieser Beklemmung wegen der Drohung des schrecklichen Menschen, der sie Drache und Furie genannt, was wenigstens noch Niemand ihr in's Gesicht zu schleudern gewagt und was in Wahrheit ihrem Ehrgefühl schmerzlich nahe ging. Sie hätte darüber weinen mögen. Eine böse Frau wollte sie gewiß nicht sein und keinem Menschen absichtlich Leid zufügen, wenn ihr nur auch nicht an die Krone gestoßen wurde. Ihr gutes Recht vertrat und verfocht sie allein, und wenn sich dabei ihr heftiges Temperament geltend machte, so tröstete sie sich und ihre Opfer damit, daß sie nach dem Donnerwetter gleich wieder die Sonne ihrer Gutherzigkeit strahlen lasse. Und im Recht war sie doch gewesen, als sie über den gewaltsamen Eintritt des Fremden in Otto's abgeschlossenes Zimmer empört war und sich solch' Gebahren in ihrem Hause nicht gefallen lassen wollte.

Aber eben dieses Abschließen des Zimmers, in dem Otto sich befunden und den sein von weiter Reise gekommener Bruder besuchen wollte und als Gefangenen fand! Was mußte der denken? Am Ende konnte er sich über solche Behandlung seines Bruders, ohne die Umstände zu würdigen, doch auch wohl empört fühlen! Und der Major Britz wurde über den Fall sehr bedenklich. Er meinte, daß es zwar eine häusliche Angelegenheit bilde, die Nie-

manden außerhalb der Familie etwas angehe; daß auch Mutter Meubring unzweifelhaft die alleinige Herrin in der Wohnung sei; aber ...

„Aber, lieber Major?" fragte sie beunruhigt; „aber? Reden Sie doch offen!"

„Wenn," entgegnete bedächtig der Hausfreund, „Ihr Schwiegersohn dieselbe Auffassung, wie sein höchst abscheulicher und gewaltthätiger Bruder haben oder fassen sollte — was natürlich gar nicht anzunehmen ist bei seiner Liebe zu Elvira und bei seinem schuldigen und dankbaren Gehorsam gegen Sie, meine Verehrteste —"

„Martern Sie mich doch nicht so!"

„Ich Sie martern?" verwahrte sich zunächst der Major sehr ernsthaft und indem seine großen, runden, sinnenden Augen unbeweglich auf ihr ruhten. „O, Frau Cölestine!"

„Ach Gott!" fuhr sie ungeduldig auf. „Reden Sie doch schlank weg von der Sache."

Er hob bedächtig wieder an: „Ich meine, wenn Otto diese Auffassung seines Bruders theilen würde, so könnte auf eine Klage hin allerdings von seiner Seite Artikel 92, oder ist es ein anderer, des Strafgesetzbuches angezogen werden und ein Prozeß wegen widerrechtlicher Freiheitsberaubung öffentlich stattfinden."

Sie knickte wie verurtheilt nach dieser Mittheilung ihres Faktotums zusammen. Noch nie in ihrem Leben war sie so bedrückt und von Gewissensbissen und Furcht beunruhigt gewesen. Denn Otto hatte den Muth, den er unter der Aufreizung und durch die Gegenwart seines älteren Bruders gefunden, ersichtlich noch nicht wieder verloren. Dieses

Jüngelchen, wie sie ihn wohl scheltend nannte, war wirklich aufsässig geworden. Er hatte nach der Entfernung des Australiers sich trotzig in sein Zimmer zurückgezogen, dort vor Zorn geweint und gegen seine aufgeregte Frau sich zu deren Schrecken und Angst bitter über die seinem Bruder widerfahrene Behandlung beklagt. Er war mit Drohungen sogar zu Bett gegangen, Drohungen, eine so unwürdige Rolle im Hause nicht länger fortzuspielen. Da mußte mit Klugheit verfahren werden, um ihn wieder zu besänftigen und unschädlich zu machen, und Mutter Cölestine besaß Klugheit genug dazu.

Das Gelüste zum Einsperren gab sie bei ihrer Ueberlegung ein- für allemal auf; das Schelten und Befehlen gegen den Gekränkten wollte sie sich auch zunächst versagen. Otto mußte wieder überzeugt werden, daß er die beste aller Frauen zur Schwiegermutter habe. Elvira wurde in's Vertrauen gezogen und sollte durch Schmeichelei und Liebenswürdigkeit ihren Mann versöhnen. Am nächsten Morgen, nachdem er sich etwas unter diesen letzteren Einflüssen beschwichtigt und sich wie gewohnt zum Kaffee eingestellt hatte, blaß zwar und stumm, reichte sie ihm die Hand und sagte:

„Otto, Du darfst nicht denken, daß ich böse und herzlos bin. Ich will nicht wieder von der unglücklichen Geschichte anfangen. Dein Bruder hat's eben mit mir verdorben und er allein ist Schuld daran. Aber wenn ich ihm auch nach dem Geschehenen mein Haus nicht öffne, so sollst Du darum doch Deinen Bruder sehen und sprechen können, wann Du willst. Besuche ihn nur heute gleich

und sprich Dich ordentlich mit ihm aus. Das muß Dir ja Bedürfniß sein. Aber vergiß dabei nicht, daß Dein Glück im Hause Deiner Schwiegermutter verbürgt ist, die es denn bei all' ihren Eigenheiten doch am besten mit Dir meint. Bringst Du Deinen Bruder zur Einsicht, daß er mich schwer beleidigt hat, so läßt sich ja die Geschichte mit dem Prozeß sicherlich noch todt machen. Das sag' ich Dir unter uns."

Otto dankte nicht für ihre hier bewiesene Güte; er wäre auf jeden Fall zu seinem Bruder gegangen und hatte es am Morgen in nicht mißzuverstehender Bestimmtheit seiner Frau gesagt, die es dann auch pflichtschuldigst der Mutter berichtet hatte. Dieselbe kam also nur klug dem entgegen, was zu verhindern offenbare Thorheit und auch ohne Gewaltthätigkeit gar nicht möglich gewesen wäre. Den Australier konnte sie einmal nicht verschwinden lassen; doch wenn Otto sich erst mit ihm ausgesprochen haben würde, hoffte sie mit Zurückgewinn ihrer früheren Oberherrschaft ihn von näherem Umgang mit demselben schon abzuhalten. Die Hauptsache war, den kleinen Rebellen erst wieder zu besänftigen und einzulullen, was sich da an Eigenwillen hervorgewagt hatte.

Das war auch schon halb und halb gelungen. Als Otto nach langer Zeit sich einmal wieder frei fühlte und seinen Ausgang allein und nach seinem Willen unternahm, hegte er keinen Groll mehr gegen die Schwiegermama, sondern nur die Sorge, ob sich sein Bruder mit ihr um des lieben häuslichen und Familienfriedens willen nicht auf einen verträglichen Fuß stellen würde.

Pünktlich zur Mittagszeit kam er wieder heim, mit so lachenden Augen und in so heiterer Laune, wie ihn die drei Damen des Hauses Neubring als Verehelichten noch niemals gesehen. Er erlaubte sich Scherzreden, wie seine Schüchternheit und sein Respekt vor der Schwiegermutter sie sonst nicht zur Aeußerung brachten. Sein Bruder, erzählte er, werde auch ein Geschäft anfangen, einen Export für gewisse deutsche Artikel nach Australien, und eine Einfuhr dagegen von Fellen und Rohprodukten von daher. Profit groß und sicher, alle Verbindungen in Australien schon eingeleitet; ein Mann, der's genau versteht, der Albrecht, und der auch das nöthige Geld hat. Hat sich ein hübsches Vermögen in allerhand Handel da drüben erworben, aus eigener Kraft, ganz aus eigener Arbeit. Das Geschäft verlange viel Laufen und viel Schreiben. Das Laufen, das Besorgen, die Leitung werde seines Bruders Sache sein; das Briefschreiben und Buchführen werde er übernehmen, er, Otto, seither eigentlich nichts. Die schöne Handschrift werde ihn nun aber doch zu etwas machen, zu etwas Ordentlichem. Nämlich zum Associé seines Bruders, der ihm jährlich fünftausend Mark festes Gehalt und Antheil am Gewinn zugesichert habe. Gebrüder Buchwall solle die Firma heißen.

Wie er dies in einer Art Trunkenheit berichtete, blieb der Mama ein paarmal der Bissen im Munde stecken. Elvira sah ihn groß an, als kenne sie ihn gar nicht wieder, und Minna blinzelte mit lustigen Augen zu ihm hinüber.

„Das habt Ihr wohl bei Wein oder Bier ausgemacht?“ fragte Frau Cölestine spöttisch.

„Bei Portwein! Der Albrecht trinkt keinen anderen.“

„Also daher Dein Uebermuth! Nun, nüchtern besehen wird es wohl anders sein mit diesem Prachtgeschäft. Dann wird man darüber weiter reden.“

„Jawohl, liebe Mama! Aber welch' ein Glück! Fünftausend Mark und eine Firma: Gebrüder Buchwall! Das ist doch 'was! Kaufmann, das gefällt mir und ich werde mich einarbeiten. Nun nimmst Du doch auch die Anzeige zurück?“

Sie schüttelte energisch ihr mächtiges Haupt. Dieser dreiste Ton des „Jüngelchens“ gegen sie, sein Selbstgefühl, seine Hoffnung erbitterten sie, weil sie den Urheber davon in dem verhaßten Australier erkennen mußte.

„Auf dies Alles gewiß nicht,“ antwortete sie daher ihrem Schwiegersohn. „Da muß Dein Bruder doch erst seine Beleidigungen gegen mich zurücknehmen, wie ich Dir gesagt habe. Das bin ich meiner Würde schuldig.“

„Es ist ein kurioser Kerl!“ sagte er darauf mit unschuldiger Miene, aber die Matrone glaubte etwas wie Bosheit aus seinem Ton klingen zu hören. „Der liebt scheint's die Prozesse. Er freut sich förmlich darauf. Und wir kommen dabei in den schönsten Stadtklatsch; das ist doch sehr unangenehm. Auch für Dich, liebe Mama.“

Sie ließ sich nicht merken, wie ihr dies zu Herzen ging. Nachmittags, als der Major kam, zog sie ihn bei Seite und trug ihm auf, zum Polizeibureau sich zu begeben, um die Anzeige zurückzunehmen. Das kam ihr zwar vor wie eine Schmach, aber sie wollte sie doch still auf sich nehmen.

Als dann der Major mit dem Bescheid zurückkehrte, es sei zu spät, die Anzeige sei schon an's Gericht gelangt, krampfte es in ihrer Brust. Ihre Ruhe war hin, ihre Stärke wich; sie fühlte es und litt stumm.

Otto war von einer Aufmerksamkeit gegen sie und von einer Zärtlichkeit gegen Elvira, wie in der Zeit seines Bräutigamsstandes. Unzweifelhaft war die neue Aussicht auf eine Lebensstellung Schuld daran; er sprach ja nur davon und lebte und webte in seinen Hoffnungen, in der Liebe und in dem Stolz auf seinen Bruder. Frau Cölestine verdroß es wohl, weil er ihr aus dem Netz schlüpfte; doch sie hatte noch nicht den Muth, es offen zu äußern, und wußte mit nichts Anderem, als mit mißtrauischen Einwendungen seinem gehobenen Wesen zu begegnen. Darauf legte er indessen gar kein Gewicht. Er ging jetzt beinahe jeden Vormittag aus, weil er, wie er es in liebenswürdiger Weise rechtfertigte, seinem Bruder helfen müsse eine passende Wohnung mit Lagerraum zu suchen und sie auch einzurichten.

Und Mittags kam er dann so lustig heim, so beglückt, und erzählte, wie sich Alles so prächtig bei Albrecht's schnell entschlossenem Charakter gestalte, jeden Tag etwas mehr; wie er eine stattliche Wohnung in der Luisenstraße gemiethet und sogar schon eine Magd habe, die kochen könne und die Küche herrichten müsse. Fix und fertig hätte er die Möbel baar gekauft, und Handwerksleute arbeiteten in der Wohnung unter seiner Aufsicht, um sie nach seinen Wünschen so traulich als möglich auszustatten.

Was sollte Frau Cölestine dazu sagen? Sie hörte

ohne das Interesse darauf, welches Elvira sichtlich mehr und mehr dafür an den Tag legte, und ebenso Minna, die sonst recht nachdenklich und zerstreut geworden war. Die Alte spann aber im Stillen ihren Plan, wie sie dem wachsenden Selbstständigkeitsgelüst ihres Schwiegersohnes entgegentreten könne. Nach ihrer Meinung würde der Australier ihn ihr und ihrer Tochter verderben; er durfte also nicht sein Associé werden, nicht in dessen Lohn und Abhängigkeit treten. Ehe es zur Entscheidung über diese Frage kam, rüstete sie sich dazu, ihren Willen durchzusetzen. Der unvermeidliche Prozeß, mochte er sich auch gegen sie kehren, konnte ihr dabei nützen. Der Australier wurde gewiß zu Gefängniß verurtheilt und sein Geschäft unterblieb dann vorläufig. Nach dem ersten Feuereifer ließ sich dann auch Otto wohl wieder gewinnen, sein behagliches Leben als Dichter, damit wollte sie ihm schmeicheln, fortzuführen, anstatt bei dem ungehobelten Bruder den Handlungsdiener zu spielen; nichts Anderes war es doch. Das versuchte sie, ihm nach und nach schon beizubringen. So rückten allmählig ihre eingezogenen Krallen wieder hervor, und ihre Mutterliebe, die allein Vorsehung über ihre Tochter spielen wollte, rechnete auf volle Genugthuung.

In dieser Selbstsucht wurde sie nicht wenig durch die Umwandlung bestärkt, welche sie bei ihrer Tochter zu bemerken glaubte. Die junge Frau schien wirklich ein Herz und eine Seele mit ihrem Manne zu sein, was seine Freude und seine Hoffnungen auf die Firma Gebrüder Buchwall betraf. Sie stimmte niemals in die argwöhnischen Glossen

und in die bitteren Bemerkungen der Mutter gegen Albrecht ein, wenn sie auch keinen Widerspruch laut werden ließ. Sie schien viel stolzer auf ihren Otto zu werden, je mehr dieser Selbstgefühl über seine demnächst einzunehmende Stellung als Kaufmann verrieth. Sie hielt sich jetzt mehr bei ihm, als bei der Mutter auf, und sie gingen Beide Nachmittags allein spazieren, was sonst fast nie geschehen, weil weder Elvira es begehrt, noch Otto anders als auf Aufforderung seiner Schwiegermutter und in ihrer Gesellschaft es gethan hatte. Jetzt hatte er solchen Wunsch gegen seine Frau geäußert und sie war gern darauf eingegangen. Sie fragten auch alle Beide gar nicht erst, ob es die Mama erlaube, oder ob sie mitgehen wolle.

Dieses Verhältniß der jungen Eheleute und ihre Spaziergänge an den schönen Sommernachmittagen hätten Mutter Neubring nur beglücken können. Sie war auch gewiß nicht böse darüber. Aber die Eifersucht stellte sich ein darüber, daß ihre Tochter mehr zu ihrem Manne als zu ihr hielt in der schwebenden Frage, welche dieser von ihr verwünschte Australier aufgerufen hatte. War dies nicht schon der Anfang einer Entfremdung zwischen ihr und ihrer Tochter? Das ging der Frau Cölestine wider den Strich. Sie hatte ja deshalb ihre Tochter an den schüchternen Habenichts verheirathet, damit sie in kindlicher Abhängigkeit von ihr bliebe.

Dazu ließ, wie ihr nicht entging, der liebe Otto seit dem Tage des Ueberfalls durch seinen Bruder alle früheren Eigenschaften vermissen. Von Tag zu Tag trug er sein blondes Haupt höher; seine Aufmerksamkeiten gegen sie

waren nicht mehr kleinmüthig oder unterwürfig, sondern offen und frei, was sie förmlich befangen machte. Sie war nicht mehr in ihrer alten Hoheit da, das merkte sie, und das wurde ihrem Sinne mehr und mehr unerträglich. Das mußte wieder anders werden. Was sich da in ihr an Bitterkeit und Unmuth und an sonst ihr fremder Angst sammelte, mußte des Nächsten platzen.

Es geschahen aber auch Dinge in ihrer eigenen Wohnung, von denen sie sich nicht einmal etwas träumen ließ. Der Teufel war von dem Australier da hineingesetzt worden und trieb nun sein Spiel. Gleich am ersten lustigen Tage Otto's, den ihm die so bedeutungsvolle Unterredung mit seinem Bruder bereitet hatte, wußte er Abends Minna allein auf dem Korridor abzufangen, um ihr still lachend zuzuraunen:

„Du, was meinem Bruder die Ohrfeigen leid thun, die Du um ihn gekriegt hast, Du glaubst es gar nicht."

„Abscheulich!" rief sie, ihn von sich stoßend, und wollte mit vor Scham erglühtem Gesicht sich flüchten.

„Halt!" rief er und reichte ihr verstohlen ein Brieflein. „Darin bittet er ab; lies nur."

Einen Augenblick zögerte sie, dann nahm sie den Brief mit den trotzigen Worten: „Er will mir wohl noch mehr Verdruß bereiten! Was hat er mir Briefe zu schreiben?" Aber sie steckte den Brief zu sich, und als sie nach einer unbeachteten Abwesenheit, während welcher der Major eine philosophische Abhandlung hielt, wieder bei Tisch erschien, flimmerte es ganz merkwürdig unter den dunklen Bogen ihrer Augenbrauen.

„Nun?" wisperte ihr an einem der nächsten Tage Otto in schalkhafter Geheimnißthuerei zu. „Gibt's keine Antwort?"

„Ach, geh!" that sie sehr unwillig.

„Minna! Kleiner Trotzkopf! Du kannst meinem Bruder doch etwas erwiedern? Ich glaube, Minchen, er hat ein Auge auf Dich. Er hat sich sehr nach Dir erkundigt. Er meinte, Du gefielst ihm schon, weil man mit Dir keine Schwiegermutter heirathete, sondern nur eine Schwiegertante."

„Das erzähle nur Deiner Frau oder ihrer Mutter. Du bist ja jetzt recht keck und verschmitzt. Wie Du Dich bisher hast verstellen können!"

„Minna, ich wundere mich selbst über mich. Das macht Alles mein Bruder. Er gibt mir förmlich Unterricht, wie ich mich mausern soll. Und ich mausere mich, als hätte ich nur auf die Gelegenheit dazu gewartet. Ah, Du wirst sehen, daß ich Heldenthaten verüben kann."

„Na, na," spottete sie. „Als Helden kenne ich Dich schon, als Pantoffelhelden."

„Nichts mehr Pantoffel! Ich ziehe die großen Stiefel an. Gib nur Acht. Und nun, was soll ich meinem Bruder von Dir sagen auf sein Brieflein? Du hast es doch gelesen?"

Sie huschte weg und wisperte dabei neckisch ihm zu: „Sag', ich laß ihn grüßen."

War Otto allein in seinem Zimmer, so zeigte er eine Erregtheit, die ihn zu abgerissenen Selbstgesprächen veranlaßte. Es war immer, wie wenn er einen inneren

Kampf bestehe, aus dem er stets mit siegesfrohem Lächeln hervorging.

Das zusammengerollte Heft, in dem seine Novelle geschrieben stand, lag auf dem Tisch, wo er sie in den Stunden seiner ehelichen Haft aus dem bedrückten Dichtergemüth verfaßt hatte. Albrecht hatte ihm das Manuscript wiedergegeben. Er blätterte darin, besah sich den schön geschriebenen Titel: „Liebesleiden, Novelle von Otto Buchwall," und murmelte dann mehr und mehr deutlich vernehmbar seinem eigenen Ohr: „Spielerei! Albrecht hat ganz Recht. Das sind nur Spielereien ohne Werth. Ich werde jetzt Gescheidteres arbeiten; ich werde einen kleinen Roman im wirklichen Leben ausführen, anstatt in der Einbildung zusammenstellen. Albrecht versteht das Leben, der macht 'was aus mir. Und ich werde ihn nicht täuschen; ich werde Alles thun, was er mir gerathen und was ich ihm gelobt. O, ich habe Muth dazu und die Geschichte hat auch Humor. Ich lache manchmal."

Und er lachte unwillkürlich hell auf.

„Zu komisch! Diese Gesichter! Meine Frau! Die Alte! Ja, es ist zu meinem Glück und zu Niemandes Schaden!"

Er zerriß das Manuscript seelenruhig und warf die Stücke in den Papierkorb, indem er ihnen nachrief: „So opfert man der Selbsterkenntniß seine Einbildungen. Es ist der Bruch mit einer dumm verlebten Vergangenheit."

Dieses eigenthümliche Gebahren Otto's hatte acht Tage angedauert. Er war am Vormittag wieder ausgegangen, vergnügt zu Tische gekommen und hatte sich dann in sein Zimmer gesetzt, um einen Brief zu schreiben. Als er fertig

damit war, steckte er ihn zu sich, stand nachdenklich da und murmelte: „Wie sagte Cäsar, als er den Rubikon überschritt? Jacta alea est! Also wie Cäsar; oder auch wie Hamlet: Sein oder Nichtsein! Ich thue nichts Unrechtes; mein Herz klopft blos aus Erwartung, wie Alles verläuft, ob Albrecht richtig gerechnet hat, ob ich geschickt ausführe, was nun entscheiden muß! Ja, mein Gewissen ist ruhig, denn ich handle nur zu meinem Besten, und Keiner wird zu Schaden dabei kommen. Keine Schwäche, Otto! Vorwärts!"

Er rief seine Frau zu sich und umfaßte sie liebevoll, als sie mit fragendem Gesicht erschien.

„Mir bekommen die Spaziergänge so gut," sagte er, „und Dir auch. Du klagst jetzt gar nicht mehr, wie sonst so oft, über Kopfweh. Nicht wahr, Schätzchen?"

„Es ist so," antwortete sie traulich.

„Und wie wohl Du jetzt aussiehst! Diese frischen Wangen! Ach, Elvira, wir leben ja so glücklich und es plaudert sich so hübsch, wenn wir allein sind auf solchen Spaziergängen!"

„Willst Du, so gehen wir."

Er küßte sie und sagte: „Ja, gehen wir."

Als sie sich bald darauf von der Frau Cölestine verabschieden wollten, bemerkte diese: „Es ist ja aber noch so heiß, Kinder."

„O, liebe Mama," schmeichelte Otto, „ich habe diese Hitze im Freien sehr gern; nur nicht in den dumpfen Zimmern."

„Aber Elvira?"

„Für sie gerade ist es gut, in die Luft zu kommen, Mama. Man sieht ja, wie trefflich es anschlägt."

„Ja, Mama! Und ich möchte heute den Ausgang auch benutzen, um mir Kleidermuster anzusehen," sagte Elvira.

„Aber ich wünschte heute Abend das Konzert mit Euch zu besuchen. Der Abend muß ja köstlich im Freien sein, und ich habe schon mit dem Major davon gesprochen."

Ueber Otto's Antlitz flog plötzlich eine leichte Röthe und fast hastig stieß er hervor: „Heute Abend? Ah, warum denn nicht? Gewiß, Mama, wenn Du es wünschest, so werden wir zusammen sein. Versteht sich. Nichts ist mir lieber. Aber darum können wir doch jetzt einen Spaziergang machen?"

„Ja, das hindert nicht," stimmte die junge Frau ihrem Gatten zu.

Mutter Meubring wandte nun auch nichts weiter ein, und das zärtliche Ehepaar verließ die Wohnung.

Sie gingen den „Linden" zu und unterwegs blieben sie Arm in Arm öfter vor den Schaufenstern großer Geschäfte stehen. Bald jedoch sagte Otto: „Sehen wir uns die Sachen ein anderes Mal an, lieber Schatz. Ich schlage Dir dagegen vor, jetzt meinen Bruder zu besuchen. Wir nehmen eine Droschke."

„Ich zu Deinem Bruder?" fragte sie betroffen.

„Warum denn nicht? Am Ende mußt Du als meine Frau ihm doch auch einen Anstandsbesuch in meiner Gesellschaft machen. Nicht, liebe Elvira?"

„Freilich, Otto, und ich habe auch gewiß nichts gegen Deinen Bruder. Aber bedenke, was Mama dazu sagen wird, wenn sie erfährt, was ich gethan!"

„Nun, der Zwist mit Deiner Mutter, in den Albrecht gerieth, wird ja wohl ausgeglichen werden, früher oder später. Du mußt nicht in allen Dingen blos Deine Mutter im Auge haben, sondern auch Deinen Mann. Die Frau gehört doch zuerst dem Gatten und soll ihm folgen, ihn glücklich machen, wäre es auch selbst, daß sie Vater und Mutter deshalb verließe."

Diese beredte Predigt setzte Elvira in Staunen; aber sie lächelte dabei und blickte inniglich auf den kleinen Cicero.

„Er soll Dein Herr sein!" erwiederte sie schalkhaft drohend. „Das hat mir Dein Bruder an den Kopf geworfen, und Du hast es aufgelangt." Ernster und weich setzte sie sogleich hinzu: „Davon sprichst Du jetzt so oft zu mir, Otto, als thäte ich nicht Alles, was Du wünschest und Dich glücklich macht. Habe ich denn einen anderen Wunsch?"

„Schätzchen, Du bist gewiß jetzt viel mehr meiner Meinung als früher; aber Du verheimlichst es doch immer noch vor Deiner Mutter, als dürfest Du nicht sein, wie Du denkst."

„Es ist eben meine Mutter, ich schulde ihr Rücksichten."

„Das muß nicht zu weit gehen, Elvira."

„Du kennst sie ja. Soll ich etwa ungehorsam gegen sie sein? Otto, es scheint mir wirklich, als sei ein anderer Geist in Dich gefahren, seitdem Dein Bruder hier ist und Du mit ihm verkehrst und Pläne machst."

„Das ist auch wahr, Herzensweibchen. Ich denke aber, das ist recht von mir und Du solltest es billigen. Ich will ein Mann sein, der sein Brod verdient und seine Frau ernährt, und ich will als Gatte auch Herr im Hause sein. Weiter nichts, Elvira. Ist denn dies ein Verbrechen gegen Deine Mutter?"

„Wir leben aber bei ihr, und sie läßt sich nicht dreinreden."

„Ah, wir haben doch auch Rechte; das muß sie einsehen und Du mußt zu Deinem Mann halten, gibt's auch einmal Krieg darüber. Wenn ich Dich also nun bitte, mit zu meinem Bruder zu gehen — fragt da die Tochter oder die Frau sich, was sie antworten soll?"

Diese Sprache übte großen Eindruck auf Elvira, die als willensschwaches Wesen des Anschmiegens gewohnt war und im natürlichen Instinkt des Weibes es lieber jetzt beim Gatten that, als bei der Mutter, deren Botmäßigkeit sie sich doch entwachsen fühlte. Und wie Otto, sonst kleinmüthig gleich ihr, vor ihr so erstarkte, gefiel er ihr höchlich und sie wurde ihm von Herzen ergeben.

„Die Frau," antwortete sie ihm nach kurzem Besinnen leise und hing sich fester an seinen Arm. „Fahren wir zu Deinem Bruder, Mama braucht es ja nicht zu wissen."

Sie stiegen in die Droschke und fuhren ‚Unter den Linden' hin an dem bunten Menschentreiben vorüber, das auf den breiten Seitenwegen der prächtigen Straße und in der schattigen Mittelallee hin und her wogte. Sie kamen sich wie ein Brautpaar vor. Elvira fühlte den Reiz, ihrem Mann zu Liebe eine Heimlichkeit gegen ihre Mutter zu

begehen, ohne daß sie sich deswegen einen Vorwurf machen konnte, und ihre Augen spiegelten diesen Triumph der Frau über die Tochter wieder.

Die Droschke hielt in der Luisenstraße vor einem der älteren Häuser mit großem Thorweg. Das Ehepärchen durchschritt ihn und gelangte auf einen großen stillen Hof, dessen hintere Hälfte mit heiteren Gartenanlagen versehen war.

„Wir fangen von rückwärts an, Schätzchen," erklärte ihr Otto in sichtlicher Aufregung. „Da" — er zeigte auf ein einzeln stehendes niedriges Gebäude zur Linken des Hofes — „ist unser Schuppen, da wird unser Waarenlager sein. Was der Albrecht findig ist, wie er mit einem Blick gleich das Richtige sieht, das ist erstaunlich."

Er deutete auf die andere Seite des lichten Hofes, wo vom Haupthause ein langer Flügel sich gegen den Garten zu erstreckte.

„Siehst Du, da prangt das Schild unserer Firma: Gebrüder Buchwall. Dazu gehörst Du nun als mein Weib auch. Nicht wahr?"

Sie nickte ihm zu mit glücklicher Miene.

„Da ist das Comptoir, von dem aus wir unseren Schuppen bequem vor Augen haben. Komm, da wird mein Bruder sein."

Er stieg mit ihr einige Stufen vom Hof in einen Hausgang und ließ sie in das Comptoir eintreten.

Albrecht war in der That dort und ein Dienstmann bei ihm. Sein Empfang war herzlich und schlicht und er that, als erfülle der Besuch seiner Schwägerin ihn mit Behagen. Otto begann nach den Begrüßungsworten so-

gleich wieder seiner Frau Zweck und Einrichtung der Räumlichkeiten zu erklären.

„Alles fertig," sagte er und wies auf einen der Drehstühle. „Man braucht nur aufzusteigen. Und dies ist mein Platz, Schätzchen. Siehst Du, hier werde ich arbeiten."

„Yes!" meinte Albrecht dazu und blickte lächelnd auf die junge Frau, die ihre Augen neugierig überall umherschweifen ließ. Sie sahen durch die offen stehenden Thüren in zwei Zimmer, die hinter dem Comptoir noch im Seitenflügel sich befanden. Das erste war schmal und fein möblirt, das letzte groß und zeigte auf dunklem Teppich am Fensterpfeiler nur einen schönen Waschtisch mit Porzellanservice auf der Marmorplatte.

„Wenn Geschäftsfreunde kommen," erklärte Otto leichthin und öffnete wieder die Thüre nach außen. „Jetzt aber in das Allerheiligste. Du wirst Dich freuen, welchen Geschmack Albrecht in dessen Ausstattung bewiesen hat."

Er führte Elvira über den Hausgang in die Räume des Vorderhauses. Albrecht folgte und auch der Dienstmann.

„Unser Hausknecht und Diener vorläufig," stellte Otto ihn gleichsam seiner Frau nebenbei vor.

Die erste Thüre nach dem Gang hinaus war die der Küche, und die Magd in weißer Schürze stand in derselben und grüßte sehr freundlich.

„Das ist die Karline, die putzt und kocht."

Die Küche war mit Blech-, Kupfer-, irdenen und Porzellangeschirren gut versehen; ein Blick hinein überzeugte Elvira davon und rief ihr Gefallen wach.

Man trat am Ende des Ganges in die nach der Straße

gelegenen Zimmer. In dem ersten standen zwei Betten; es war in altdeutschem Geschmack ohne Prunk traulich eingerichtet. Elvira wollte eine Bemerkung anbringen, aber ihr Mann zeigte ihr schon das reizende kleine Eßzimmer nebenan mit Möbeln von Nußbaumholz, und dann das große Wohngemach, dessen Ausgangsthüre nach der Haustreppe und der Thorflur führte. Er sprach dabei immerzu, lobend, preisend, sich überhastend, und sie hörte nur und sah sich mit Vergnügen um.

„Ist das nicht allerliebst, Elvira! Wie muß es sich hier wohnen! Sieh diesen schönen Schrank! Dieses Sopha, diese Polsterstühle! Ein Hauptkerl, mein Bruder!"

„Und die reizenden Vorhänge!" rief sie jetzt. „Auch sogar ein Blumentisch! Diese Rosen!"

„Alles, Alles ist da. Das wäre so ein Nestchen für uns, Weibchen! Nicht wahr?"

Er umarmte sie; seine Wangen glühten, seine Augen leuchteten, und als er dann aus seiner Brusttasche einen verschlossenen Brief hervorlangte, konnte er das Zittern seiner Hände nicht verbergen. Elvira fiel es auf.

„Lehmann," wandte er sich an den Dienstmann und gab ihm den Brief. „Tragen Sie ihn schnell an seine Adresse. Auf Antwort zu warten ist nicht nöthig."

Lehmann entfernte sich mit dem Brief. Otto hielt einen bedeutsamen Blick lange auf seinen Bruder gerichtet, der schmunzelnd seine Befriedigung über Alles, was bisher geschehen, bezeugte. Elvira war etwas verwundert. Dieser seltsam fragende Blick ihres Mannes, seine Aufregung, dieser Brief... Was ging denn da noch vor?

Otto ließ sie sich setzen und nahm neben ihr auf dem Sopha Platz; Albrecht stand vor ihnen und hielt beide Hände in den Taschen seiner weißen Beinkleider. Er schmunzelte noch mehr und ließ zuweilen, während sein Bruder sprach, einen pfiffigen Blick auf diesen, einen erwartungsvollen auf seine verwirrt werdende Schwägerin fallen. Denn Otto sprach jetzt sonderbar: „Nicht wahr, Elvira, trefflicher konnte doch Albrecht seine Wohnung nicht einrichten? Und so schnell, in acht Tagen. Morgen geht's nun auch gleich an die Arbeit. O, es wird Dir schon gefallen! Jetzt wirst Du erst glücklich sein, wie ich ebenfalls. Es wird Dir gewiß hier besser zu Muthe sein, als bei Deiner Mutter."

Immer weiter öffneten sich ihre blauen Augen und ihre Mienen verzogen sich zu einem Ausdruck des argwöhnischen Erstaunens.

„Ja," fuhr Otto fort und nahm ihre Hand in die seinige, „es muß sein. Anders ging's nicht mehr, Elvira, und nun ist's gelungen. Wir sind hier, wo wir bleiben werden."

„Otto!" Sie riß sich entsetzt von ihm los und sprang auf. „So hättest Du mich verrätherisch hierher gelockt —"

Er lächelte und ward ruhiger. „Ich mußte wohl meine eigene Frau entführen," antwortete er, „wenn sie mein eigen werden sollte."

„Ist das Dein Ernst?"

„Natürlich," fiel Albrecht ein. „Das ist kein Spaß, den ich ersonnen habe."

„Entsetzlich! Otto, Du willst hier wohnen bleiben?

Das hast Du im Geheimen mit Deinem Bruder abgekartet?"

„Jawohl, mein Frauchen, und darum brauchst Du nicht zu verzweifeln."

„No, gar nicht, Frau Schwägerin. Ich werde hinten auf dem Hofe wohnen und Sie mit Ihrem Mann hier. Er zahlt dafür die Hälfte der Miethe von dem, was er verdienen wird."

„Macht Dir denn das nicht Freude?" rief Otto seiner Frau zu.

„Nein, nein! Nimmermehr!" brach sie zornig und mit Thränen los. „Ich nicht! Ich bleibe nicht hier, ich gehe nicht von meiner Mutter. Das ist ein schändlicher Streich, Herr Buchwall!"

„Es hilft Dir Alles nichts!" redete ihr Otto zu. „Du bist mein Weib und mußt bei Deinem Mann sein. So will ich es jetzt Deiner Mutter durch die That beweisen. Füge Dich also meinem Willen, Elvira. Sei verständig, es ist zu unserem Glück nöthig, und Du wirst hier nun allein Frau im Hause, was jede Gattin doch sein will."

„So soll ich also hier gefangen gehalten werden?"

„O no," brummte Albrecht und öffnete schnell die Thüre nach der Treppenflur. Elvira stutzte.

„Mit Gewalt halte ich Dich nicht," sagte Otto ernst und fest; „Du kannst gehen, wenn es Dein Wille ist. Du kannst Deinen Mann pflichtvergessen verlassen. Vielleicht ergebe ich mich dann darein, indem ich denke: Lieber keine Frau, als eine pflichtvergessene, die ihrem Manne nicht folgt, weil sie vom Gängelband der Mutter nicht lassen

kann. Oder ich mache von meinem gesetzlichen Recht Gebrauch und lasse Dich durch die Polizei von Deiner Mutter dahin holen, wohin Du seit der Trauung allein gehörst. Sieh es ein, Elvira, daß ich nur mein Recht verlange gegen Deine Mutter und gegen Dich."

Die Thüre stand noch immer auf und Albrecht hielt sie. Aber Elvira rührte sich nicht. Sie hatte die Worte ihres Mannes wie ein Urtheil angehört, erstarrend, thränenlos. Er trat auf sie zu und fragte liebevoll: „Willst Du gehen? Oder willst Du doch lieber bleiben?"

Sie warf sich gebrochen in das Sopha zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Die Thränen überströmten es jetzt, und sie schluchzte krampfhaft. Otto setzte sich zu ihr und legte zärtlich seinen Arm um ihre Schultern. Albrecht aber schloß die Thüre, warf einen triumphirenden Blick auf seinen Bruder und ging hinaus in die Nebenzimmer.

Lange währte es, bis Elvira, immer noch schluchzend, wie einen Angstruf hervorstieß: „Aber Mama!"

„Beruhige Dich auch darüber, liebes Weib. In dem Brief, den ich vorhin absandte, habe ich Deiner Mutter Alles klar und deutlich auseinander gesetzt. Sie wird zwar aus den Wolken fallen, doch dabei sich keinen Schaden thun. Was geschehen ist und noch geschieht, ist von mir und meinem Bruder wohl überlegt und fest beschlossen. Eine Revolution allerdings gegen Deine Mutter — es ging eben nicht anders, sollte ich aufhören, eine unwürdige Rolle zu spielen, und solltest auch Du einer kindischen Abhängigkeit entzogen werden. Deine Mutter erfährt auch

aus dem Briefe, wo wir jetzt sind und wo wir fortan wohnen werden. Es war fünf Uhr, als ich den Brief an sie abschickte; um halb Sechs hat sie ihn erhalten und es ist wahrscheinlich, daß sie hier sein wird, ehe es sechs Uhr schlägt. Fürchten wir uns nicht, Elvira; noch diesen Sturm muthig bestehen und dann sind wir frei. Halte zu mir, fühle Dich als Frau und denke, daß wir Beide uns für das Leben angehören und wir Beide uns glücklich machen müssen. Ich bin gefaßt darauf, zu kämpfen; mein Bruder hat mich aus meiner kläglichen Schwäche gerissen und er hat Recht daran gethan. Auch Du wirst es ihm danken!"

So tröstete er sie und suchte sie muthig aufzurichten. Albrecht kam wieder herein und brachte eine Pfirsichbowle, stellte Gläser hin und schenkte ein.

„Stoßen wir an," rief er lustig. „Willkommen hier in Eurem neuen Heim! Na, Frau Schwägerin, nur Kopf oben!"

Sie schüttelte ihr Haupt, weinte noch immer und sagte schmerzlich, was echt weiblich in ihre Verzweiflung als Kummer und Sorge mit hineinspielte: „Ich habe ja keine Wäsche, keine Kleider hier!"

Die beiden Männer lachten hell auf.

„Ich auch nicht," sagte Otto.

„Aber das kauft man," rief Albrecht. „Pah, mein Junge," wandte er sich zu Otto, „daran haben wir doch nicht gedacht. Warum sollte die Schwiegermutter Euch Eure Kleider nicht herausgeben? Und wo nicht, so stattest Du Deine Frau aus; yes, mein Junge, das ist in einer Stunde geschehen."

Darauf tranken sie die kühle süße Labe, und tranken, ihrer That und deren Folgen sich freuend, immer noch ein Glas mehr, indeß Elvira bang und nachsinnend mit thränenvollen Augen neben ihnen saß.

In der Erwartung, die alle Drei unter verschiedenen Empfindungen hegten, täuschten sie sich nicht. Ehe es noch sechs Uhr war, kam Lehmann zurück und meldete, daß er seinen Auftrag besorgt habe, und schon wenige Minuten später fuhr eine Droschke vor das Haus, aus welcher die lange dürre Figur des Majors und dann die gewaltige der Mutter Meubring mit scharlachrothem Gesicht ausstiegen.

„Fertig!" rief Albrecht wie ein Anführer zum Kampf und öffnete die Thüre, ehe noch die Erwarteten sie berührt hatten.

Frau Cölestine stürmte mit vollem Dampf herein, der Major folgte ihr mit einem strengen Gesicht. Ehe die Furchtbare noch ein Wort ausstoßen konnte, lag Elvira weinend an ihrem Halse.

„Ah," befreite sich das übervolle Herz ihrer Mutter aufathmend, „ich wußte wohl, daß Du nicht so schlecht bist, mich verlassen zu wollen. Man hat Dich betrogen, Dir Gewalt angethan. Aber ich komme, Dich aus den Händen dieser Banditen zu retten. Ja, Banditen! Aber ich bin eine Frau, die sich nicht fürchtet, und eine Mutter, die sich ihre Tochter nicht rauben läßt. Komm, mein Kind, komm, ich bin hergeeilt, Dich zu holen. Dieser Verräther, dieser Undankbare," rief sie mit einem wüthenden Blick auf Otto, „mag bei diesem Australier bleiben!"

„Liebe Mama," trat ihr Otto ruhig und freundlich entgegen; „aus meinem Briefe wirst Du genügend erkannt haben, was mich bestimmte, mit meiner Frau mich aus Deiner Wohnung zu entfernen."

„Ah, mein Herr!" murmelte ihm der Major hinter dem breiten Rücken der Frau Cölestine, die Elvira an ihrer Brust weinen ließ, vorwurfsvoll zu.

Otto beachtete es nicht und fuhr fort: „Ich bin kein Undankbarer, aber ich müßte kein Ehrgefühl haben, um Dir dafür Dank schuldig sein zu sollen, daß Du mich zum Tropf machen wolltest."

„Hört ihn doch! Hört ihn doch!" polterte sie heraus. „Das hat ihm Alles dieser Australier eingeblasen."

„Yes! Yes!" lachte ihr Albrecht, die Hände behaglich in den Hosentaschen, in's Gesicht.

„Ja, Mama —"

„Nichts mehr Mama!" fuhr sie ihren Schwiegersohn an.

„Also, Frau Meubring," änderte Otto gelassen die Anrede ab. „Mein Bruder stach mir den Staar. Er enthüllte mir meine unwürdige Stellung bei Dir und gab mir den sittlichen Muth, mich aufzuraffen. Seiner Liebe werde ich es verdanken, fortan unabhängig von Deinen Wohlthaten zu sein. Ich werde mich und meine Frau durch Arbeit ernähren."

„Mach' was Du willst!" rief sie. „Mit Dir bin ich fertig, wir sind geschiedene Leute. „Meine Tochter brauchst Du nicht zu ernähren."

„Sie ist meine Frau."

„Gewesen, ja. Keine Stunde mehr ist sie es. Sie geht mit mir, Du bleibst hier und das Uebrige findet sich. Sie wird sich scheiden lassen von Dir."

„Mama!" wagte Elvira bittend einen Protest gegen diese Erklärung hervorzubringen und ließ ihre Mutter los.

„Wenn sie will!" versetzte Otto, die Achseln zuckend.

„Wenn sie will?" wiederholte die Mutter höhnisch. „Was wird sie denn anders wollen? Sie folgt mir, basta!" Sie nahm Elvira beim Arm und wandte sich zur Thüre. Die junge Frau aber gehorchte ihr nicht. Bittend sagte sie vielmehr: „Nicht doch, Mama! Versöhne Dich doch mit Otto, er meint es ja nicht böse, nicht mit mir und auch nicht mit Dir."

„Was? Du vertheidigst ihn?"

Die Wuth machte die Mutter wieder purpurroth.

„Er ist doch mein Mann, Mama!"

„Du steckst also am Ende doch mit ihm unter einer Decke?"

„Ich darf ihn nicht verlassen."

„Wenn ich es fordere? Augenblicklich, augenblicklich!"

„Nein!" rief Elvira entschiedener. „Ich will es nicht, ich thue es nicht. Bei ihm ist mein Platz, Mama."

Sie wollte dem festen Griff ihrer Mutter sich entziehen, als die rechte Hand derselben sogleich in eine lebhafte Schwingung gerieth. Aber Otto trat rechtzeitig zwischen sie und Elvira, zog diese liebevoll und dankbaren Blickes an sich und sagte entrüstet zur bebenden Matrone: „Wagen Sie es nicht mehr, sie als Kind zu behandeln. Sie steht unter meinem Schutze."

„Yes! Brav, mein Junge. Diese —“ Albrecht verschluckte das Weitere.

„Major!“ befahl Frau Cölestine außer sich demselben, „holen Sie die Polizei! Holen Sie einen Schutzmann!“

Britz schwankte.

„Wozu?“ stammelte er. „Wozu?“

„Ja, wozu?“ rief Otto. „Denken Sie etwa, daß Sie meine Frau mir durch die Polizei wegnehmen lassen können?“

„Nein,“ flüsterte der Major bedächtig seiner Freundin in's Ohr. „Das kann man nicht.“

„No! Das kann man nicht!“ trotzte ihr der Australier zu.

Frau Cölestine hörte auf keine Vorstellung mehr. Sie stürzte wild auf ihre Tochter zu und in einem schmerzlichen Aufschrei stieß sie heraus: „Du gehst mit mir, Elvira! Mein Kind, Du wirst Deine Mutter nicht tödten! Ich lasse Dich nicht hier.“

„Mama,“ entgegnete ihre Tochter bittend. „Beruhige Dich, ich beschwöre Dich. Verständige Dich doch mit uns, und wir werden ja dann Alle zusammen glücklich sein, ich werde Dich dann jeden Tag wiedersehen können.“

„Mit uns?“ jammerte die Mutter. „Du sagst mit uns? Mit diesen da? So reißest Du Dich wirklich los von mir? Elvira! Was that ich Dir? Warst Du mir nicht Alles? Bist Du es nicht noch? Soll ich denn mein Kind verlieren, mir es rauben lassen, so hinterlistig, so banditenmäßig? Nein, ich bin Deine Mutter, ich habe das Recht, Dich zu zwingen — Dein Mann darf nichts

dagegen wagen; ich habe ihn bisher ernährt und ich glaube nicht, was er prahlt, jetzt aus seines Bruders Tasche leben zu wollen. Dieser Australier ist ein Abenteurer. Wer weiß, was das für Geschäfte sind, zu denen Otto sich hergeben soll und wozu ich meine Einwilligung nicht gebe."

„O, o, Madame!" warnte Albrecht. „Wahren Sie Ihre Zunge! Abenteurer? Sagen Sie nicht noch einmal so etwas!"

„Sie wollen mir das verbieten? Sie Einbrecher! In Ihrer Raubhöhle soll ich stumm sein?"

„Hinaus!" schrie der Australier sie grimmig an und wies ihr die Thüre.

„Ah, mein Herr!" mischte sich der Major wieder als der pflichttreue Ritter seiner Dame ein.

„Hinaus!" wiederholte Albrecht. „Sonst hole ich die Polizei! Ich, Madame! Hier bin ich zu Hause, und wenn Sie mich hier beleidigen, werde ich Sie darnach behandeln."

„Sie sind ein Unverschämter! Ich will in Ihrer Wohnung nichts, als meine Tochter holen."

Und wieder ergriff sie deren Arm und wollte sie mit sich zerren. Aber Otto wehrte ihr und auch der Major hielt sie schüchtern zurück.

„Nein!" rief ihr Elvira selbst entschlossen zu; „ich bleibe hier, Mama; es muß sein. Ich gehöre zu meinem Mann."

Da fielen Frau Cölestinens Arme schlaff herab. Das war zu viel und sie erlag. Mit einem unsagbaren Ausdruck ihrer Züge rief sie aus: „Auch Du, Elvira! Du weisest mich also zurück. Gut, so sei es denn; Euer Wille

geschehe. O, Undank der Kinder! Gehen wir, Major; ich habe hier nichts mehr zu suchen. Ich habe keine Tochter mehr. Nein, nein! Sie will ihm gehören, ihrem Entführer! Gut, ich sage mich los von ihr —"

„Mutter!" rief Elvira, verzweifelnd auf sie zustürzend.

Aber die Matrone stieß sie zornig von sich.

„Ich sage mich los von Dir, ja — oder Du folgst mir jetzt!"

„Es ist genug," rief Albrecht unwillig.

„Ja, es ist's," preßte Frau Cölestine, die erblaßt war, zwischen ihren Zähnen hervor, als sie Elvira auf ihre letzte Aufforderung mit unzweideutiger Miene abwehren sah. „Sie will nicht mit mir gehen, die Entartete! O, Du schlechtes, mißrathenes Kind, ich kenne Dich nicht mehr, so lange Du bei diesem Bösewicht bleibst. Ich enterbe Dich; ja, ich enterbe Dich. Eure Sachen will ich Euch noch herschicken; ich mag nichts von Euch mehr in meinem Hause sehen. Werde seine Sklavin! Wir sind fertig miteinander, das merkt Euch!"

Und damit schritt sie stolz erhobenen Hauptes hinaus, und der Major folgte ihr.

Noch an demselben Abend brachte ein Dienstmann die sämmtlichen Habseligkeiten des jungen Ehepaars in dessen Wohnung, womit die schnell zur That bereite Energie der Frau Cölestine ihre Abschiedsworte noch ausdrücklich bekräftigte. Der Bruch zwischen Mutter und Tochter war vollständig, und Elvira verhehlte es sich nicht. Aber sie jammerte nicht mehr darüber. Seit der Entfer-

nung ihrer Mutter bestimmte der beleidigte Frauenstolz ihr Empfinden; nachdem sie aus dem Elternhause ihre Sachen wie eine dort Ausgestoßene zugeschickt erhalten, erhob sich ein trotziger Sinn in ihrem Wesen. Sie erstarkte in dem Bewußtsein, als Gattin recht zu thun. Nun mußte sie fest zu ihrem Manne stehen, um das Unternommene ehrenvoll durchzuführen, und sie hoffte auf eine Aussöhnung mit der Mutter, wenn die Zeit dieselbe gerechter gestimmt und ihr die Grundlosigkeit ihrer Auffassung von Otto's Beginnen erwiesen haben würde. Denn sei es nun durch die Bestimmtheit in Albrecht's Charakter, oder durch die frohe Zuversicht Otto's, sie war mit vollem Vertrauen zu ihm erfüllt, und dies machte sie, wie selbstbewußter, so auch empfänglich für alle seine Wünsche und Gedanken. Ihre Häuslichkeit außerhalb der mütterlichen Vormundschaft gefiel ihr von Tag zu Tag mehr; Otto gestaltete sie traulich durch eine Liebenswürdigkeit, die er vorher noch gar nicht in solcher Männlichkeit entwickelt hatte. Außerdem gab es keinen angenehmeren, lebenslustigeren und achtungswertheren Schwager als Albrecht. Und wie die beiden Brüder einträchtig ihre gemeinsame Arbeit betrieben, so erheiterten sie sich und Elvira alle Mußezeit, die sie sich gönnten. Auch die gerichtliche Entscheidung über die angestrengte Klage der Mutter gegen den Australier, fiel sehr gegen deren Erwartung aus. Denn nach der ersten Vernehmung Albrecht's ließ der Untersuchungsrichter die anhängige Sache als eine Familienzwistigkeit ohne ernstere Bedeutung, und trotz der erbitterten Beschwerde der Klägerin, fallen.

Albrecht hatte kein Hehl gegen seinen Bruder, und dann auch nicht mehr gegen Elvira daraus gemacht, daß er eine Neigung für Minna gefaßt habe, und daß diese Neigung zu seinem Behagen immer mehr wachse. „Warum Behagen?“ fragte er sich vor ihnen in seiner drolligen, urwüchsigen Art. Weil er dies Mädchen heirathen wolle und werde, antwortete er wie selbstverständlich. Er werde sie aus der Höhle des Drachen sich holen, das reize ihn absonderlich; und er lächelte pfiffig, wenn das Ehepaar ungläubig über seine Behauptung den Kopf schüttelte.

Eines Tages stellte sich Lorenz Rückert, Schneidermeister für Civil und Militär, bei Herrn Albrecht Buchwall ein, der ihn brieflich berufen hatte, um sich Maß zu einem Anzug nehmen zu lassen. Nachdem der Meister mit den schönsten und ergebensten Reden dies Geschäft besorgt, gab ihm Albrecht ein Brieflein und fragte ihn vertraulich, ob er dies nicht an Fräulein Minna im Hause besorgen könne, so daß ihre Tante nichts davon erfahre.

„Ei Herrjeses, warum denn nicht? Das ist mir ja eine Kleinigkeit, Herr Buchwall,“ beeiferte sich Rückert zu versichern, glücklich, daß er seiner gefürchteten Wirthin einen Streich spielen könnte; denn was sich ereignet hatte und weshalb, war im Hause der Frau Meubring natürlich nicht verborgen geblieben.

„Hören Sie,“ fuhr der Schneider fort, „wenn ich der Alten ein Schnippchen schlagen helfen kann, ohne Gefahr, versteht sich, so ist mir das die reinste Wonne. Und das wird doch so etwas sein? Ein Liebesbriefchen, nicht? Von Ihnen? Na, warum nicht?“

„Dieser Brief ist von meinem Bruder an Miß Minna gerichtet,“ entgegnete Albrecht. „Aber Sie wissen, die Tante darf von dieser Korrespondenz nichts ahnen.“

„Verlassen Sie sich auf mich, ich besorge dies, und Lorenz Rückert ist wahrlich nicht auf den Kopf gefallen.“

Damit hatte er nicht Unrecht. Lorenz Rückert war aus Grundsatz oder aus Gewohnheit immer Miethe schuldig. Dies gab ihm einen Vorwand, bei seiner Hauswirthin vorzusprechen. War es Minna, die ihm öffnete und der er dann den Brief in die Hände spielen konnte, so war er bereit, diesen Erfolg seines Auftrages durch eine Abzahlung zu erhärten; kam es anders, so speiste er Frau Cölestine mit der Betheuerung ab, demnächst das Geld zu bringen, und behielt es noch in der Tasche. Auf diese unverfänglich erscheinende Manier gelang ihm gleich beim ersten Versuch seine Absicht und er wurde den Brief und auch seine Abzahlung los.

Minna nahm klug den Brief und sagte kein Wort darüber. Von Otto, dem Manne ihrer Cousine, konnte sie ihn doch ohne Gewissensbisse annehmen und lesen. Wie sich dann herausstellte, war eigentlich der Brief eine dreieinige Leistung. Elvira hatte den Haupttheil geschrieben, der Australier eine Einlage dazu gegeben, Otto die Adresse gemacht. Elvira bat, daß ihre Cousine ihr heimlich Nachricht über die Mutter und deren Stimmung gegen die verstoßene Tochter geben möchte, schriftlich oder noch besser persönlich. Sie möchte einmal sehen, ob sie nicht in der Luisenstraße erscheinen könne. Und der Australier, dieser Verwegene, er erkühnte sich,

noch deutlicher wie früher schon, ihr seine eigenartigen Liebesgeständnisse zu machen. Er meine es ernsthaft, sie brauche nur Lust zu zeigen, sich mit ihm zu verständigen, dann werde er mit dem Heirathen nicht lange Federlesens machen. Abscheulich! Er, den ihre Tante als ihren Todfeind ansah, der den ganzen Familienzwist angestiftet hatte. Er wollte sie also auch in's Unglück locken! Dieser Mensch scheute sich vor nichts; er war zu Allem fähig. Seinen Bruder mit sammt dessen Frau hatte er sich botmäßig gemacht; der Brief bewies es ja wieder, was die Tante immer behauptete. Und diese sanfte, willige Elvira war durch irgend eine seiner Künste ebenso umgewandelt worden, wie der schüchterne Otto. Wie vermochte dies Alles nur der Seeräuber oder Sklavenhändler, der er sicherlich gewesen? Sie wurde sehr, sehr aufgeregt durch alle diese Gedanken. Ihr Herz schlug so laut, ihre braunen Wangen waren so heiß, und sie dachte und dachte immerzu in ihrem Kämmerlein, den Brief in der Hand, und sie dachte doch eigentlich nichts, indem sie des Australiers Blatt wieder und nochmals wieder vor die Augen hielt. Es tanzten seine kuriosen Schriftzüge wie Teufelchen durcheinander.

Sie zweifelte nicht, daß sie es mit der Tante, gleich Elvira, verdorben hätte, falls dieselbe nur den Verdacht fassen würde, daß sie sich in einen Verkehr mit den Geächteten einlasse. Nie auch würde sie es gewagt haben, solchen Versuch anzustellen. Aber seitdem sie den Brief gelesen, reizte sie das Verbotene und Gefährliche unwiderstehlich. Die arme Elvira! Sie sehnte sich danach, von ihrer

Mutter zu hören! Sie mußte so viel aus Liebe zu ihrem Mann leiden, diesem Rappelkopf. Und doch, sie that ihre Pflicht als Frau, und der Otto war es wohl werth, daß sie zu ihm hielt. Aber der Australier, dieser grobe Mensch, wenn Minna daran dachte, wie er ihr den Eintritt in die Wohnung abgenöthigt, und dann, wie er sie Lügnerin geheißen, und dann, wie er eigenmächtig die Thür aufgeschlossen hatte, um zu seinem eingesperrten Bruder zu gelangen. Und wie er der empörten Tante entgegengetreten war, wie er sie herausgefordert, so rücksichtslos ihr den Text gelesen, sie Drache und Furie zu schmähen sich unterfangen hatte! Und dann die ganze Entführungsgeschichte, zu der er Otto bewogen, dies Planen und sichere Ausführen, diese Kraft, mit der er den Sturm der Mutter in seinem eigenen Hause abschlug und die Gewaltige besiegte, beugte und in die Gebrochenheit versetzte, aus der sie sich gar nicht wieder erheben zu können schien, denn die Tante war still, verschlossen, selbst magerer geworden seit dem letzten Auftritt mit ihrer Tochter: ah, ja, das war ein Mann, dieser Australier, der hatte es wahrlich schon genugsam bewiesen!"

Die Luisenstraße war weit von der Roßstraße; aber wie kann ein junges Mädchen, dem der Kopf brennt und das Herzchen in heftigem Ticktack schlägt, nicht springen! Und so, ohne recht zu wissen, was sie that, flog Minna bei einem Ausgang für eine häusliche Besorgung nach der Luisenstraße und fiel wie ein zitterndes Vögelchen Elvira in's Haus. Ach, welch' ein Wiedersehen! Traurig und lustig, und lauter Geplapper aus den beiden Mäulchen dabei, und dann ein Geküsse und ein Händedrücken und ein Zu=

nicken zum Abschied: „Komm bald wieder!“ — „Ja, wenn's geht! Aber die Tante!“

Wenn's geht! Was geht nicht, wenn man recht will? Es ging schon nach acht Tagen wieder, daß Minna von der Roßstraße nach der Luisenstraße flog, fünf Minuten lang bei Elvira sich ausschwäzte, und als dann Otto und sein Bruder, der verwetterte Australier, der Grimmige, zufällig herzukamen, in einer einzigen Minute alle Begrüßungsfreundlichkeiten derselben mit glühendem Köpfchen aushielt, und dann die Flucht ergriff. Wie ihr der Wilde, der Australier, die kleine Hand noch zuletzt gedrückt hatte!

Wohl wieder acht Tage später erschien Minna abermals in der Wohnung, in der sich Elvira ja gewöhnlich allein befand. Diesmal kam sie ohne die Aufregung und Hast, wie vordem. Sie machte gleichsam pflichtmäßigen Besuch und verkündete dies ihrer Cousine mit gar triumphirender Miene. Die Tante hatte sie geschickt; ihr diesen Besuch nicht erlaubt, sondern befohlen, weil sie sich nach Nachrichten über das Befinden ihrer Tochter sehnte. Sie ertrug's nicht mehr, die Mama; sie dachte immer an ihre Tochter. Recht kecklich hatte Minna einmal eine Stunde lang mit ihr geseufzt, ohne etwas zu sprechen; dann war es ihr mit einem Seufzer entfahren, daß Elvira vielleicht krank sein könnte; man erführe ja nichts, wenn es so wäre. Sie hätte davon so ängstlich geträumt und dies bedrücke ihr Herz.

Es war das erste Mal gewesen, daß sie nach langen Wochen den Namen Elvira vor ihrer Tante ausgesprochen. Die Wirkung war mächtig auf diese.

„Krank?“ hatte sie schmerzlich ausgerufen. „Entsetzlich, wenn das wäre und sie nicht nach ihrer Mutter riefe! Sie wird doch nicht ganz entartet sein. Sie wird doch noch etwas Kindesgefühl haben!“

Darauf hatte Mutter Meubring ihrer Nichte befohlen, nach der Luisenstraße zu gehen. Aber sie solle sich stellen, als thäte sie es heimlich, da die Mutter durchaus sich nicht in den Augen der Verstoßenen etwas vergeben und den Schein erregen dürfe, als mache sie den ersten Schritt zu einer Annäherung.

So war Minna eine Gesandtin und fühlte sich nicht gering als solche. Jetzt plauderte sie sehr behaglich, und blieb längere Zeit bei Elvira. Otto erschien, und nachher, als er von einem Ausgang zurückkehrte, rief man auch Albrecht. Man sprach von der Mutter, von ihrer merklichen Umstimmung, vom Geschäft, von allerhand Häuslichem. Der Australier ließ sich dann mit gutmüthigem Lächeln von Elvira als einen Diplomatikus ersten Ranges loben und von Minna ausschelten, daß er ihr jüngst die Hand bald zerquetscht habe.

„O,“ sagte er und nahm sie mit kühnem Griff wieder, um sie dann zu streicheln. „Diese kleine Hand!“

Sie ließ sie ihm lächelnd; der Mensch war ja eigentlich gutherzig, und hätte sie sich gegen diesen Gewaltthätigen wehren können?

„Hm,“ sagte er beim Abschiednehmen zu Minna, „nun geht's an den fünften Akt und das Ende wird gut, passen Sie auf, Miß Minna. Sie werden meine Frau, und die Tante ergibt sich, wie die Mutter.“

„Ei," versetzte Minna, indem sie sich entrüstet stellte, „Sie thun ja gerade, als ob Sie über andere Menschen verfügen könnten, wie Ihnen beliebt?"

Er blickte sie nur an darauf, so freundlich, mit seinen sprechenden Augen und den rauhen, männlich hübschen Zügen, daß sie am liebsten ihrem Herzen gefolgt wäre, und an seine Brust sich werfend gerufen hätte: „Böser Räuber, ich will ja gerne Dein Weib werden."

Frau Cölestine wurde durch die beruhigenden Nachrichten, welche ihr Minna aus der Luisenstraße über das Befinden der jungen Frau mit der unschuldigsten Miene von der Welt brachte, eher niedergedrückt, als befriedigt. Minna hatte durchaus nichts gehört, was wie ein sehnsüchtiges Verlangen Elvira's nach ihrer Mutter gelautet hätte. Diese jungen Leute, erzählte sie, wären sehr vergnügt und lebten wie die Turteltauben. Der Australier immer dabei und immer guten Muthes. Sein Geschäft ginge über Erwarten flott. Er müsse doch ein tüchtiger Mann sein, und Otto wie Elvira hingen an ihm, denn er sorge für Alles und wisse stets guten Rath. Beinahe sprach sie so viel und so warm von dem Bruder Otto's, daß es ihrer Tante auffiel. Sie mißbilligte schon jene Worte höchlich, denn ihr Haß gegen den Urheber der Familienrevolution hatte sich nicht vermindert. Immer wieder fragte sie, ob Elvira denn nicht bekümmert über den Bruch mit ihrer Mutter sei; ob sie nicht vielleicht einmal, auch so heimlich, wieder in die Roßstraße, zu ihr auf einen Besuch kommen wolle.

„Nein," entgegnete Minna, die in der Luisenstraße

für ihren Bericht unterwiesen worden war. „Eigentlich sprach sie nichts davon. Aber es thut ihr sehr leid, daß es so gekommen ist, und Du Dich um ihrer Liebe und Treue zu ihrem Manne willen von ihr losgesagt hast."

„Losgesagt?"

„Ja, Du willst sie ja nicht mehr kennen, das beklagt sie wohl; Du willst sie ja enterben?"

„Enterben?" Mutter Meubring murmelte das recht tiefsinnig. „Sie soll doch versuchen, mich wieder zu versöhnen," setzte sie dann wie für sich hinzu. „Ich habe ja kein Herz von Stein. Ach, sie kennt es nicht, was Mutterliebe ist!"

Minna warf ihr seitwärts einen schelmischen Blick zu und sagte dabei, wie nebensächlich ihren Bericht noch rasch ergänzend: „Elvira meint, wenn sie die Mutter nicht mehr zur Freundin haben dürfe, so vielleicht die Großmutter."

Damit sprang die Kleine fort und ließ Frau Cölestine in einer vollständigen Verblüffung zurück.

„Die Großmutter!" bebte es endlich von ihren Lippen, und immer schmerzlicher und jämmerlicher wiederholte sie sich dann leise: „Die Großmutter! Die Großmutter! Und dieser grobe Australier hat mir die Thüre gewiesen, läßt mich nicht zu meiner einzigen Tochter! Wenn der nicht da wäre!"

Fortan wurde sie noch trauriger. Der Major bezeigte das innigste Mitgefühl für ihren Gram und versuchte, so oft er ihr die gewohnte Gesellschaft am Abend leistete, sie mit seinen philosophischen Auffassungen der Verhältnisse zu trösten. Nach diesen standen sie gar nicht schlecht. Die

Flucht des jungen Ehepaares hatte ihn nie ernstlich empört und fand bei ihm nachsichtige Beurtheilung.

„Die Wohnung," meinte er dann wohl, „ist freilich nun ein wenig zu groß für Sie, meine verehrte Freundin."

„Sie ist mir unheimlich, ja," erwiederte sie ihm darauf gedankenvoll.

„Offenbar wird das junge Ehepaar auch nicht wieder hieher zurückkehren, selbst wenn Sie so gütig wären, Alles zu verzeihen."

„Darum bemühen sie sich gar nicht einmal, lieber Major. Ist das nicht ein Todesstoß für eine Mutter?"

„Sie müssen mehr an sich denken, Frau Cölestine! Sie reiben sich auf in dem Kummer um diese jungen Leute, die ja nun einmal dem natürlichen Triebe nach Selbstständigkeit und nach eigenem Hauswesen folgen. Finden Sie sich darein, weil hier doch ein Naturgesetz sich erfüllt. Ja, ein Naturgesetz, nach dem der Mensch handeln muß, und schlimm, wenn er dadurch mit seinem Herzensverlangen in Zwiespalt kommt, wie wahrscheinlich Elvira, indem sie eine aufsäßige Tochter sein muß, weil sie eine gute Frau sein will."

Frau Cölestine starrte ihn betroffen an. Sie verstand ihn und fühlte, daß darin ein Vorwurf gegen sie enthalten war, da sie aus Selbstsucht die Erfüllung dieses Naturgesetzes hatte verhindern wollen. Ehe sie aber noch etwas darauf erwiederte, lenkte Britz die Frage einer anderen Richtung zu, indem er fortfuhr: „Wenn man thut, was man darf, und dabei dem Verlangen, dem Bedürfniß des Herzens auch gerecht werden kann, so ist dies dagegen eine

hohe Befriedigung, die das Glück vorstellt. Sie sollten daher mehr an sich denken, liebe Freundin. Fürchten Sie nicht, daß Sie sich noch einsamer in dieser Wohnung fühlen könnten?"

„Wie meinen Sie dies, Major?"

„Auch Minna ist naturgemäß nicht dazu bestimmt, ewig bei Ihnen als Mädchen zu leben. Was nun, wenn sie sich verheirathen sollte? Eine solche Möglichkeit müssen Sie doch erwarten, deren Verwirklichung darf Sie nicht überraschen. Und dann werden Sie hier allein sein, und ich oben in meiner Wohnung. Was hinderte uns, es anders einzurichten?"

Aber diese verschämte Freierei des Majors, so oft sie sich auch wiederholte, berührte die Dame des Hauses nicht tief. Ihr Sinnen blieb nach der Luisenstraße gerichtet, und heftiger begehrte ihre lebhafte Natur, die Sehnsucht nach der Tochter zu stillen. Sie sprach jetzt mit Minna oft davon und schickte sie auch in jeder Woche zu Elvira, um wenigstens auf diese Weise eine Verbindung mit ihr herzustellen. Immer mehr fühlte sie die Leere um sich, auch um ihr Herz; immer trauriger wurde sie und bereute, daß sie den Bruch durch ihre Heftigkeit herbeigeführt. Weihnachten nahte. Sollte sie zum ersten Male das Fest ohne ihre Tochter feiern? Den heiligen Abend, auf den sie beim Lichterglanz des Tannenbaumes so viel gehalten, in bitterem Leid um das Zerwürfniß verleben? Hatte sie sich nicht selbst am härtesten gestraft? Ja, sie sich allein; denn das junge Paar, so versicherte Minna immer wieder, bezeige gar keinen Gram um die Trennung von

ihr, lebe glücklich und denke gar nicht daran, zu Kreuze zu kriechen.

Kurz vor dem Fest überraschte die bekümmerte Mutter ein Brief, den Otto an sie richtete. Es war ein poetisch zu nennender Brief, in dem er seine Schwiegermutter bat, den Weihnachtsabend bei ihm zu verbringen. Von Abbitte, überhaupt von dem feindlich gestalteten Verhältniß kein Wort, und das ging ihr zuerst gegen die Würde, kam ihr anmaßlich vor. Las sie den Brief wieder nach der anfänglichen Aufwallung ihres Unmuthes, so mußte sie freilich sich gestehen, daß er sehr herzlich die Einladung aussprach, auch für Minna und den „Herrn Major Britz, unseren hochverehrten Freund des Hauses". Aber daß ihr Schwiegersohn that, als sei gar nichts vorgefallen, als brauche er nur der schwer gekränkten Schwiegermutter einen Wink zu geben, um sie kommen und an seinem Weihnachtstisch sich einen Platz anweisen zu lassen — dies wollte ihr Stolz doch gar nicht überwinden. Dieses Entgegenkommen von den Rebellen behagte ihr nicht; das war zu hochmüthig, zu wenig versöhnend. Der Major, mit dem sie darüber sprach, meinte zwar, es sei am allerbesten, man rühre die Zwietrachtgeschichte nicht wieder auf und mache es wie Otto in seinem Briefe, reiche die Hand, als sei nichts gewesen; und Minna begütigte sie mit der lebhaft geäußerten Betheuerung, daß beim Weihnachtsfest ja die Versöhnung in aller Form zu erwarten sei. Aber Alles bestimmte sie noch nicht. Und dann der Australier — der auch dabei! Ihm diesen Triumph gönnen, daß sie in

seine Wohnung zur Weihnachtsfeier komme als die Nachgiebige! Nein, das ging nicht an.

Und doch — wie preßte sich ihr Herz zusammen, wenn sie daran dachte, nicht bei ihrer Tochter zu sein am heiligen Abend. Ihre Gutmüthigkeit schlug vor und brachte ihren Stolz in's Schwanken. Die Mutterliebe sagte in ihr: „Ja, ja," und sie wurde bereitwillig, diesem Rufe zu folgen. Sonst blieb ja diese Trennung, die ihr unerträglich geworden war. Sie konnte den Muth nicht finden, auf die Einladung mit einer Weigerung zu antworten. Es war der Vorabend des Festes und sie schwankte noch immer.

Da öffnete sich leise die Thüre ihres Zimmers, in dem sie allein war, eine in Wintermantel, Muff und Schleier vermummte schlanke weibliche Gestalt huschte herein, überfiel sie, umschlang sie und bedeckte ihr den Mund mit Küssen.

„Elvira!" jubelte die Mutter endlich hervor, als sie Athem holen konnte, und zog sie wieder in ihre Arme.

„Ich bin nur auf einen Sprung hier, Mama; mein Mann wartet unten. Wir haben noch Einkäufe zu morgen gemacht. Du kommst doch? Otto schickt mich herauf, um Bescheid zu holen von Dir. Bist Du wieder gut?"

„Meine Tochter! Nun braucht's ja keines Wortes mehr. Ja, ja, ich komme!" rief die Matrone wonneselig.

„Adieu! Adieu, Mama! Auf morgen Abend!"

„Du willst schon wieder gehen?"

„Otto wartet — wir sprechen ja morgen recht viel,

recht traulich, Mama. Also Ihr kommt, Ihr Alle — Du, Minna, der Major. Ach, das wird eine Christfreude, Mutterchen! Adieu, Minna! Kommt nicht so spät!"

Noch ein schallender Kuß auf der Mutter Wange und dann war sie wieder hinaus, die Letztere wie im Traum zurücklassend.

Und am anderen Abend, ehe es noch sechs Uhr war, fuhr vor die Buchwall'sche Wohnung in der Luisenstraße die Droschke vor, in der Mutter Neubring, Minna und der Major saßen, alle Drei mit Schachteln und Packeten in den Händen.

Elvira empfing sie an der Thüre, und das Umarmen und Küssen zwischen Tochter und Mutter bildete gleich hier eine lange, von freudigen und zärtlichen Ausrufen begleitete Begrüßung. Dann begab sich langsam die kleine Gesellschaft in das Wohnzimmer und nahm endlich nach Ablegen der Mäntel und Hüte Platz; ruhig, steif und ernst blieb nur der Major dabei.

„Der Christbaum," sagte die junge Frau, „steht im Eßzimmer nebenan. Otto und Albrecht putzen noch daran. Da speisen wir denn, während der Baum brennt. Der Schwager braut eine Bowle Punsch, das ist so seine Liebhaberei! Ach, das soll ein schöner, schöner Abend werden, Mama!"

„Albrecht, der Schwager, der Australier also immer noch der Matador!" konnte sich die Mutter nicht enthalten, etwas verstimmt auszustoßen.

„Ein trefflicher Mensch!" umschmeichelte ihre Tochter

sie. „Wenn Du ihn erst näher kennen gelernt haben wirst, hast Du ihn gewiß so lieb wie wir."

„Nun, ich fürchte mich auch nicht vor ihm," entgegnete Frau Cölestine möglichst gemüthlich. „Wenn ich Euch nur wieder habe, Dich, meine Elvira, und Ihr glücklich und zufrieden seid."

„Das sind wir," sprach sie muthig aus voller Ueberzeugung, „und jetzt, da Du wieder unsere liebe Mutter bist, fehlt uns gar nichts mehr an unserem Glück. Es hat sich ja Alles so gut gemacht — ich kann's manchmal gar nicht fassen, wie der Otto ein so anderer Mensch, ein viel, viel männlicherer geworden ist. Und er trägt mich auf Händen!"

„Du bist auch anders geworden!" glossirte lächelnd, wiewohl mit einiger Eifersucht ihre Mutter. „Wie sich das jetzt fühlt und die Mutter nicht mehr braucht! Na, es freut mich ja, es ist ja gut so; ich muß es mir schon gefallen lassen, von meinem Kinde bei Seite geschoben zu werden. Der Mann geht vor!"

„Das ist der Eltern Loos!" warf der Major mit Feierlichkeit ein. „So erfüllt sich das Naturgesetz. Darum heirathet man, um sich einander ausschließlich anzugehören, verehrte Freundin."

Man vernahm Geräusch an der Thüre zum Nebenzimmer. Dann wurde sie geöffnet und den Versammelten zeigte sich der schöne strahlende Christbaum auf langer, weißgedeckter, mit allerhand Dingen zwischen Tellern voll Aepfeln, Nüssen und Pfefferkuchen besetzter Tafel.

Zu beiden Seiten des Eingangs stellten sich Otto und

Albrecht. Gar zierlich verneigte sich einladend Otto, mit heiterem Gesicht nickte der Australier. Elvira führte die Mutter; der Major folgte mit der schalkhaft blickenden schwarzlockigen Minna.

Otto reichte seiner Schwiegermutter die Hand und lächelte sie fragend und mit kindlichem Ausdruck seines feinen Gesichtes an.

Die Alte war gerührt, Thränen drangen aus ihren Augen; sie hatte Otto's Hand gedrückt und sagte inniglich: „Mein Sohn, es ist Alles vergeben, Alles vergessen!"

Dabei klopfte sie, immerfort nickend, ihm die Wange.

„Hast mir zwar böse Stunden bereitet, aber es sei Alles vergeben, Otto! Bist doch nun wieder mein Jüngelchen, und machst ja Elvira glücklich!"

Sie besiegelte den neuen Bund mit einem mütterlichen Kuß, den ersten, welchen ihr Schwiegersohn seit seiner Hochzeit wieder erhielt.

Dann zeigte Otto Jedem seine Geschenke auf dem Tisch, und die Bewohner des Hauses in der Roßstraße brachten die ihrigen herbei. Ein neues Umarmen, Küssen, Händedrücken, ein Bedanken und liebevolles Wortwechseln folgten; es gab feuchte Augen und die Herzen schlugen höher in dem weihevollen Beieinander unter dem strahlenden Tannenbaum; ja manche Herzen klopften gar heftig wie in banger Erwartung.

Der Australier hatte dieser Familienscene mit vergnügtem Gesicht zugeschaut. Verständnißinnige Blicke hatten Otto und Elvira mit ihm getauscht; aber die Frau Cölestine mit ihrem Gefolge schien seine Anwesenheit ganz

zu übersehen; die listige Minna blinzelte nur einmal verstohlen zu ihm hinüber, während sie als Dank für die erhaltenen Geschenke die beleibte Tante umarmte. Als endlich die erste Erregung sich gelegt, trat Albrecht mit schmunzelnder Miene zu Frau Cölestine, streckte ihr seine Hand hin und sagte in seiner kurzen Art: „Ich gehöre nun auch zur Familie, wie?"

„Ja, Sie!" konnte sie das Grollen nicht unterdrücken. „Sie sind ja der Alleroberste darin!"

„Aber," parirte er gewandt, „auch ich will die Mutter ehren, wie's ihr zukommt."

„Na, na, man hat es an den Streichen bemerkt, die Sie mir gespielt haben, da muß ich doch bestens danken."

Er schmunzelte noch mehr und erwiederte: „Hat sich denn nicht Alles schön gemacht? Nun haben Sie einen ordentlichen Schwiegersohn, und er hat eine rechte Frau, und Sie werden jetzt eine rechte Schwiegermutter sein. Finden Sie nicht, daß wirklich Alles in die richtige Ordnung gekommen ist?"

Sie sah ihn groß an und fühlte die Wahrheit seiner Worte, gegen welche sie ernstlich nichts einwenden konnte. Dieser Mann übte auch auf sie eine Herrschaft aus, gegen welche vergeblich ihr selbstherrliches Wesen sich auflehnen wollte.

„Ich soll," entfiel es indessen doch noch ironisch ihren Lippen, „ich soll mich wohl gar noch bei Ihnen bedanken?"

„Yes, denk' ich mir! Habe ich nicht diese Weihnachtsbescheerung besorgt? Ist nicht wahre Freude jetzt in Aller Herzen und auch in dem Ihrigen?"

Jetzt gab sie ihm ihre Hand und bewegt von seinem gemüthvollen Wesen sprach sie: „Na, Herr Buchwall, ich will Ihnen glauben, daß Sie das Beste beabsichtigten und es Ihnen ganz besonderen Spaß machte, dabei eine so forsche Schwiegermutter auf's Korn zu nehmen. Sie sind ein gefährlicher Mensch, und ich bin nicht so dumm, noch länger Krieg mit Ihnen führen zu wollen. Also, topp, Frieden zwischen uns, weil es Weihnachten ist und Sie diese Bescheerung angerichtet haben!"

Er schüttelte ihr die Hand, indem er seine Augen dabei auf die ihrigen gerichtet hielt, als sprächen sie schon, was bei ihm noch nicht zu Wort gekommen war.

„Und Sie müssen mir auch etwas schenken," meinte er dann.

„Ich? Was soll ich Ihnen denn schenken?"

Er lief zu Minna, nahm sie bei der Hand, was gar kein Widerstreben bei ihr hervorrief, und stellte sich mit ihr vor Frau Cölestine. „Dieses liebe Mädchen schenken Sie mir! Es gefällt mir, soll meine Frau werden und will es!"

Sie schlug die Hände über den Kopf zusammen, ihr Gesicht röthete sich, ihre Augen rollten.

„Das sieht ja aus, als sei die Sache so abgesprochen!" rief sie. „Hinter meinem Rücken! Minna! Ist dies möglich! Eine Verschwörung! Major, was sagen Sie dazu? Elvira?"

Ihre Augen flogen von Einem zum Anderen.

„Das scheint mir ein ehrenwerther Antrag eines ehrenwerthen Mannes zu sein, über den man sich also auch ge-

ehrt fühlen kann," gab Britz mit sichtlicher Genugthuung in gewohnter Feierlichkeit seinen Spruch ab.

„Nein! Das ist eine neue Ueberrumpelung! Minna!"

„Wie sich Herzen so zu einander finden, Mama," nahm Elvira jetzt mit schmeichelnder Anschmiegung an ihre Mutter die Partei ihrer Cousine.

„Und," sprang Otto ihr bei, „Du selber hast ja Minna öfter hieher geschickt. Da hat sie ihr Herz an meinen Bruder verloren."

„Erst müssen sie doch untereinander einig sein," fiel seine Frau wieder ein, „ehe sie es bekannt machen. Das Verlieben geschieht allemal heimlich."

„Es ist dies allerdings ein ewig giltiges Naturgesetz, verehrte Freundin," trumpfte der Major noch hinein.

Mutter Meubring sah sich verrathen auf allen Seiten. Ein Zorn gegen den Anstifter auch dieses Streiches mußte sich aber doch Luft machen.

„Hören Sie," trat sie drohend auf ihn zu, „noch bin ich da, um mitzureden! Sie müssen nicht glauben, daß ich tanze, wie man aufspielt."

„O no!" entgegnete Albrecht mit Seelenruhe und heiter. „Sie sind die Tante Minna's, Sie sind ihr wie eine Mutter und darum müssen Sie Ihren Segen zu unserer Verlobung geben."

„Müssen! Wie der Mann dies förmlich befiehlt!"

„O no! Nicht befiehlt. Aber warum wollen Sie nicht zustimmen? Ist Heirathen denn ein Unrecht?"

„Ach, liebe Tante," sagte jetzt Minna, an ihren Hals fliegend, „sage doch nur ja! Der Australier fängt sonst

wieder etwas an. Und die schönen Weihnachten mußt Du uns nicht verderben! Ich heirathe ihn ja recht gern."

Sie war überwunden. Eine Minute noch stand sie in Gedanken da, dann sagte sie wie bekehrt und gutmüthig: „Eigensinnig will ich alte Frau doch nicht sein. So mag der schreckliche Australier denn sehen, wie er mit der Minna fährt. Er spielt ja den Allerweltsbeglücker!"

Worauf Albrecht aus seiner Westentasche ein gülden Ringlein langte, es an die Hand Minna's steckte und ihr herzhaft den rothen Mund küßte: „Meine Braut, und in drei Monaten mein Weib!"

Das war wohl ein wahres und ein frohes Festmahl, welches darauf im Glanz der Kerzen des Weihnachtsbaumes bei Gebrüder Buchwall gehalten wurde.

Nach drei Monaten war Minna die lustige Frau Albrecht Buchwall's, der sich sein Nestchen im zweiten Stock desselben Hauses, in dem er bisher gewohnt, gar traulich eingerichtet hatte. Frau Cölestine hatte bei dieser Gelegenheit eine gute Aussteuer hergegeben und nachträglich natürlich auch die Mitgift für ihre Tochter Elvira. Sie war zufrieden, wie Alles sich gestaltet, und stolz auf ihre beiden Schwiegersöhne, denn Albrecht begriff sie auch darunter. Er stand in höchstem Ansehen bei ihr, sein Wort galt Alles; sie schwärmte in mütterlichem Hochgefühl für ihn. Auch ihr Testament hatte sie gemacht; nicht etwa, weil sie an's Sterben dachte, sondern um das Erbtheil für Elvira und Minna festzustellen. Sie wartete nur, bis ein dicker Junge Otto's sie zur Großmutter

gemacht, dann erhörte sie den Major, ergab sich nach langer Belagerung der hartnäckig ihr zusetzenden Philosophie desselben und strahlte als Frau Majorin allen ihren Hausbewohnern in wahrhaft georginenhafter Schönheit. Der Australier hatte gewissermaßen bestimmend auf diese Verheirathung gewirkt; er hatte seiner Schwiegertante die Vernünftigkeit derselben auseinandergesetzt, sofern sie nothwendig einen Menschen um sich haben müsse, der ihrem gebieterischen Willen ergeben sei. Der Schneidermeister Rückert dagegen erzählte allen Leuten im Hause, daß ohne ihn und seine Schlauheit die Familiengeschichte seiner Wirthin nicht ein so glückliches Ende gefunden hätte, weshalb er sich auch der Kundschaft sowohl der Gebrüder Buchwall als des Herrn Majors erfreue.

Gebrüder Buchwall wurde bald eine angesehene Firma. Der Australier arbeitete desto mehr, je besser sein Geschäft ging, sein Bruder unterstützte ihn dabei redlich.

„Schau," sagte er oft zu seiner jungen blühenden Frau, wenn sie mit ihrem Kinde, dem Bilde räthselhafter Zukunft, auf dem Arm bei ihm stand, „wie mein Bruder Alles in unseren Verhältnissen geändert hat! Wenn der nicht aus Australien gekommen wäre!"

Walter Scott und seine Mutter.

Skizze

von

Aug. Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine zuerst durch den großen deutschen Philosophen Arthur Schopenhauer förmlich als philosophischer Lehrsatz aufgestellte, schon früher aber häufig als Thatsache der Erfahrung beobachtete Wahrheit, daß der Mensch vom Vater die Anlage und Grundrichtung seines moralischen Charakters, von der Mutter die geistigen Fähigkeiten, wohlverstanden nur der Anlage nach, erbt, eine Wahrheit, für die das Leben einer Reihe der edelsten und größten Männer aller Zeiten lebendiges Zeugniß ablegt.

Wir erinnern hier nur an Goethe, an Schiller, Friedrich den Großen, an Schopenhauer selbst, sowie an den irischen Dichter Robert Burns, dessen mit poetischem Sinne ausgestattete Mutter, eine einfache Bäuerin, sich ihre Arbeiten in Haus und Feld mit dem Singen alter Lieder versüßte und dadurch die in der Seele ihres Knaben schlummernden Keime früh weckte und nährte.

Weniger bekannt ist, welch' geistig begabte Frau die Mutter Walter Scott's war, und welche Anregungen dieser große schottische Dichter, dessen unsterbliche Romane

in allen Welttheilen mit gleicher Begeisterung aufgenommen wurden, von früher Jugend an durch den Mund und unter der Leitung der Mutter empfing.

Walter Scott, der am 15. August 1771 zu Edinburgh als neuntes Kind des Advokaten Scott und seiner Gattin, Anna Rutherford, geboren wurde, hatte unter so vielen Geschwistern keinen Anspruch auf die ausschließliche Beachtung der Mutter, aber — sei es nun, daß die kluge Frau seine ungewöhnlichen Anlagen früh erkannte, oder daß sein längeres Siechthum besondere Zärtlichkeit in ihrem Herzen wach rief — es scheint, als habe sie von früh auf eine gewisse Vorliebe für ihr jüngstes Kind gezeigt und ihm mehr Beachtung geschenkt, als ihren übrigen Kindern. Um den kleinen Burschen, welcher als anderthalbjähriges Kind lahm wurde, zu unterhalten, sagte sie ihm die alten volksthümlichen Balladen her, an denen Schottland so reich ist, und war vor Allem unermüdlich, ihm Episoden aus der vaterländischen Geschichte zu erzählen, besonders aus den Kämpfen der vertriebenen Stuarts, welchen die Familie Scott so leidenschaftlich anhing, daß einer ihrer Vorfahren den Namen „der Bärtige“ getragen, weil er, zum Zeichen der Trauer um das verbannte Königshaus, seinen Bart nicht mehr scheeren ließ. Mit Begierde lauschte der Knabe diesen Erzählungen.

„Wenn ich,“ schrieb er später einmal, „einiges Talent und Geschick in der Schilderung vergangener Zeiten gezeigt habe, so verdanke ich das zum größten Theile den Erzählungen der Mutter.“

Aus ihrer Hand empfing der Sohn, welcher ungewöhnlich früh lesen lernte, nach und nach Alles, was in Versen und Prosa über die Kämpfe der Schotten und Hochländer gedruckt war. Mit Begierde wurde es von ihm verschlungen und auf diese Weise schon damals der Grund zu jener unvergleichlichen Kenntniß der Spezialgeschichte Schottlands gelegt, welche später den unversiegbaren Born für seine Dichtungen bildete. Bereits in zarter Jugend beschäftigten ihn die Stoffe zu den Romanen: „Waverley", „Der Sterndeuter", „Ivanhoe", „Die Braut von Lammermoor", „Schloß Kenilworth" und vieler anderer, die ihren Verfasser zu dem populärsten Schriftsteller nicht nur seines Landes, sondern zu dem gefeierten Lieblinge der ganzen civilisirten Welt machen sollten.

Aber nicht nur auf vaterländische Dichter beschränkte Frau Scott, deren eigene Erziehung eine vortreffliche gewesen, den Knaben. Schon als er noch sehr klein war, verwendete sie einen Theil ihrer Mußestunden dazu, Pope's Uebersetzung des Homer mit ihm zu lesen, und trug Sorge dafür, daß es mit Nutzen für seinen Geist und Charakter geschah. Bei jeder Stelle, welche einen großen und bedeutenden Gedanken aussprach, ließ sie den Knaben innehalten, um ihn darauf hinzuweisen und das Gelesene zu erläutern, und bald wußte er die Gesänge des griechischen Dichters zum größten Theil auswendig.

Eine Dame, welche die Familie besuchte, als Walter sechs Jahre alt war, schrieb über ihn: „Herr Scott hat das wundervollste Genie von einem Knaben, das ich jemals gesehen. Als ich eintrat, las er seiner Mutter

gerade ein Gedicht, die Beschreibung eines Schiffbruches vor. Seine Begeisterung wuchs mit dem Sturme, er erhob Augen und Hände — ‚da ist der Mast verloren, sie werden Alle umkommen!‘ — Aber mitten in dieser Aufregung wandte er sich plötzlich zu mir. ‚Das ist zu traurig,‘ sagte er, ‚ich werde Ihnen lieber etwas Unterhaltendes vorlesen.‘ Ich zog vor, mit dem Kleinen zu plaudern. Er hatte Milton und eine Menge anderer Bücher gelesen und gab wunderbare Urtheile darüber ab.“

Als er zu Bett gebracht wurde, sagte er zu seiner Tante: „Ich habe diese Dame gern, denn ich glaube, sie ist ein strebsamer Geist, wie ich.“ — „Was nennst Du einen strebsamen Geist?“ fragte die Tante. — „Das ist Jemand, der gern Alles lernen möchte und auch lernen wird,“ lautete die Antwort des Kindes.

Etwas später, als der Knabe einen Hofmeister erhielt, welcher es in seiner puritanischen Beschränktheit für Sünde hielt, ein profanes Buch aufzuschlagen, empfing er die ihm nothwendige poetische Nahrung auf andere Weise.

„Ich entdeckte,“ so erzählt er, „in dem Ankleidezimmer meiner Mutter, wo ich für einige Zeit gebettet war, einzelne Bände von Shakespeare, und niemals werde ich das Entzücken vergessen, mit welchem ich, im Nachthemd vor dem Kaminfeuer hockend, beim flackernden Scheine desselben las, bis das Zurückschieben der Stühle im Speisezimmer mich benachrichtigte, daß es Zeit sei, in's Bett zu kriechen, wo man mich längst sanft und ruhig schlafend wähnte.“

Glücklicherweise dauerte das Regiment dieses gestrengen

Hofmeisters nicht lange. Eine Krankheit brachte den Knaben wieder unter spezielle mütterliche Pflege, und sein Bett lag stets voll Bücher, welche die Mutter, geleitet von feinem Geschmack und richtigem Gefühl, für ihn auswählte.

Allerdings blieb der Knabe und später der Jüngling bei dieser vorwiegenden Nahrung der Phantasie in einigen Schulwissenschaften zurück. So hat Scott z. B. nie ordentlich griechisch gelernt und dies später oft beklagt, aber er wurde dabei auch weder ein verkümmerter Stubenhocker, noch ein unpraktischer Mensch. Befand er sich beim Großvater auf dem Lande, so durchstreifte er, durch sein lahmes Bein am Gehen gehindert, auf dem Rücken eines kleinen Pony die Gegend, und in der späteren Knabenzeit galt er bei den Kämpfen, welche sich die Schuljugend Edinburghs zu liefern pflegte, als der Tapfersten einer. Als Jüngling gehörte er, obgleich er lahm blieb, zu den kühnsten Reitern und unermüdlichsten Schwimmern, und gewann in dem steten Bestreben, sein Gebrechen durch gymnastische Uebungen auszugleichen, in allen Leibesübungen sogar einen Vorsprung vor den Kameraden. Es war später sprichwörtlich, daß Scott, wenn er eine Furth durch einen, wenn auch noch so reißenden Fluß fand, stets verschmähte, die Brücke zu benutzen, und als er einst während der Studentenzeit Nachts von drei Strolchen angefallen wurde, vertheidigte er sich ganz allein mit seinem Stocke auf das Tapferste und Erfolgreichste.

Ebensowenig wie die Mutter, welche bei aller Belesenheit und Geistesbildung eine vortreffliche Hausfrau war,

vernachlässigte der Sohn über der Liebe zur Poesie die praktischen Seiten des Lebens. Allerdings machte er schon in den Kinderschuhen Verse, aber das hinderte ihn keineswegs, mit fünfzehn Jahren in das Bureau seines Vaters einzutreten, um sich nach englischem Gebrauch durch eine praktische Lehrzeit für den Beruf des Sachwalters auszubilden. Es war sein Stolz und seine Freude, sich dem Vater nützlich zu erweisen.

„War ich einmal eingespannt," sagt er von sich selber, „so konnte Niemand tüchtiger in's Zeug gehen, als ich. So erinnere ich mich, einmal in einem Zuge hundertzwanzig Folioseiten abgeschrieben zu haben, ohne zu ruhen oder etwas dazwischen zu genießen."

Die Abschreibegebühren, die ihm der Vater bewilligte, flossen freilich regelmäßig in die Leihbibliothek oder in die Kasse des Theaters, für welches der Jüngling eine wahre Leidenschaft hatte. Das erste Geld, das er überhaupt eingenommen, hatte er zur Anschaffung der berühmten Percy'schen Balladen verwendet, eines Buches, von dem er in seinen späteren Aufzeichnungen sagt, daß er keines in seinem Leben so oft und mit solchem immer neuen Entzücken gelesen habe.

Nach Vollendung der Lehrzeit im väterlichen Bureau bereitete sich der junge Scott durch den Besuch der Universität auf die höhere Richterlaufbahn vor, studirte römisches und schottisches Recht, machte im Alter von einundzwanzig Jahren sein juristisches Examen und ließ sich in Edinburgh nieder. Im sechsundzwanzigsten Jahre trat er das Amt eines Grafschaftssheriffs an, welches ihm

ein Gehalt von etwa 2000 Thalern eintrug, und später, ziemlich bis an sein Lebensende, bekleidete er die sehr geachtete Stellung des obersten Sekretärs bei einem Edinburgher Gerichtshofe, welcher alljährlich sechs Monate thätig war, — ein Posten, dessen Jahreseinkommen sich auf etwa 9000 Thaler belief.

Seines Dichterberufes wurde sich Scott erst ziemlich spät klar bewußt, und erst im dreißigsten Lebensjahre trat er mit einer selbstständigen poetischen Schöpfung hervor, nachdem er sein Talent vorher durch Uebertragungen aus fremden Sprachen (worunter sich auch „Götz von Berlichingen" befand) hinreichend geschult hatte.

Als Jüngling scheint Walter Scott auf Alle, die mit ihm zusammentrafen, etwa denselben bezaubernden Eindruck hervorgebracht zu haben, den der junge Goethe in seinem Kreise machte. Unter den Studiengenossen galt er unbestritten als Matador, denn er war den Meisten überlegen, sowohl geistig wie körperlich. Zu den siegenden Eigenschaften seines Wesens gehörten vor Allem seine unerschöpfliche Herzensgüte und eine bestrickende Liebenswürdigkeit, welche aus eben dieser Herzensgüte im Verein mit der Beherrschung aller Umgangsformen hervorging, die er wiederum der Mutter verdankte. Sie besaß — ein oft unterschätzter Punkt des mütterlichen Einflusses auf die Erziehung der Kinder — die feinsten Manieren, welche allerdings, mit den gesellschaftlichen Sitten der Jetztzeit verglichen, hin und wieder als Steifheit erscheinen würden. Konnte doch die alte Schottin in ihrem neunundsiebenzigsten Jahre mit einer gewissen Genugthuung darauf hinweisen,

daß ihr Rücken niemals mit der Rücklehne eines Stuhles in Berührung gekommen sei. Bei dem Sohne klärte sich die Strenge dieser Formen zu jener vornehmen Anmuth und Ritterlichkeit ab, welche, nach dem Urtheile aller Zeitgenossen, seiner Persönlichkeit noch im späteren Alter einen eigenthümlichen Zauber verlieh.

Auch die Sorgfalt auf sein Aeußeres, das er bis in die letzten Lebenstage nie vernachlässigte, ist auf den Einfluß der Mutter zurückzuführen. Schlafrock und Pantoffeln waren ihm völlig fremde Kleidungsstücke. Da er ein Morgenarbeiter war, stand er früh auf, und wenn er sich um sechs Uhr an den Schreibtisch setzte, war seine Toilette bis in's Kleinste geordnet. Völlig fern blieb er dabei von jedem Anstrich stutzerhaften Wesens, welches schon durch das Leben eines Landedelmannes, das er später während der Hälfte des Jahres führte, durch seine leidenschaftliche Beschäftigung mit Garten- und Forstkultur ausgeschlossen war. Das eigenhändige Fällen von Bäumen war eine Erholung, die er sich womöglich täglich gestattete, und ein bequemer Reitfrack galt ihm auch im Hause als das angenehmste Kleidungsstück.

Als sich Scott in Miß Carpenter, seine nachmalige Lebensgefährtin, ein junges Mädchen von ausgezeichneten Eigenschaften verliebte, war es zunächst die Mutter, welcher er das große Ereigniß mittheilte, und von Stufe zu Stufe folgte das Auge der alten Puritanerin dem Sohne zu der Höhe, welche er erklimmen sollte. Da sie sehr alt wurde — sie starb im Jahre 1819 — erblickte sie ihn noch auf dem Gipfel des schriftstellerischen Ruhmes

und erlebte noch, daß nicht nur die bedeutendsten Menschen seines Vaterlandes, sondern selbst Fürsten und Könige nach der Ehre strebten, ihm die Hand zu drücken. Sie erlebte noch, daß er, nachdem er den Titel eines Hofpoeten abgelehnt, zum Baronet ernannt wurde, von seinen Einnahmen als Schriftsteller, welche sich bei seiner fabelhaften Arbeitskraft oft auf 70,000 Thaler jährlich beliefen, die Abtei Abbotsford kaufte, sich dort ein Schloß nach seinem Geschmack erbaute und eine beinahe fürstliche Gastfreundschaft entfaltete. Sie selbst war, wie der Sohn ihr nachrühmte, eine in seltener Weise bis in das späteste Alter gastfreie Frau, die ihr verhältnißmäßig bescheidenes Einkommen, welches aufzubessern sie ihrem Sohne nie erlaubte, zu zwei Drittheilen dazu verwendete, Anderen Freude zu machen.

In allem Glanze aber blieben Mutter und Sohn einfach in ihren persönlichen Bedürfnissen. Wie ihr das nationale Hafermus die liebste Speise war, so ist auch er nicht einmal soweit Feinschmecker geworden, um zu wissen, welche Weinsorte er gerade trank. Das zweite Frühstück, welches für ihn die Hauptmahlzeit bildete, gab Zeugniß sowohl für seinen starken Appetit, wie für seinen einfachen Geschmack. Neben den sonstigen Bestandtheilen des landesüblichen Frühmahles stand auf dem Tische stets ein großer Rinderbraten oder eine Pastete von ansehnlichem Umfange, am häufigsten aber sein schottisches Leibgericht, ein kalter Lammskopf. Neben sich hatte er ein großes Haferbrod liegen, von welchem gewaltige Stücke

heruntergeschnitten wurden, und mußte er ausgehen oder ausreiten, ehe er seinen Hunger ganz gestillt hatte, so nahm er wohl noch ein großes mit Fleisch belegtes Butterbrod mit auf den Weg. Bis zu der späten Mittagsmahlzeit genoß er dann weiter nichts, und auch dann nur wenig, wenn nicht etwa eines seiner altschottischen Lieblingsessen, die für den Fremden meist nicht sehr verlockend sind, ihn reizte.

Als Mitgabe der Mutter betrachtete Walter Scott vor Allem das Talent für mündliche Erzählung, das sie selbst in hohem Grade besaß. Sie gebot über einen reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, und da sie zugleich ein vortreffliches Gedächtniß hatte, so schilderte sie Begebenheiten der Vorzeit mit Lebendigkeit und Treue. In dem Sohne war dieses Talent in wahrhaft erstaunlicher Weise entwickelt.

„Und hätte ich hundert Federn," schrieb einer der berühmten Gäste, welche Abbotsford jahraus jahrein beherbergte, „ich wäre doch nicht im Stande, auch nur die Hälfte der Anekdoten und Geschichten zu Papier zu bringen, von denen unser Wirth bei jeder Mahlzeit und jedem Spaziergang überfließt. Gott weiß, woher er Alles nimmt, aber er öffnet nie den Mund, ohne etwas zu sagen, was man mit der größten Theilnahme anhört, und Alles kommt so liebenswürdig, so natürlich, in Ton, Blick und Bewegung den Umständen so angemessen heraus, daß sich durch Beschreibungen gar keine Vorstellung davon geben läßt. Ein wunderbarer Genuß ist es, alte Balladen von ihm vorlesen zu hören, ein größerer viel=

leicht noch, der freien Wiedergabe ihres Inhalts durch seinen Mund zu lauschen."

Als Verbindungsglied zwischen der Vorzeit und Gegenwart, wozu Scott's Mutter schon durch das hohe Alter wurde, das sie erreichte, war auch sie es hauptsächlich, von welcher sich die Anhänglichkeit an alte Sitten und Gebräuche auf den Sohn übertrug. Für ihn wie für sie gab es keine schönere Musik, als die Klänge des schottischen Dudelsackes, und nur die landesübliche Harfe, zu welcher Scott's Töchter alte Lieder und Balladen sangen, kam daneben auf. An hohen Festtagen strömten Schaaren verkleideter Bauernjungen vor dem Schlosse zusammen, um den hergebrachten volksthümlichen Mummenschanz aufzuführen, und zu Neujahr empfingen Hunderte von Kindern, nach altem Brauch, am Thore von Abbotsford einen Haferkuchen und einen Penny. Als die älteste Tochter Walter Scott's heirathete, wurde die Hochzeit unter strengster Beobachtung der altschottischen Ceremonien vollzogen.

Das Alles erlebte die Mutter noch, aber eines erlebte sie glücklicherweise nicht mehr: den Untergang des Glückssternes, der so lange und glänzend über dem Hause geleuchtet. Sie erlebte nicht mehr den Tod der geliebten Schwiegertochter, welche ihrem Gatten neunundzwanzig Jahre lang eine Gefährtin im schönsten Sinne des Wortes gewesen war, und ebenso wurde ihr der Schmerz erspart, Zeuge zu sein, als kaum zwei Monate nach diesem unersetzlichen Verlust seine äußeren Verhältnisse zusammenbrachen. Scott, der Mann, welcher in kleinen Dingen

von so peinlicher Ordnungsliebe war, daß er die unbedeutendste tägliche Ausgabe aufschrieb, zeigte die merkwürdigste Sorglosigkeit in großen. Von dem Gedanken ausgehend, daß der Schriftsteller auch sein eigener Drucker und Verleger sein solle, war er ohne die geringste Geschäftskenntniß stiller Theilhaber einer Buchhandlung geworden, deren Leiter sich jedoch als schlechte Geschäftsleute erwiesen und den Dichter in ihren, durch unsinnige Spekulationen herbeigeführten Sturz mit hineinrissen. Der Ankauf der Herrschaft Abbotsford, der Bau des Schlosses, die fortwährende Vergrößerung der dazu gehörigen Ländereien, welche, ebenso wie seine kostspieligen Sammlungen von Alterthümern, zu den Steckenpferden des großen Mannes gehörten, der in großem Style geführte Haushalt, eine fast unbeschränkte Gastfreundschaft und Scott's nie rechnende Mildthätigkeit und Großmuth hatten ihn, trotz seiner reichen Einnahmen, nie dazu kommen lassen, große Summen zurückzulegen, und so traf den Ahnungslosen die Nachricht, daß er den Gläubigern der Buchhandlung für 800,000 Thaler haftbar sei, wie ein Donnerschlag.

Hätte die Mutter diesen Schlag erlebt, so hätte sie freilich auch gesehen, wie standhaft der Sohn ihn ertrug. Fern davon, die Angelegenheit vom kaufmännischen Standpunkte zu betrachten und die Gläubiger mit einer Theilzahlung abzufinden, faßte er seine Verpflichtungen vielmehr als Ehrenmann im höchsten Sinne des Wortes auf. Durch ihn und seine Nachlässigkeit sollte Niemand um einen Groschen kommen.

„Wenn mich meine Gläubiger nur gewähren lassen, so will ich lebenslang wie ein Sklave für sie arbeiten und die Schachte meines Geistes nach Diamanten durchwühlen, oder wenigstens nach solchen Dingen, die sie für Diamanten verkaufen können, um meine Schulden zu bezahlen," sagte er, und diesem edlen männlichen Vorsatze ist er treu geblieben. Seine Gläubiger gingen fast alle voll Vertrauen zu seinem Genie und seiner Ehrenhaftigkeit auf die ihnen gemachten Vorschläge ein, und binnen zwei Jahren hatte der unermüdliche Mann bereits 300,000 Thaler aus den Erträgnissen seiner schriftstellerischen Thätigkeit an sie abgezahlt.

Mit welcher Seelengröße Scott persönlich den Umschwung in seinen äußeren Verhältnissen hinnahm, geht aus einer Briefstelle hervor, in welcher er schrieb: „Was meine Angelegenheiten betrifft, so kann ich in Wahrheit sagen, daß die Eiche ihre welken Blätter nicht mit mehr Gleichmuth fallen sieht, als ich mich von dem getrennt habe, was man wohl großen Reichthum nennen konnte."

Indessen machten sich die Beschwerden des Alters auch an dieser gewaltigen Eiche, die so fest im Sturme stand, geltend. Geistige und körperliche Ueberanstrengungen, die er sich zur Befriedigung seiner Gläubiger auferlegte, untergruben seine Gesundheit. Mehrmalige Schlaganfälle führten ihn dem Grabe zu, und tief betrauert, von hohen Ehren bis in seine letzten Lebenstage umgeben, ging der große und gute Mann am 21. September 1832 zur Ruhe ein. Der Rest der noch unbezahlten Schulden wurde durch den Verkauf des Verlagsrechtes seiner Schriften

gedeckt. Er hielt sein gegebenes Wort noch über das Grab hinaus.

Als sein Schreibpult geöffnet wurde, fand man an einer Stelle, die ihm jeden Morgen, wenn er sich zur Arbeit niedersetzte, zuerst in die Augen fallen mußte, sorgfältig geordnet eine Reihe von Gegenständen, welche von seiner Mutter herrührten, darunter die alte Bibel, in welcher, von ihrer zitternden Hand geschrieben, die Worte standen: „Meinem theuern Sohne Walter Scott von seiner ihn liebenden Mutter Anna Rutherford, am 1. Januar 1819." Unter diese Worte hatte der Sohn geschrieben: „Es war leider das letzte Geschenk, das ich von der geliebten alten Mutter empfing, und sie gab mir, glaube ich, damit das liebste Besitzthum, das sie hatte. Denen, die meinen Namen fortpflanzen sollen, trage ich auf, dies Buch mit Sorgfalt zu bewahren, zur Erinnerung an die, welche es vor ihnen besessen haben."

Polen vor der Theilung.

Bilder aus vergangenen Tagen.

Von

H. v. Spielberg.

(Nachdruck verboten.)

Das einst mächtige, blühende und gefürchtete Königreich Polen ist seit seiner Theilung in den Jahren 1772 und 1795 aus der Reihe der selbstständigen Staaten Europa's verschwunden, und das tapfere Polenvolk mußte trotz mehrfacher Revolutionen und der verzweifeltsten Kämpfe sich endlich in das bittere, aber nicht unverdiente Schicksal fügen, von Fremden beherrscht zu werden, da es sich unfähig erwiesen hatte, sich selbst zu beherrschen. Die Polen haben sich durch Mißbrauch der errungenen Freiheit selbst zu Grunde gerichtet, sie zeigen uns das lehrreiche Beispiel eines begabten und tapferen Volkes, welches, weil es Keinem gehorchen will, auch nicht dem selbstgewählten Herrscher, schließlich dem fremden Eroberer unterthan sein muß. Es verlohnt sich daher schon, einen Blick auf jene Zustände zu werfen, die der Theilung Polens vorhergingen und den Verfall des stolzen Reiches herbeiführten.

Polen war zur Zeit seiner wahrhaften Größe eine erbliche Monarchie, erst nach dem Tode König Sigismund

August's, des Letzten aus dem stolzen Geschlechte der Jagellonen, verwandelte die Eifersucht und Herrschsucht der Großen es in ein Wahlkönigreich, eine wesentlich vom Adel beherrschte Republik mit einem König an der Spitze. Die Wahlmonarchie aber ist, wie die Geschichte uns lehrt, die unheilvollste aller Staatsformen. Das Jahr 1572 bezeichnet jene Wendung in der Geschichte Polens, durch die der Thron den Charakter der Erblichkeit verlor. Jedem Edelmann wurde als Vertreter der Nation die Wahlfähigkeit beigelegt, der gewählte König selbst stand nicht mehr als Herrscher über dem Staat, sondern unter ihm, er wurde zum Spielball einer eigenmächtigen und dabei politisch unfähigen Adelskaste. Bald entrang man ihm eines der Hoheitsrechte der Krone nach dem anderen, in kaum einem Jahrhundert verlor das polnische Staatsoberhaupt die Berechtigung, Steuern auszuschreiben, über Krieg und Frieden zu entscheiden, ja selbst die Befugniß des Aufgebotes zum Kriegsdienst und den größten Theil der Gerichtsbarkeit.

Zerfiel so auf der einen Seite die königliche Gewalt, so entwickelte sich auf der anderen gleichzeitig die Machtfülle des Adels, wie sie vor Allem im Reichstag zum Ausdruck kam. Derselbe war trotz seines Namens keineswegs eine parlamentarische Körperschaft in unserem Sinne, er konnte durchaus nicht als eine berechtigte und gesunde Vertretung des Volkes gelten, sondern lediglich als das Werkzeug eines einzigen bevorzugten Standes: der „Schlachta". In den einzelnen Landschaften, in welche die drei Provinzen des Reiches: Litthauen, Groß- und

Kleinpolen zerfielen, versammelte sich die Ritterschaft zu den Landtagen, um lokale Verhältnisse zu berathen und je zwei Delegirte für den Reichstag zu wählen; diese wurden dann mit so fest bindenden Instruktionen für alle Beschlüsse des letzteren versehen, daß die thatsächliche Entscheidung bald gar nicht mehr im Reichstag, sondern in den Landtagen selbst lag. Es ist nun aber klar, daß in den letzteren fast ausschließlich nur das getrieben wurde, was ein moderner großer Staatsmann als „Kirchthurmpolitik" bezeichnet hat. Die Landtage waren im günstigsten Falle eine Versammlung einfacher, nur den Interessen ihrer nächsten Nachbarschaft zugänglicher Edelleute, meist aber ein wüster Haufen, in dem jeder Einzelne durch möglichste Stimmentwickelung, und genügte das nicht, durch die Kraft seiner Fäuste seine Meinung durchsetzen wollte, oder endlich er war nur die Marionette in der Hand irgend eines ränkeschmiedenden Magnaten. Wenn schon durch diese Umstände das Zustandekommen irgend eines Beschlusses im Reichstage äußerst erschwert wurde, so mußte es dadurch fast unmöglich werden, daß gemäß dem „liberum veto" (dem freien Verneinungsrecht) der Protest einer Stimme genügte, um jede Gesetzesvorlage im Reichstage zum Fall zu bringen! Schleuderte ein Abgeordneter jenes ominöse „veto!", das den polnischen Reichstag bald zur in ganz Europa bekannten Karikatur machte, in die Versammlung, so war diese damit einfach ihrer Funktion als gesetzgeberischer Körper enthoben und thatsächlich aufgelöst. Und dabei flossen in denselben Reichstag alle Staatsgewalten zusammen, alle Verwaltungsbehörden, ja selbst der König

konnte von ihm zur Rechenschaft gezogen werden; er sollte allein alle Rechnungslegungen prüfen — da er aber nun wiederum andererseits gesetzlich höchstens acht Wochen dauerte, so waren diese Rechnungslegungen leicht in die Länge zu ziehen, und besonders die lebenslänglich ernannten Reichsschatzmeister haben diese Gelegenheit zu einer systematischen Beraubung der Staatskassen selten vorübergehen lassen. Von 1652 bis 1704 sind nur sieben Reichstage überhaupt zum Abschluß ihrer Session gekommen, alle übrigen, achtundvierzig an der Zahl, wurden durch das „liberum veto" gesprengt.

Nur ein einziges, aber ebenfalls höchst bedenkliches und ungesetzliches Mittel gab es, in großen Fragen trotz dieser stetigen Beschlußunfähigkeit des Reichstages einen bestimmten Zweck zu erreichen: Es war die Konföderation. Es bildeten sich nämlich, einem Staat im Staate vergleichbar, ein oder mehrere Adelsverbände, die ihren Willen, sei es im Guten oder Bösen, durchzusetzen versuchten. Gelang es einer solchen Konföderation, den König selbst zu sich herüberzuziehen oder durch wirkliche Uebermacht, die oft genug in der Gewalt der Waffen zum Ausdruck kam, alle Gegner zu beugen, so berief sie einen außerordentlichen, den sogenannten „konföderirten" Reichstag, in dem im Gegensatz zu dem ordentlichen die Stimmenmehrheit entschied. Hierin lag die Möglichkeit, einen Beschluß durchzusetzen, und solche konföderirten Reichstage wurden bald auch die einzige Form, in welcher die Königswahl stattfinden konnte, denn ein ordentlicher Wahlreichstag, dem beizuwohnen und in dem mitzustimmen jeder Edelmann

berechtigt war, hätte wohl nie eine Einigung über die Neubesetzung des Thrones herbeigeführt.

Wie aber war nun dieser Adel selbst, der sich so ausschließlich als der eigentliche Souverän des Landes fühlte, beschaffen? Die Schlachta war eine in sich streng abgeschlossene Kaste, so zahlreich, daß gewiß jeder zwölfte Einwohner sich adeliger Abkunft rühmte. Jeder, auch der niedrigste Adelige (Schlachtschitz) galt jedem anderen Edelmann gleichberechtigt, es gab nur einen Unterschied des Vermögens, und erst spät, anschließend an den Besitz, einen solchen des Namens. Allmählig hatte sich nämlich durch die Zusammenraffung ungeheueren Landbesitzes aus der Masse der Schlachta die Oligarchie der reichsten Familien, der Magnaten, emporgehoben, während sich nach unten hin der ganz arme Adel, der sich von einem meist minimalen Grundeigenthum kümmerlich nährte oder in die Dienste seiner Standesgenossen trat, absonderte. In der Mitte zwischen beiden stand eine wohlhabende Klasse, etwa 30- bis 40,000 Familien zählend, die im Allgemeinen als fleißig und thätig galt und vielleicht den einzig gesunden, aber leider durch mangelhafte Erziehung verkümmerten Theil der ganzen Adelsrepublik bildete. Denn die ganz verarmte niedere Schlachta, die man auf mehr als eine Million Seelen schätzte, war eine verkommene, faule, auf ihre eingebildeten Rechte trotzende Masse, ein vom Hochmuthsteufel besessener Haufe von Bettlern oder Dienern; die circa 120 Magnatenfamilien aber, die Radziwills, die Lubomirskis, die Potockis, die Czartoryskis und Branickis obenan, benutzten ihre hervorragende Stellung nur zu

egoistischen Zwecken, zur Beförderung des eigenen Ansehens und zur Unterdrückung der Gegner und Unterthanen. Ihnen war der Staat nur das Mittel zur Hebung ihrer Uebermacht, und wenn sie sich untereinander auch auf das Bitterste befehdeten, in der Aussaugung des Landes stimmten sie überein. Ausnahmen, an denen es im niedrigsten wie im höchsten, oder richtiger im ärmsten und im reichsten Adel nicht fehlte, vermögen an der Richtigkeit dieses geschichtlich feststehenden allgemeinen Verdammungsurtheils nichts zu ändern.

Auch der ärmste Schlachtschitz aber nannte den stolzesten Magnaten „Herr Bruder", er sah verächtlich auf jeden Fremden, und wenn er vom ältesten deutschen Adel sein mochte, herab. Während aber die Magnaten, die großen Pane (Pan bedeutet Herr) unermeßliche Reichthümer besaßen, während z. B. Karl Radziwill von Litthauen bis Kiew reisen konnte, ohne seine Besitzungen zu verlassen, und zeitweise 10,000 Mann Haustruppen hielt, während ein Felix Potocki etwa acht Millionen Mark jährlicher Einnahmen hatte, zog die niedere Schlachta mit dem Abzeichen ihres Adels, dem unvermeidlichen Säbel an der Seite, hinter dem Pfluge her und hungerte auf ihrem Gütchen, welches nach einem bekannten Witzwort so klein war, daß, wenn sich ein Hund darauf setzte, sein Schweif sicher auf den Grund des Nachbarn reichte. Oder der Schlachtschitz verbrachte sein Leben in den armseligsten Dienststellungen bei einem der reichen Standesgenossen, sei's als Jäger, als Hundewächter oder Kutscher, niemals aber würde er sich so weit vergessen haben, einen kaufmännischen Erwerb

zu suchen, denn den Städter wie den unfreien Bauer verachtete er aus tiefster Seele.

Und der Bauer?! — Man berechnete noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts das Areal des polnischen Reiches auf etwa 12,500 Quadratmeilen; auf diesem, das heutige Deutschland an Größe übertreffenden Gebiet wohnten kaum vierzehn Millionen Menschen, von denen, wie wir gesehen haben, auf die Schlachta mehr als eine Million, auf den weiter unten zu besprechenden Bürgerstand, soweit von einem solchen überhaupt die Rede sein konnte, höchstens 100,000 Seelen entfielen, den Rest bildeten also die Bauern. Aber keine Bauern in unserem Sinne, selbst nicht im Sinne des späteren Mittelalters, in dem die Hörigkeit im Allgemeinen immer noch erträgliche Formen zeigte, sondern Leibeigene in des Wortes schlimmster und gehässigster Bedeutung. Es war nicht immer so gewesen im Polenlande; auch hier hatten sich bis in das 14. und 15. Jahrhundert stattliche Reste eines wohlhabenden Bauernstandes erhalten, und besonders in den reichgesegneten fruchtbaren Gefilden der Weichselniederung, wie auf dem schweren Kornboden zwischen Bug und Dnjestr eine verhältnißmäßig geachtete Stellung eingenommen. Indem aber die Krone, hier wie überall die berufene und einzig befähigte Schirmerin jedes Mittelstandes, mehr und mehr ihrer Rechte beraubt wurde, vergewaltigte der Adel zugleich den Bauernstand, bis es endlich nur noch Herren und Sklaven gab.

Der polnische Bauer war völlig recht- und schutzlos; Dorf und Insassen „gehörten" dem Schlachtschitz oder

einem der zahlreichen Klöster, dem die Leibeigenen für die überlassene elende Hütte, für die kleine Feldmark drei bis sechs Tage wöchentlich frohnen mußten. Ein aufmerksamer, scharf beobachtender Reisender aus jener Zeit, der Engländer Coxe, schildert uns Polen als das ärmste Land Europa's und den Bauern als dessen ärmsten Bewohner. „Hemd und Hose vom gröbsten, selbstgesponnenen Linnen," schreibt Coxe, „barfüßig und im Winter kaum mit einem Schafpelz versehen, seine Blöße zu decken, schleicht der Bauer trübe und stumpf hinter seinem elenden Pfluge einher. Meilenweit muß er sich an den Hof seines Gebieters schleppen, der ihn festhält, so lange es ihm beliebt, ohne für die daheim hungernde Familie zu sorgen. Als Speise dient ihm jahraus jahrein Brod mit Spreu vermischt, er wohnt in Erdhütten oder Häusern, in die weder Luft noch Sonne eindringt, seine Kinder laufen nackt herum, bis sie arbeiten können, und schlafen auf demselben Lager, auf dem das Schwein mit den Ferkeln liegt. Der Bauer ist als echter Sklave apathisch gegen Freuden und Leiden, die Schläge, die ihm drohen, und die Belohnung, die ihm winkt, sind ihm gleich bedeutungslos." Ein Pole des 18. Jahrhunderts selbst endlich ruft seinen eigenen Mitbürgern zu: „Unsere Bauern sind in der härtesten Sklaverei, die Herren schonen sie weniger wie ihre Pferde, sie geben sie der Habsucht ihrer Beamten preis, die sie ihrer Gier hinopfern. Unser Bauer versteht nicht einmal den Boden zu beackern, er ist zum Thier herabgesunken, bei ihm gibt es keine Empfindung, keine Seele — was kann der Staat von solchen Unterthanen erwarten?"

War so das Leben des Bauernstandes das denkbar traurigste, so vermag man von den Städten des damaligen Polens kaum einen freundlicheren Eindruck zu gewinnen. Im ganzen Reich existirten eigentlich nur fünf Städte mit gemauerten Häusern — Krakau, Warschau, Danzig, Lemberg, Thorn — in der wenig zahlreichen Kategorie der nächstgrößeren, zu denen u. a. Posen, Wilna, Grodno, Lublin gehörten, ragten aus einer Masse von elenden Holzgebäuden wenige steinerne Adelspaläste, Klöster und Kirchen hervor. Waren ehedem deutsche Einwanderer die Gründer städtischen Gewerbefleißes gewesen, so wurden sie seit dem 14. Jahrhundert fast überall ihrer Rechte und damit auch der Aussicht, aus ihrer Arbeit Nutzen zu ziehen, beraubt. An ihre Stelle waren zahllose Juden getreten, die, obwohl selbst jeder staatsbürgerlichen Rechte bar, doch fast den ganzen Handel in Händen hielten und dadurch zu jener Zeit eine eigenthümliche, nicht geringe Bedeutung in Polen erlangt hatten. „Ueberall, wo es zu kaufen und zu verkaufen gab," sagt der treffliche Schilderer der damaligen polnischen Zustände, Ernst v. d. Brüggen, „siedelte sich der Jude an; ohne alle Bedürfnisse für Geist und Körper, verlangte er kein Heim, wie der Deutsche, und machte keinen Anspruch an verbrieften Rechtsschutz; er hing nur an den Genossen seines Stammes, seiner Religion und am Gelde, und Jeder aus diesem Volke war dem polnischen Edelmann lieber als ein deutscher Ansiedler."

Wo kein eigentlicher Bauernstand, da ist kein tüchtiger, ertragsreicher Ackerbau! Wo kein Bürgerstand, da

kann kein Handel, keine Industrie sein! Das reichste, fruchtbarste Land lag brach, nur wenige der Magnaten nahmen einen energischen Anlauf zur Besserung der landwirthschaftlichen Verhältnisse, fast überall verfaulte das Holz in den riesigen Wäldern, da der gänzliche Mangel aller Kommunikation jedes größere Absatzgebiet verschloß; oft hatte eine Provinz Ueberfluß an Getreide, während in der benachbarten die schreiendste Noth herrschte. Das Gewerbe lag darnieder, fast alle Bedürfnisse des Adels, der ja den einzigen besitzenden Stand bildete, befriedigte dieser aus dem Ausland, und Branntweinbrennereien waren trauriger Weise die einzigen inländischen Fabriketablissements; die Ausfuhr bewerthete sich in den siebenziger Jahren des 18. Jahrhunderts jährlich auf ungefähr fünfzehn Millionen Mark, die Einfuhr dagegen auf nahezu das Doppelte, die Gesammteinnahme des Staates an Steuern und Zöllen ergab kaum fünfzig Pfennige pro Kopf der Bevölkerung.

Die Justiz, ursprünglich nicht schlecht eingerichtet, war zu einer leeren Form herabgesunken. Der Bestechlichkeit blieb, zumal nur wenige Richterämter besoldet waren, Thür und Thor geöffnet; der Adel konnte strafrechtlich eigentlich nur zu Geldstrafen verurtheilt werden, der Bauer hatte keinen Richter als seinen Gutsherrn über sich, gegen dessen Entscheidung es keine Appellation gab. Hatte sich, was bei dem Mangel an Gewerbefleiß meist der Fall war, ein Prozeß um ein Gut gedreht, so war es nach dem Urtheilsspruch allgemein üblich, sich gewaltsam in den Besitz desselben zu setzen; der Gewinner überfiel mit seinen Leuten einfach den Verlierer und warf ihn, wenn er der

Stärkere war, aus dem Hause. Man nannte dies „Einreiten" und es galt, da dem Staate jedes Mittel zur Vollstreckung eines Urtheils fehlte, fast als die einzigste Möglichkeit, dem Richterspruch praktische Geltung zu verschaffen. Die Todesstrafe wurde allerdings nicht selten verhängt, aber sie verlor fast jede Bedeutung, denn die einfache Erklärung irgend eines Mädchens, daß sie den Verbrecher heirathen wolle, befreite ihn von der Vollstreckung des Urtheils.

Als charakteristisch muß man auch den Zustand des Heeres ansehen. Niemand kann leugnen, daß die Polen gute, ja vortreffliche Soldaten sind, aber die damalige polnische Armee war eine Karikatur. Kaum je 15,000 Mann stark, stand sie nicht unter dem Befehl des Königs, sondern unter dem des Hetmans. Unter der Gewalt des Hetmans waren glückliche Zeiten für den Soldaten, der ohne Disziplin, ohne Gehorsam, ohne Uebungen und ohne Thätigkeit die Bauern bedrückte. Die Offizierstellen, eigentlich nur dem Adel geöffnet, waren auf's Tiefste herabgewürdigt; ein Hauslehrer, der alle Welt in Uniform sah, bat um eine Offizierstelle und wurde sofort Oberstlieutenant; ein Schauspieler, der dem Publikum mißfiel, drohte abzudanken — und Offizier zu werden.

Fäulniß und Versumpftheit in den oberen Schichten, der Mangel eines gewerbethätigen Mittelstandes und eines freien arbeitsamen Bauernthums, schrankenlose Willkür neben sklavischer Kriecherei, das Fehlen jeder straff gegliederten Verfassung und einer von einheitlichem Wollen und Können beseelten Staatsleitung, das sind die Ur-

sachen, welche Polen auf seinem niederen Kulturstandpunkt in der Mitte des mächtig aufstrebenden Europa's festhielten, welche es schließlich dem Untergang weihten. Und sie sind es auch, welche den drei Staaten Rußland, Oesterreich und Preußen vom Standpunkte der „Staatsraison“ aus eine gewisse Berechtigung gaben, mit der Theilung des unverbesserlichen Nachbars der sprichwörtlich gewordenen „polnischen Wirthschaft“ ein Ende zu machen!

Niemand wird den heldenmüthigen Anstrengungen, welche Polen seitdem wiederholt gemacht hat, sich seine Selbstständigkeit zurückzuerobern, das Gefühl einer mit Mitleid gepaarten Achtung versagen können, aber kein Verständiger wird wünschen, daß die Polen Erfolg gehabt hätten. Denn wer heute die preußische Provinz Posen, wer Galizien oder selbst des russische Polen mit jenem Polen aus der Zeit vor der Zerstückelung vergleicht, muß zugeben, daß erst die erobernden Mächte das Land der Kultur erschlossen, Polen für die Fortschritte der Civilisation zurückerobert haben.

Ein Streifzug in der indischen Alpenwelt.

Von

Friedr. v. Hellwald.

(Nachdruck verboten.)

Dank der Eisenbahn ist der Himalaya jetzt nicht weiter als einige Tagereisen von den wichtigsten Punkten Englisch-Ostindiens entfernt, und Jeder, welcher dort reist, kann mit Leichtigkeit wenigstens einen Blick auf das hochberühmte Gebirge werfen, welches nach der heiligen Sage der Inder der Wohnsitz der Götter war. Seit Jahrtausenden pilgern die Hindus dorthin zu den Tempeln und Altären ihrer Gottheiten. Hier windet sich auch der heiligste ihrer Ströme, der Ganges, aus Schneelagern und Felsenschluchten hervor. Die arabischen Geographen haben jenem langen Gebirgszuge den Namen „des Felsengürtels der Erde" gegeben. Nun, wenn er auch nicht ganz die Erde umspannt, so ist er doch ausgedehnt genug. Sein Hauptstock allein, welcher zwischen den Flüssen Brahmaputra und Indus liegt, ist 2300 Kilometer lang und auf diesem drängen sich die höchsten Gebirgsspitzen der Welt zusammen. Hinter dieser großen Weltmauer öffnen sich die geheimnißvollen Hochebenen Centralasiens, die bis heute noch nicht völlig erforschte Wiege der Menschheit, welcher unsere Rasse ebensowohl entstiegen ist, wie jener arische Stamm, der Indien eroberte.

Nur vereinzelte Europäer haben es gewagt, zu den Höhen dieser indischen Alpen emporzuklimmen, um jene Regionen des ewigen Schnee's zu erforschen, welche der König der Berge, der gigantische Titane Mount Everest, die höchste Zinne unseres Erdballs (8840 Meter), seit tausenden und abertausenden von Jahren beherrscht. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts unternahmen es zwei brittische Offiziere, in diese Wildniß, die bis dahin kein Europäer aus Furcht vor den barbarischen Bewohnern des Gebirges zu betreten gewagt, einzudringen. Ihren Mittheilungen verdankte man das erste genaue Gemälde jener Länder. Mehrere ihrer Landsleute, später auch andere Reisende, folgten im Laufe der Zeit ihrem Beispiel und ergänzten durch wissenschaftliche Forschungen die früheren Berichte. Eine europäische Dame aber hatte bis vor Kurzem noch nie dies geheimnißvolle Reich betreten. Es war einer in Darbschilling wohnenden unternehmungslustigen Engländerin, Frau F., vorbehalten, dies Abenteuer zu bestehen. Die energische Dame bestürmte ihren Gatten so lange, bis er, ihren Bitten nachgebend, einen Urlaub von zwei Monaten von der englischen Regierung erbat und denselben dazu benützte, um einen Streifzug in das Innere des benachbarten Landes zu machen.

Ehe wir das Paar dahin begleiten, wollen wir uns zunächst in dem ständigen Wohnort desselben etwas umsehen. Schon im Jahre 1832 begründeten zwei Engländer in der Himalayalandschaft Sikkim, beim Dorfe Darbschilling, eine Genesungsanstalt, in deren reiner Gebirgs-
die von den Fiebern der heißen indischen Niederung

Heimgesuchten Erholung und Wiederherstellung ihrer angegriffenen Gesundheit zu suchen pflegen. Solcher Anstalten oder klimatischen Kurorte gibt es heute mehrere im Himalaya, der berühmteste ist aber noch immer Dardschilling, wohin man von der indischen Metropole Kalkutta aus mit nicht allzu großen Beschwerden gelangen kann. Die Eisenbahn führt nämlich den Reisenden bis zu dem kleinen ärmlichen Orte Dschulpaigore, von wo man die Reise am besten im Palankin fortsetzt. Schon nach wenigen Stunden tauchen im Norden die bewaldeten Vorberge des Himalaya auf und man gelangt an den Südrand der „Terai", jener Region, welche in der wechselnden Breite von 15 bis 25 Kilometer sich als ein außerordentlich vegetationsreicher und feuchter Gürtel um den Südfuß des Himalaya schlingt und durch ihre gefährlichen, das sogenannte Dschungelfieber erzeugenden Miasmen als eines der ungesundesten Gebiete der Erde gefürchtet ist. Einst mögen die Schrecken und Gefahren dieses Fiebergürtels kaum das Passiren desselben gestattet haben, heute haben bedeutende Lichtungen des Teraiwaldes die gefährlichen Ausdünstungen gemildert; nur dort, wo in den versumpften Tiefgründen und Urwaldschluchten dichtes Unterholz und eine in erstaunlicher Ueppigkeit entwickelte tropische Vegetation den stets feuchten Humusboden deckt, entsteigen demselben noch immer jene tödtlichen Ausdünstungen, deren Wirkungen der Reisende insbesondere nach Sonnenuntergang ausgesetzt ist. Der Uebergang von der Ebene Bengalens zur Terai ist auch noch sehr deutlich durch das immer häufiger auftretende Sandgerölle ausgeprägt, das für die Erosions-

kraft des Wassers stumm, aber eindringlich genug Zeugniß ablegt. Auf den ersten Blick vermögen wir nicht die Gefährlichkeit der Terai zu erkennen, uns fällt sogar die geringe Wassermenge und der trockene Zustand des Bodens auf, wir vermissen den Modergeruch, wie er z. B. den Mangle-Ufern der tropischen Küsten entsteigt. Diese Trockenheit ist indeß nur Täuschung, schon in geringer Tiefe steht fauliges Wasser, welches durch das Geröll der obersten Bodenschichte ausdünstet und die Luft inficirt.

Kaum hat man jedoch die Terai passirt, so ändert sich mit einem Schlage das landschaftliche Bild und gewährt unerwartete Aehnlichkeit mit unseren Alpen. Nach zehnstündigem, nicht für Jedermann angenehmem Schaukeln im Palankin erreichen wir die Station Kursiong; von dort bis nach Dardschilling geht es fortwährend bergauf, weshalb man diese Strecke meist zu Pferde zurücklegt. Die genannten Ortschaften liegen inmitten der Berge, welche vom Mittelpunkte der Himalayakette auslaufen.

Was nun diese indischen Alpen von den europäischen unterscheidet, ist außer der kolossalen Gestaltung ihrer Gletscher und ihrer Verzweigungen die Fülle und Mannigfaltigkeit ihres Baum- und Pflanzenwuchses, welche dort, so nahe an der Grenze des ewigen Schnee's, durch ihre Pracht und Schönheit überrascht. Noch in einer Höhe von 2450 bis 3050 Meter ist die Vegetation auf den Höhen und in den dazwischen liegenden Thälern eine unglaublich reiche und üppige. Prachtvolle Bäume sind von Lianen dicht umschlungen; riesiges Farrenkraut bedeckt den Boden. Man reitet das Bergthal in seiner ganzen Länge hinan und sieht sich bald auf

dem Scheitel eines Gebirgskammes, der sich, immer breiter werdend, bis gegen den Mittelpunkt der Gebirgskette hinzieht und dann plötzlich fast senkrecht abstürzt. Von hier aus ist die große Himalayakette, die sich vor den Blicken 200 bis 300 Kilometer ausdehnt, sichtbar. Der Weg nach Dardschilling führt zuletzt wieder eine kurze Strecke den Berg hinunter. Der Reisende kann sich dabei einbilden, er überschreite die Stufen eines Amphitheaters, um dicht vor der Scene seinen Platz als Zuschauer im Schauspiel einzunehmen. Aber welch' ein Schauspiel erwartet ihn hier! Es ist das großartigste, ergreifendste, das man sich denken kann. Jenseit des Thales breiten sich 2000 bis 2500 Meter hohe, von engen Schluchten durchschnittene Berge aus; inmitten der unzähligen Gletscher streckt umgeben von fünf bis sechs hohen Spitzen, der Kinchinchinga sein in makelloser Weiße erglänzendes Haupt gen Himmel. Wie ein König von seinem Throne herab blickt er auf die um ihn geschaarten Vasallen. Seine, alle übrigen Berge weit überragende Höhe gestattet ihm, die sich bis in's Unendliche verlierende Ebene Indiens zu überschauen. Die Majestät eines solchen Anblicks vermögen unsere europäischen Alpen nicht zu bieten, so groß ihre Schönheit auch ist. Dazu denke man sich über den unermeßlichen Schneebergen den reinen wolkenlosen Himmel Indiens, die südliche Sonne und den fast tropischen Pflanzenwuchs des Vordergrundes, der gleichsam den Rahmen zu dem imposanten Gemälde abgibt, und man wird sich dann annähernd eine Vorstellung von dem Eindrucke machen können, den dieses großartige Naturschauspiel auf den aus

der monotonen Ebene Hindostans kommenden Reisenden hervorbringt.

In den geschützten Ecken der oben erwähnten Bergterrasse haben nun die Engländer die Erholungsansiedelung Dardschilling angelegt, um welche herum der Urwald überall verschwunden und durch eine parkartige Lichtung ersetzt worden ist. Dort sind Hunderte von niedlichen Villen erbaut, alle von kleinen blühenden Gärten umgeben, unter Anderen auch das Landhaus, welches der gelehrte Sprachforscher Hodgson in einer Höhe von 2264 Meter inmitten sorgfältiger Gartenanlagen, im Angesicht der Schneeketten erbaut hatte. In dieser Seehöhe bieten sie einen erfrischenden Sommeraufenthalt, denn die Nächte sind hier oben kalt, und am Tage im Sonnenschein ist die Temperatur unseren Septembertagen zu vergleichen. In allen Wohngebäuden ist ein Kamin vorhanden, der nicht blos im Winter, sondern auch im Frühjahr und Herbst bisweilen benützt wird. Dardschilling wird dadurch für die europäischen Bewohner Indiens noch mehr ein Ort der Sehnsucht, denn die Aussicht, wieder einmal Kälte empfinden zu dürfen, kann unter Umständen als ein großer Genuß betrachtet werden. Man freut sich, der Hitze der Niederung entronnen zu sein und fühlt sich neu belebt in der köstlichen Bergluft. Damit es übrigens in jenem Paradiese den Bewohnern nicht allzu wohl werde, vertreten dort die neuerdings etwas seltener werdenden Mosquitos zahllose Blutsauger von der Gattung der Kriebelmücken (Simulia), deren schmerzhafte Stiche eine geröthete Anschwellung auf der Haut hinter-

lassen. Außerdem sind Blutegel zahlreich, deren Biß zwar so wenig schmerzhaft ist, daß ein Schläfer von ihm nicht aufgeweckt wird, auch nur einen geringen Blutverlust nach sich zieht, dafür aber schwierig zu heilende Wunden hinterläßt. Auffallend ist, daß diese Blutsauger selbst noch auf Höhen von 3350 Meter angetroffen werden. Bis dorthin erstrecken übrigens von den größeren zu fürchtenden Raubthieren auch die Tiger ihre Raubzüge; selbst Elephanten werden noch auf 3000 Meter Höhe gelegentlich gefangen.

Nach dieser Abschweifung kommen wir auf die im Eingange erwähnte Reise des englischen Ehepaares zurück. Wie aus der vorstehenden Beschreibung hervorgeht, ist Dardschilling an und für sich schon ein Ort, an dessen Besuch man sich genügen lassen könnte. Die schwärmerische Frau F. wollte aber durchaus noch mehr von den Geheimnissen der indischen Alpenwelt kennen lernen, und ihr Gatte mußte endlich ihrem Drängen nachgeben. Die Reise wurde also, nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen und Zelte, Vorräthe, Diener und Führer besorgt worden waren, frischen Muthes angetreten. Anfangs ging auch Alles trefflich von statten, es wurden kurze Tagemärsche gemacht, und bei Nacht erwartete die Reisenden ein bequemes Lager unter schützenden Zelten. Allein je weiter die Karawane auf dem Gebirgskamme, welcher Sikkim von Nepal trennt, vordrang, desto verdrießlicher wurde die mit Gepäck und Proviant beladene eingeborene Dienerschaft. Von Schritt zu Schritt wurde ihr Murren lauter; eindringlich mahnten sie zur Rückkehr, denn in diesem Lande des Hungers

und der Kälte würde, wie sie sagten, die ganze Gesellschaft elendiglich umkommen. Ihre entsetzliche Prophezeiung schien nur zu bald in Erfüllung gehen zu sollen. Der Weg zur Station Yangpung nahm kein Ende, trotz rüstigen Wanderns gelang es der Karawane nicht, ihr Ziel zu erreichen. So weit das Auge reichte, erblickte man nichts als Schneegefilde, nirgends die leiseste Spur einer menschlichen Ansiedelung, und mitten in dieser Wildniß erklärte plötzlich der Führer, er habe sich verirrt. Panischer Schrecken erfaßte die ganze Gesellschaft, insbesondere die Träger, welche mit wilden kriegerischen Geberden und lauten Worten ihrem Grimme über die neugierigen Fremdlinge Luft machten, welche sie veranlaßt hätten, Gefilde zu betreten, welche offenbar von bösen Geistern bewohnt seien. Doch allmählig legte sich die Aufwallung der ersten Erregung, die erhitzten ängstlichen Gemüther wurden freundlichem Zuspruche zugänglich. Eine Berathung wurde gehalten und nach längerem Schwanken der Entschluß gefaßt, umzukehren. Die Fußspuren im Schnee dienten dabei als Merkzeichen. Es galt nach der Meinung des Führers, um sich orientiren zu können, vor allen Dingen, einen Ort wiederzufinden, den die Karawane vor wenigen Tagen mit heiterer Zuversicht verlassen hatte. Nach vielfachem Rasten erreichte unsere enttäuschte Pilgerschaar endlich die Stätte ihres letzten Nachtlagers und hatte somit wenigstens die trostreiche Aussicht gewonnen, auch die übrige Strecke des bereits einmal gemachten Weges wieder zurückzufinden, vorausgesetzt, daß der Proviant ausreichte, denn die wenigen Lebensmittel konnten nur noch eine

kurze Zeit für den Unterhalt der zahlreichen Gesellschaft vorhalten. Die Proviantkörbe waren fast geleert, die letzte Flasche Rum bereits ausgetheilt, und die nach den verschiedensten Richtungen zur Beschaffung von Nahrung entsandten Eilboten kehrten nicht zurück. Inzwischen machte sich auch der Führer, der sie in diese mißliche Lage gebracht, heimlich davon und ließ die Reisenden in größter Verwirrung und Bestürzung in der Bergwildniß zurück. Nur noch sehr langsam bewegte sich der Zug von der Stelle. Die sonst so kräftigen Eingeborenen erklärten sich außer Stande, die leichte Frau F. zu tragen, und von ihrem Gatten gestützt, wanderte dieselbe inmitten der schweigenden Prozession durch den tiefen Schnee. Alle waren bis zum Tode erschöpft, die wunden Füße hinterließen gar manche blutige Spur, die dick geschwollenen Augen vermochten den Anblick der blendenden Schneefelder nicht mehr zu ertragen, und schon brach einer der Eingeborenen zusammen und wurde nur mit Mühe wieder zum Bewußtsein gebracht. Es schien, als sollten die kühnen Reisenden für ihrer Vorwitz schwer, wohl gar mit dem Leben büßen. Die Noth war auf das Höchste gestiegen, und Jedermann verzweifelte an der Rettung. Da entrang sich plötzlich ein freudiges Hurrah den matten Kehlen der voranschreitenden Diener, denn in der Ferne tauchten die nach Lebensmitteln ausgesandten Boten auf. Sie kamen bepackt mit Eßwaaren jeglicher Art. Jetzt konnte der Rückweg mit gestärkten Kräften fortgesetzt werden. Dem Reich der Wolken sich entziehend und dem grimmen Winter erleichterten Herzens Lebewohl sagend, gelangten unsere

Engländer durch ernst-majestätische Waldungen auf ein sonniges Hochland. Menschenwohnungen waren nicht mehr ferne. Das Dörfchen Kaboschi wurde ohne Mühe erreicht, und angestaunt von den Bewohnern, hielten die wunderbaren Fremdlinge ihren Einzug in den kleinen Ort.

Quer durch Sikkim reisend eilten sie nunmehr auf kürzestem Wege ihrem zeitweiligen Wohnsitze Dardschilling zu, froh, die abenteuerliche Fahrt beendet zu haben und so leichten Kaufes davongekommen zu sein. Seitdem haben es nur wenige vom Forschungseifer getriebene Männer, aber keine neugierigen Damen mehr gewagt, in die schneebedeckten Hochgebirgswüsten des Himalaya, zu den Wohnsitzen der Götter vorzudringen.

Ein Verschollener.

Geschichtliche Episode aus dem Jahre 1809.

Mitgetheilt von

Paul Schwanfelder.

(Nachdruck verboten.)

Die Kreisstadt Perleberg im preußischen Regierungsbezirk Potsdam, an der Stepenitz, ist ein unbedeutendes Landstädtchen, das mit seinen 7000 bis 8000 Einwohnern höchst selten genannt wird. Da es weder bedeutenden Handel noch Industrie hat und von den Linien, auf denen sich der Weltverkehr bewegt, weit ab liegt. Im Jahre 1809 aber spielte sich in diesem versteckten Landstädtchen ein Ereigniß ab, welches lange Zeit nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und Frankreich das öffentliche Interesse auf's Lebhafteste beschäftigte und die Behörden immer von Neuem zur Anstellung von Untersuchungen veranlaßte. Trotzdem konnte der Schleier des darüber liegenden Geheimnisses bis auf den heutigen Tag nicht völlig gelüftet werden.

Nun ist der räthselhafte Vorgang inzwischen halb und halb in Vergessenheit gerathen; gleichwohl hat die Geschichte noch immer ihr Anziehendes nicht nur an sich

selbst, sondern auch als charakteristisches Beispiel für die damalige Rechtspflege, die politischen Zustände und überhaupt die ganzen Kulturverhältnisse Deutschlands.

Es war am 25. November des genannten Jahres, einem Sonnabend, und zwar gegen Mittag, als am Posthause in Perleberg eine mit vier Pferden bespannte Extrapost hielt. Zwei Reisende und ein Diener stiegen aus derselben und begaben sich, während der Wagen auf der Straße stehen blieb, in das Posthaus, wo sie sogleich Pferde zur Fortsetzung der Reise nach Lenzen bestellten.

Der eine der Fremden, offenbar die Hauptperson von den Dreien, zeigte schon in seinem Aeußeren, daß er den vornehmen Ständen angehöre. Es war ein noch junger, ausnehmend schöner Mann von stattlicher Erscheinung, groß und schlank von Wuchs, mit einem Gesicht, das von braunem, sorglich frisirtem Haar umrahmt, sich durch edle, wahrhaft vornehme Züge auszeichnete, namentlich durch eine hohe, freie Stirn und eine griechisch geformte Nase, welche sich in fast gerader Richtung an das Stirnbein anschloß. Der Herr war in einen prachtvollen, mit violettem Sammt überzogenen Zobelpelz gehüllt, darunter trug er einen kurzen grauen Rock mit Schnüren und auf dem Kopfe eine Pelzmütze, an seiner Brust aber blitzte ein kostbarer Brillant. Seine Begleiter, obschon sehr anständig gekleidet, ließen doch deutlich erkennen, daß sie weit unter ihm rangirten und zum Theil in geradezu abhängiger Stellung von ihm sich befanden. Der vornehme Reisende nannte sich Koch und gab sich für einen Kaufmann aus, während von den beiden Anderen der eine den Namen

Fischer führte, der dritte aber als Diener Nikolaus Hilbert auftrat.

Die Fremden speisten gleich nach ihrer Ankunft zu Mittag, aber ob im Posthause selbst oder in dem nahe gelegenen Gasthof „Zur Krone", das ist auffallenderweise bei der später eingeleiteten Untersuchung nicht festgestellt worden, wenigstens fehlt darüber in den Akten ein sicherer Anhalt. Heutzutage würde die Kriminaluntersuchung einen solchen Punkt auf's Genaueste ausforschen. Doch wir werden in der Folge noch mehr derartige Unbegreiflichkeiten finden.

Die verlangten Postpferde wurden gleich nachher wieder abbestellt, der angebliche Kaufmann Koch aber begab sich zum preußischen Kommandanten von Perleberg, dem Kapitän v. Klitzing, welcher am Markte, hinter dem Rathhause wohnte, und machte diesem die überraschende Mittheilung, daß „er sich im Posthause nicht sicher glaube" und um eine Schutzwache bitte. Diesem Ersuchen wurde alsbald Folge gegeben und der Reisende erhielt zwei Soldaten geschickt, welche ihn vor etwaigen Angriffen schützen sollten. Ob er dabei Angaben über seine vermeintlichen Verfolger gemacht und ob er überhaupt danach gefragt worden sei, davon schweigen die Akten ebenfalls. Nur auf mündlichem Wege, und zwar durch die Aussagen einer Frau Sanitätsrath K., welche bei dem Besuche Augenzeugin gewesen sein soll, hat man später erfahren, daß Koch (wie er sich nannte) bei diesem Besuche von Frost oder Angst so geschüttelt worden sei, daß er kaum die Arme bewegen konnte, um die ihm dargereichte Theetasse zu ergreifen. Er erklärte zugleich, daß er angegriffen sei und bald wieder

fort müsse. Der Kapitän gab ihm bezüglich der zu verfolgenden Reisetour die gewünschte Auskunft und versicherte ihm, daß der Weg nach Hamburg, den er einschlagen wolle, in jeder Beziehung sicher sei.

Wie schon erwähnt, wurde indeß die Abfahrt verschoben und die Reisenden blieben noch in Perleberg bis zum Abend. Auch die Gründe dieser Aenderung sind unaufgeklärt geblieben. Man weiß jedoch, daß sich an demselben Nachmittage zwei jüdische Kaufleute aus Lenzen in der Stadt aufhielten, welche ebenfalls mit Extrapost angekommen waren und erst abreisten, als die Katastrophe, die wir weiter unten erzählen werden, bereits eingetreten und die Stadt dadurch in Aufregung und Unruhe versetzt worden war. Auch diese Unbekannten verlieren sich völlig im Dunkel. In den auf uns gekommenen amtlichen Papieren findet sich nur die Bemerkung, daß diese Kaufleute ganz ehrenwerthe Leute gewesen seien. Ob, wo und inwieweit jener angebliche Koch mit diesen beiden Leuten zusammengetroffen und in Verkehr getreten sei, scheint nicht festgestellt worden zu sein, wie man denn überhaupt nicht ermittelt hat, was er bis zum Abend getrieben und wo er diese Zeit verbracht hat. Thatsache dagegen ist, daß unser Reisender gegen 7 Uhr Abends die Schutzwache wieder entließ und alsdann gegen 9 Uhr abermals Postpferde bestellte, um weiter zu fahren. Während des Aufpackens jedoch und als die Pferde schon angeschirrt vor dem Wagen standen, entfernte sich der Genannte und — kam nicht wieder. Alles Warten, Suchen, Rufen war vergebens — es ist bis zum heutigen Tage keine sichere Spur von ihm aufzufinden gewesen.

Wir müssen hier zur Erklärung der Situation eine kleine Abschweifung machen und uns die politische Situation Deutschlands vergegenwärtigen. Unser Vaterland lag damals in seiner tiefsten Erniedrigung, geknechtet und niedergetreten von der Allgewalt des Imperators Napoleon Bonaparte. Im Oktober 1808 hatte Letzterer mit dem für seine Weltherrschaftspläne ganz gewonnenen Kaiser Alexander von Rußland eine Zusammenkunft in Erfurt gehabt. Auf diesen Bundesgenossen gestützt, ging der Franzosenkaiser immer rücksichtsloser vor, und das deutsche Volk hatte unter seinen Bedrückungen schwer zu leiden. Die deutschen Regierungen waren dem allmächtigen Gebieter gegenüber zu wesenlosen Schatten herabgesunken. Nach mehreren Schlachten mit wechselndem Glücke folgte am 14. Oktober 1809 der Friede zu Wien, welcher Oesterreich 2000 Quadratmeilen Landes, sowie ungeheure Kriegssteuern kostete und Napoleon auf den Gipfel seiner Macht, seiner Selbstüberhebung und Menschenverachtung erhob.

Gerade in diese Periode fällt unsere Geschichte. Zu den Staaten, welche Napoleon's Anmaßung und Uebermuth zu fühlen bekamen, gehörte bekanntlich auch England, dessen blühenden, weitverzweigten Handel der Franzosenkaiser besonders durch die Maßregel der Kontinentalsperre zu vernichten strebte. Großbritannien zählte daher zu dessen entschiedensten Gegnern und suchte in politischer Beziehung wiederholt Fühlung mit Oesterreich.

Einer der erbittertsten Feinde Napoleon's in England war der Kriegs-, Kolonial- und Handelsminister unter Castlereagh, Harry Graf v. Bathurst. Dieser hatte

im Frühjahr 1809 einen seiner nächsten Verwandten, den Sir Benjamin Bathurst, der den Titel eines Lords führte, in geheimer Mission als außerordentlichen Gesandten der englischen Regierung an den österreichischen Kaiserhof nach Wien geschickt. In dieser Eigenschaft hatte der Letztere die gegen Napoleon und die französische Herrschaft in Deutschland gerichteten Bestrebungen der hohen österreichischen Aristokratie thätig unterstützt, noch nach der Schlacht bei Wagram (6. Juli) für die Fortsetzung des Krieges gestimmt, und selbst als der Kaiser Franz die höchst nachtheiligen Bedingungen des Waffenstillstandes zu Znaim bereits genehmigt hatte (18. Juli), in Gemeinschaft mit dem Erzherzoge Johann, dem damaligen Grafen v. Metternich und dem Lord Walpole, von Komorn aus den Kaiser zu bestimmen gesucht, diese Bedingungen zu verwerfen. Napoleon, der seine Spione und Helfershelfer überall hatte, konnte recht wohl auch von diesen englischen Beeinflussungen Kenntniß erhalten haben.

Als nun der oben bereits erwähnte Friede zu Wien zum Abschluß gekommen war, hatte die politische Sendung des Lord Bathurst daselbst ihr Ende erreicht, und er beschloß daher, nach England zurückzukehren. Daß er sich unter den damaligen Verhältnissen nicht mehr sicher fühlte, sich von dem allmächtigen Franzosenkaiser gehaßt und verfolgt glaubte und daher seine Heimreise unter großen Befürchtungen antrat, aus diesem Grunde auch statt des Seeweges über Malta den nördlichen Landweg einschlug und überdies unter falschem Namen reiste, kann nicht Wunder nehmen.

Genug, wenige Tage, nachdem in Perleberg der angebliche Kaufmann Koch auf so räthselhafte Weise verschwunden war, tauchte in verschiedenen Zeitungen die Nachricht auf, daß der Vermißte kein Anderer sei, als Lord Benjamin Bathurst, was sich in der Folge auch bestätigte. Gleichzeitig wurde die Vermuthung laut, daß der Verschwundene wahrscheinlich als ein Opfer seiner politischen Stellung gefallen sei. Diese Nachricht blieb zwar nicht ohne entschiedenen Widerspruch, allein sie fand noch viele Jahre nachher eifrige Verfechter.

Wir wollen gleich hier erwähnen, daß diese Behauptung ebenso wenig hat erwiesen werden können, wie das Gegentheil. Höchst auffallend aber muß die Art und Weise genannt werden, in welcher die Untersuchung geführt wurde. Verfolgt man das dabei angewendete Verfahren, so muß man fast zu dem Glauben hinneigen, daß die ganze Nachforschung nach dem etwaigen Mörder nur ein Scheinmanöver gewesen sei, und daß man sich absichtlich gar keine ernstliche Mühe habe geben wollen, der Sache auf den Grund zu kommen.

Der freundliche Leser wird dies unzweifelhaft selbst erkennen, wenn er im Nachstehenden dem Gange der Prozedur folgt.

Nachdem der Kommandant v. Klitzing das plötzliche Verschwinden des Reisenden erfahren hatte, ließ er zwar die Equipage und sämmtliche Effekten desselben durch ein Kommando Kürassiere in Beschlag nehmen, allein von der schleunigen Verhaftung und Vernehmung der bei dem Vorfall in Frage kommenden Personen verlautet nichts. Die

beiden israelitischen Kaufleute, deren wir oben gedacht, konnten ungehindert Perleberg verlassen, und den zwei Begleitern des Verschwundenen, dem angeblichen Fischer, sowie dem Nikolaus Hilbert ließ der Herr Kommandant zwar persönlich im Gasthof „Zur Krone" je ein besonderes Zimmer anweisen, stellte auch einen Kürassier als Wache davor, aber als Gefangene wurden Beide nicht behandelt; ihre Zimmer standen untereinander in Verbindung und sie konnten ungehindert aus- und eingehen, auch nach Belieben Besuche empfangen. Fischer, der als Sekretär des Verschwundenen galt, reiste dann am 10. Dezember mit einem von dem Kommandanten v. Klitzing auf „Kaufmann Krüger" ausgestellten Passe von Perleberg weiter nach Berlin, wohin der Diener gekommen, wird nicht angegeben; Herr v. Klitzing aber erhielt am 1. Dezember höheren Orts Befehl, daß nicht der Magistrat von Perleberg, sondern er allein die Untersuchung zu führen habe, und zwar „unter Vermeidung aller Publicität". Das ist gewiß höchst auffallend. Noch ehe diese Ordre übrigens eintraf, war der Kommandant selbst zu seinem Vorgesetzten, dem Regimentskommandeur in Kyritz, Herrn v. Bismarck, gereist, um sich für den außerordentlichen Fall Instruktionen zu erbitten; so wenig wußte er sich selber Rath.

Zuvor aber theilte er dem Bezirksvorsteher mit, daß von den Effekten des verschwundenen Fremden ein kostbarer Pelz fehle, welcher zuletzt im Posthause gesehen worden sei. Auf erfolgte polizeiliche Recherche fand man das Kleidungsstück im Keller eines Postschaffners, Namens Schmidt, versteckt unter aufgeschichtetem Brennholz, und

zwar wurde ein Sohn des Genannten, August mit Namen, ein übelbeleumundetes Subjekt, als der Dieb des später auf 200 bis 300 Thaler geschätzten Pelzes festgestellt. Diesem August Schmidt sowohl, als auch seiner Mutter, welche ihm nachweislich bei der Entwendung behilflich gewesen, machte das Stadtgericht nun allerdings den Prozeß und verurtheilte Beide zu je acht Wochen Gefängniß, allein lediglich des Diebstahls wegen, in Rücksicht auf das Verschwinden des Fremden selbst blieb das Verhör völlig resultatlos; vielleicht forschte man Seitens des Stadtgerichts diesem wichtigen Punkte gar nicht weiter nach, da eben nur der Kommandant mit der Untersuchung betraut worden war.

Die Bezirksvorsteher und Polizeibeamten stellten aber wenigstens Nachforschungen nach der Leiche des Vermißten insoweit an, als sie alle verdeckten Abzugsgräben der Stadt, sowie alle offenen Brunnen untersuchten, das die Stadt durchfließende Flüßchen, die Stepenitz, zu gleichem Zwecke abließen, ferner in den Gärten verdächtiger Häuser Visitationen hielten und auch außerhalb der Stadt in Feldern und Wäldern auf Entdeckungen ausgingen. Gleich anfangs hatte der Magistrat eine Belohnung von zehn Thalern für Den ausgesetzt, welcher den Vermißten lebend oder todt herbeizubringen im Stande sei, und als auch dies ohne Erfolg blieb, verhieß die Familie des Verschwundenen 500 Thaler Jedem, der nähere Auskunft über dessen Verbleiben geben werde, ja man ging endlich so weit, daß man zu dieser Geldprämie auch noch völlige Straflosigkeit Demjenigen zusicherte, der sich etwa aus Gewinnsucht des

Geldes und der übrigen Werthsachen des Verschollenen bemächtigt und den Leichnam verheimlicht habe. Allein auch dies war vergebens.

Nur Eines kam zum Vorschein, und das war gar wenig. Am 16. Dezember, also etwa drei Wochen nach dem Vorfall, brachten zwei arme Frauen aus Perleberg ein Paar Beinkleider, welche sie, die Innenseite nach außen gekehrt, beim Holzsuchen im nahen Walde gefunden hatten. Diese Beinkleider waren ganz durchnäßt und auf der Außenseite mit Erde beschmutzt, als habe sich ihr Träger auf dem Boden gewälzt; sie hatten außerdem zwei Löcher, die von durchgegangenen Gewehrkugeln herzurühren schienen, und in einer der Taschen befand sich ein beschriebener Zettel. Der Magistrat nahm diesen Fund, der von Jedermann auf den verschwundenen Lord zurückgeführt wurde, in Empfang und behändigte den Ueberbringerinnen einen Finderlohn von zwei Friedrichsd'or und zwei Thalern — weiter aber hörte man nichts davon. Auch der Inhalt des Zettels blieb Geheimniß, und nur soviel verlautete, derselbe sei an die Gemahlin des Lords gerichtet gewesen.

Trotz dieser beispiellosen Lässigkeit aber, mit welcher die Untersuchung betrieben wurde, blieb die Sache doch nicht völlig liegen. Dafür sorgten schon die Anverwandten des Vermißten. Mehrere derselben, darunter auch Bathurst's Gattin, trafen im April 1810 in Perleberg ein und setzten noch einmal Alles in Bewegung. Nicht nur, daß sie auf's Neue große Geldsummen für die Auffindung des Verschollenen boten, sie setzten auch selbst umfassende Nachforschungen in Scene und durchstöberten mit eigens dazu mitgebrachten

Spürhunden die ganze Gegend. Allein auch diesmal umsonst.

Während indeß Lady Bathurst noch in Perleberg weilte, trat etwas Neues zu Tage, was anfangs Licht in das Dunkel zu bringen schien und vielleicht auch wirklich gebracht hätte, wenn es zu weiteren Nachforschungen benutzt worden wäre. Im Gefängnisse der Stadt saß nämlich die Frau eines dortigen Einwohners, welche als eine übelberüchtigte und sehr verschmitzte Person bezeichnet wird, wegen verschiedener Betrügereien in Untersuchungshaft. Diese gab an, über das Verschwinden des Engländers einige Aussagen machen zu können. Vor Gericht geführt, erklärte sie, kurz nach den letzten Weihnachtstagen in dem Städtchen Seeberg, unweit Hamburg, im Wirthshause mit einem früheren Bekannten, einem Schuhmachergesellen Goldberger zusammengetroffen zu sein, der durch seine noble Kleidung und durch reichen Goldschmuck, sowie durch vieles Geld Aufsehen erregt und auf ihr Befragen, wie er zu dem Allen gekommen, gesagt habe, daß er Schweigegeld wegen des Mordes jenes Engländers erhalten hätte. Die Frau nahm indeß in einem späteren Verhöre diese Aussage wieder zurück und — das Gericht beruhigte sich dabei und verfolgte die Sache nicht weiter. Man sieht, es wurde fast Alles unterlassen, was auf eine Spur des Verbrechens hätte führen können. Kein Wunder, daß nachher die verschiedenartigsten Deutungen Platz griffen. Während die Einen es sich nicht nehmen ließen, daß Lord Bathurst aus politischen Beweggründen durch französische Agenten aus dem Wege geräumt sei, behaupteten Andere, daß der Verschwun-

dene lediglich der Raub- und Gewinnsucht irgend eines verkommenen Subjektes zum Opfer gefallen sei. Viele glaubten schon deshalb Letzteres für das Wahrscheinlichere halten zu müssen, weil die Gemahlin des Verschwundenen sich im Frühjahr 1810 persönlich an Napoleon gewandt und ihn um Auskunft über die herrschenden Gerüchte ersucht hatte, dieser aber in einer Audienz der Lady die feierliche Versicherung gegeben hatte, daß er von dem fraglichen Vorfall nichts wisse und überdies bereit sei, sie bei ihren Nachforschungen möglichst zu unterstützen. —

Vierzig Jahre hatte nun die Sache geruht, als im Frühling 1852 ein Ereigniß in Perleberg eintrat, welches die Erinnerung an das mysteriöse Verschwinden des Lords auf's Neue wachrief und zum Wiederaufschlagen der verstaubten Untersuchungsakten Veranlassung gab. Zu dieser Zeit nämlich wurde beim Abbruch eines vor der Stadt Perleberg gelegenen Hauses, unter der Schwelle eines Stalles verscharrt, ein menschliches Gerippe aufgefunden, das in einigen Theilen bereits zerfallen war und gar keine Reste einer Kleidung an sich trug. Der Schädel zeigte einen starken Hinterkopf, eine niedrige, nach hinten gebogene Stirn, die Nase in ziemlich starkem Winkel an das Stirnbein anschließend und an dem Hinterkopf eine etwa 1/8 Zoll tiefe Stelle, welche von einem darauf gefallenen Schlag herrühren mochte. Die Gebeine waren mit Mauerschutt überdeckt und der Kopf förmlich in Mauersteinstücke eingepackt.

Dieses Skelett sollte nun das jenes damals verschwundenen Lords sein. Aus den städtischen Grundbüchern er-

h man, daß das betreffende Gebäude im Jahre 1809 nem gewissen Mertens gehört hatte, welcher Hausknecht t dem mehrerwähnten Gasthof „Zur Krone“ gewesen war.)ie deshalb angestellte Untersuchung bei den Erben dieses Rannes verlief natürlich erfolglos. Genannter Mertens, ieß es, sei als ein rechtschaffener, ja gottesfürchtiger Mann ekannt gewesen, der sich als Hausknecht einiges Geld er= part habe, so daß er seinen beiden Kindern eine Mitgift on je 1000 und 800 Thalern habe zukommen lassen kön= ten, und daß er schließlich durch einen Sturz in ein angwieriges Siechthum verfallen sei, welches endlich seinen Tod herbeigeführt habe. Das war Alles, was sich fest= stellen ließ.

Die damals noch am Leben befindliche Schwester des Lords, von dem Funde benachrichtigt, machte sich alsbald auf und kam von England nach Perleberg, um die Ge= beine selbst zu besichtigen. Sie erklärte aber, nachdem sie den Schädel in Augenschein genommen, daß sie in der Form desselben, namentlich der Stirn und Nase, eine Aehnlichkeit mit der Kopfbildung des verschollenen Bru= ders nicht herauszufinden vermöge. Mit dieser Ansicht ist freilich eine stichhaltige Kritik nicht gegeben, denn zu der= artigen Beurtheilungen gehört der Scharfblick eines Sach= verständigen.

Ein einigermaßen klares Licht war also auch mit die= sem Ereigniß nicht in das Dunkel gekommen, welches über dem Verschwinden Bathurst's lagert. Möglich, daß der anfangs sich gegen Napoleon richtende Verdacht unbegründet war; möglich, daß der Lord, der im Gasthofe viel Geld

sehen ließ, die Habgier eines verbrecherischen Menschen anstachelte und entweder durch die Hand jenes Hausknechts oder wenigstens mit dessen Wissen sein Leben einbüßte; etwas Sicheres läßt sich darüber auch heute noch nicht sagen. Was aber ganz sicher und unumstößlich aus Allem hervorgeht, das ist die für die damalige Rechtspflege wenig schmeichelhafte Thatsache, daß die erforderliche Untersuchung keineswegs mit der nothwendigen Sorgfalt und Energie geführt worden ist, von einem etwa dabei in Anwendung zu bringenden Scharfsinn ganz zu geschweigen. Und so wird dieser Fall in der Geschichte auch ferner dastehen als ein ungelöstes Räthsel und als ein trauriger Beleg für die mangelhafte Kriminaljustiz Deutschlands in der Zeit seiner tiefsten Erniedrigung.

Lotterie und Lotto.

Zur Geschichte der Glücksspiele.

Von

Oswald Heim.

(Nachdruck verboten.)

Die Jagd nach dem Glücke ist so alt wie das Menschengeschlecht selbst; übt doch die — meistens trügerische — Hoffnung, ohne jede Mühe und Anstrengung zu Besitz zu gelangen, auf die meisten Menschen einen ganz fabelhaften Reiz aus. Diese Hoffnung hat denn auch die Lotterie, beziehungsweise das Lotto hervorgerufen.

Die Uranfänge der Lotterie liegen weit zurück. Schon in der Geschichte der Herakliden kommt eine merkwürdige Erzählung vor, die das Bestehen der Lotterie in jenen uralten Zeiten nachweist. In Rom erhielten bei den alten Saturnalien alle Theilnehmer, selbst die Sklaven, umsonst einen Zettel, der das Anrecht auf irgend einen Preis verlieh. Für die Einen waren es Reichthümer, für die Anderen die Freiheit, für Alle wenigstens eine Hoffnung. Auch in Griechenland wurden dem Volke bei festlichen Gelegenheiten Gaben zu Theil. In der späteren Zeit wurde es in Rom üblich, daß die Kaiser bei besonderen Veranlassungen Geschenke an Lebensmitteln und Geld unter das Volk vertheilen ließen, um sich die Zuneigung und

Treue ihrer Unterthanen zu sichern. Später ging man dazu über, jene Sachen welche vertheilt werden sollten, dem zusammengerufenen Volke von einer Bühne herab zuzuwerfen. Da aber manche Gaben, wie Oel, Wein, Getreide u. dgl., nicht ausgeworfen werden konnten, andere Geschenke hingegen von dem gierigen Volke durch die Hast, sie zu erlangen, oft vernichtet wurden, so verfiel man auf die Idee, viereckige Täfelchen von Holz oder Metall, auch wohl hölzerne Kugeln auszuwerfen, worauf das, was der Gewinner erhalten sollte, verzeichnet war. Das Werfen unter die Volksmenge und das Haschen einer Tafel oder Kugel geschah auf gut Glück. Auf den Tafeln war die Anweisung in Wachs geschrieben, die ausgehöhlten Kugeln enthielten einen Zettel; man mußte Beide auffangen. Wer einen guten Fang that, konnte sich freuen, wer nichts erhaschte, mußte leer ausgehen. Die aufgefangenen Anweisungen wurden nicht selten verkauft, was gestattet war; wer sie vorzeigte, erhielt aus den kaiserlichen Magazinen die entsprechende Gabe. Kaiser Augustus fand viel Vergnügen an diesen Lotterien. Nero veranstaltete eine Ausspielung für das Volk, wobei täglich 1000 Loose vertheilt wurden. Heliogabalus erfand eine Lotterie, bei welcher auf die Loose entweder ungemein kostbare oder winzig kleine Gewinnste entfielen. Der römische Cäsar hatte herrliche Vasen von Gold oder Porphyr, griechische Sklavinnen mit schwanenweißer Haut und Nubierinnen von kupferfarbigem Teint für die Glücklichen als Gewinn ausgesetzt, weniger Begünstigte aber gewannen irdene Krüge, geschundene Affen und keuchende Esel; Einer

gewann sechs Sklaven, ein Anderer sechs Fliegen u. dgl. Unter den römischen Kaisern kam auch die Sitte auf, bei Gastmählern versiegelte, dem Aeußern nach ganz gleichartige Briefe den Gästen zu schenken oder denselben zu verkaufen. Wurden diese Briefe geöffnet, so ertheilten sie ihren Inhabern Anspruch auf Gegenstände von dem verschiedenartigsten Werthe, z. B. auf eine Geldsumme, auf ein Purpurkleid, auf ein prächtiges Gemälde, auf einen Zahnstocher oder andere scherzhafte Kleinigkeiten. Immer aber hatte diese Sitte den Charakter einer geselligen Unterhaltung. Von den vorstehend erwähnten altrömischen Sitten schreibt sich der Gebrauch her, Glücksspiele mit Werthzeichen zu treiben. Von den Römern nahmen ihre Nachfolger, die Italiener, diese Idee an. Wenn die Kaufleute und Krämer ihre Waaren rasch und vortheilhaft an den Mann bringen wollten, ließen sie die Leute gegen geringen Einsatz eine Nummer ziehen, auf welche man einen bestimmten Gewinn erhielt. Anfangs gewann jedes Loos, später machte man aber auch Nieten, und als auch noch sonstiger Unfug und Mißbrauch mit dem vertrauensseligen Publikum getrieben wurde, schritten die Behörden ein und verboten den ganzen Handel. Aehnliche Spiele veranstalteten im Mittelalter Fürsten, indem sie ihre Hofleute aus einem Glückstopfe Anweisungen zu verschiedenen Geschenken ziehen ließen. Khair-Eddin-Barbarossa, dessen Name noch mit scheuer Ehrfurcht an den Barbareskenküsten ausgesprochen wird, machte sich mit Hilfe der Lotterie schreckliche Zerstreuungen in den Mußestunden nach seinen Raubzügen. In den Sälen seines Harems versammelte

er die gefangenen Christensklaven und ließ Nummern unter sie vertheilen, dann zog man die Loose: die Einen gewannen, daß man ihnen den Kopf abschlug, die Anderen, daß sie lebendig geschunden oder an den Schweif der Pferde angebunden zu Tode geschleift wurden.

Es lag nahe, daß man neben den Waarenlotterien bald auch Geldlotterien einführte, zumal in Italien, wo die meisten merkantilischen Anstalten und Vortheile erfunden worden sind. Selbstverständlich standen diese Glückshäfen unter strenger obrigkeitlicher Aufsicht, und man beanspruchte gleichzeitig eine Abgabe zu Gunsten der Armen oder an die Regenten. Es dauerte nicht lange, so dehnten sich die Lotterien immer mehr aus; nicht nur Privatpersonen, sondern auch die Behörden errichteten solche, deren Ueberschuß meistens zu wohlthätigen oder frommen Zwecken verwendet wurde.

In Deutschland wurde die erste Lotterie im Jahre 1521 zu Osnabrück von dem dortigen Rathe veranstaltet, doch bestanden die Gewinne nur aus Waaren, nicht aus Geld. Italienische Kaufleute veranstalteten im Jahre 1530 in Florenz eine Geld-Lotterie zum Besten des Staates; auch in Venedig finden wir um diese Zeit Lotterien, welche unter obrigkeitlicher Aufsicht veranstaltet wurden. Franz I., König von Frankreich, ließ im Jahre 1539 nach dem Muster der italienischen Lotterien eine Lotterie einrichten, deren Gewinne in Geld und Waaren bestanden, bestellte zur Beaufsichtigung amtliche Personen, machte aber zur Bedingung, daß von jedem Loose ein bestimmter Betrag vom Käufer direkt an die königliche Kasse gezahlt werde.

Das Publikum sträubte sich jedoch, diese Abgabe zu leisten, bis der König dazu überging, den Leuten durch einen anderen Lotterieplan das Geld indirekt abzunehmen. Da merkten sie die Steuer nicht und der Plan gelang.

Hiemit war der Weg, Lotterien zur Aufbesserung der Finanzen zu veranstalten, gefunden und man schritt nach und nach auf dem so erfolgreich betretenen Wege weiter. In England erschien die erste Lotterie im Jahre 1569; sie bestand aus 400,000 Loosen, von welchen jedes 10 Schillinge kostete. Die Preise bestanden nicht allein in Geld, es waren auch die verschiedenartigsten Waaren unter den Gewinnen, besonders Silbergeräth. Die Ziehung fand vor dem westlichen Portale der St. Paulskirche statt und dauerte, da man alle Nummern, auch die Nieten zog, Tag und Nacht hindurch vom 11. Januar bis zum 6. Mai. Der Reinüberschuß ward zur Verbesserung der Staatsgebäude und der Seehäfen im ganzen Lande verwendet. In Deutschland zog im Jahre 1581 Michael Grünberger von Straubing von Stadt zu Stadt und richtete überall einen sogenannten Glückshafen auf; er führte über sein redliches Betragen gute Zeugnisse bei sich und ließ sich überall von den Magistraten Leute beiordnen, welche auf ihn Acht gaben, damit bei den Spielen kein Betrug mit unterlaufe. In Hamburg wurde im Jahre 1611 zur Errichtung eines Zuchthauses eine Lotterie vorgeschlagen, welche auch die Genehmigung des dortigen Rathes fand. Eine weitere Lotterie fand in London im Jahre 1612 zum Besten der englischen Kolonien statt. Georg Kupferschmied von Köln wanderte im Jahre 1628 den Rhein herauf,

von Stadt zu Stadt und von einer Messe zur anderen. Er führte einen „aufrichtigen Glückshafen" mit sich, in welchen die Nummern der auszuspielenden Sachen gelegt wurden. Darunter befanden sich allerlei schöne silberne und vergoldete Trinkgeschirre, schöne Pferde, Pistolen, Musketen, Feldzeichen mit goldenen und silbernen Spitzen, schöne Gemälde niederländischer und deutscher Meister, Spiegel und viele andere Gegenstände. Der Unternehmer gab gewöhnlich den hundertsten Pfennig der Einsatzgelder für die Armen.

Zu großer Bedeutung gelangten die Lotterien in Frankreich. Im Jahre 1644 kam der Genuese Lorenzo Tonti nach Paris und legte bei dem damals in Frankreich herrschenden Geldmangel den Plan zu einer Lotterie vor, der auch im Jahre 1656 die königliche Genehmigung erhielt. Von dem Betrage sollten 540,000 Livres zur Erbauung einer steinernen Brücke und zur Herstellung einer Wasserleitung verwendet werden. Diese Lotterie scheiterte aus Mangel an Betheiligung. Erst im Jahre 1660, als das Friedensfest und die Vermählung des Königs Ludwig XIV. gefeiert wurden, kam die erste Lotterie nach dem Plane Tonti's in Paris zu Stande; sie ward öffentlich gezogen unter Aufsicht der Polizei; der Einsatz kostete einen Louisd'or. Der höchste Gewinn betrug 100,000 Livres, und diesen gewann der König, der ihn aber nicht annahm, sondern der nächsten Ziehung zuwies, zu der er aber kein Loos nahm, damit ihm dasselbe Glück nicht noch einmal widerfahre. Von jetzt ab wurden alle Privatlotterien bei schwerer Strafe verboten; es

gab fortan nur die „königlichen Glücksspiele“, von deren Ertrag öffentliche Gebäude errichtet wurden, sowie auch die Kirche St. Sulpice große Zuschüsse zu ihrem Bau erhielt.

In Nürnberg fand die erste Lotterie im Jahre 1715 statt; in Berlin wurde die erste Lotterie im Juli 1740 gezogen. Sie bestand nur aus einer Klasse und umfaßte 20,000 Loose; jedes Loos kostete 5 Thaler, so daß der ganze Einsatz 100,000 Thaler betrug. Hiebei waren 4028 Gewinne vorhanden, von denen der größte ein Haus im Werthe von 24,000 Thalern war. Die Möglichkeit einer bequemen indirekten Steuererhebung, wie sie durch die Lotterie gegeben ist, hat die meisten Staaten im Laufe der Zeit die Lotterien nicht blos dulden, sondern sogar begünstigen lassen; ja es haben später die Regierungen die Lotterie als ihr Monopol betrachtet, und demzufolge ist in fast allen Staaten, welche eigene Lotterien, jetzt meistens Klassen-Lotterien genannt, betreiben, der Vertrieb der Loose fremder Lotterien, sowie das Spielen in ausländischen Lotterien bei Strafe verboten. Nur wenige Staaten haben es über sich vermocht, auf diese Einnahmequelle zu verzichten.

Das Zahlenlotto, kurzweg Lotto genannt, war früher in fast allen europäischen Staaten ein beliebtes Spiel und wurde erst durch die Einführung der Klassenlotterie verdrängt. Gegenwärtig besteht es in seiner ursprünglichen Form nur noch in Oesterreich und Italien. Als Erfinder des Lotto's gilt der bereits erwähnte Lorenzo Tonti, welcher Professor der Mathematik in Genua war und zugleich der Begründer der Leibrenten-Banken, nach ihm

Tontinen genannt, ist. Im Jahre 1618 war er von einem seiner Freunde, dem Rathsherrn Benedetto Gentile, um ein Mittel angegangen worden, eine bequemere und einfachere Form, als bisher bei den Wahlen zur Ergänzung des großen Rathes üblich war, zu ersinnen. Tonti schlug vor, die Namen der 90 wählbaren Kandidaten in einen Topf (seminario) zu werfen und am Wahltage hieraus fünf beliebige Namen hervorziehen zu lassen. Die neue Wahlart wurde angenommen, und es gab nun Viele, welche auf die fünf Namen, die herauskommen würden, wetteten, d. h. sie setzten nach Belieben ein Stück Geld auf einen, zwei oder drei Namen. Wurden diese zufällig gezogen, so gewannen sie das Doppelte oder Dreifache ihres Einsatzes. Die Unternehmer dieses neuen Spieles aber, die Bankiers, gewannen stets; sie hatten höchstens das Dreifache des von 5 Personen gemachten Einsatzes zu zahlen, während der Einsatz der übrigen 85 in ihre Tasche floß. Der genuesische Staat erkannte sehr bald den Vortheil dieses neuen Wahlspiels und übernahm im Jahre 1620 selbst die so vortheilhafte Bank zu diesen Wetten; bald aber wettete man nicht mehr auf die Namen der Wahlkandidaten, sondern auf Nummern, die man aus den Zahlen 1 bis 90 zog. Diese Wettbank des genuesischen Staates ging, als jene Wahlen aufhörten, in unser heutiges Zahlenlotto über. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts beschränkte sich das Lotto auf Genua. Da aber alle Reisenden von diesem genuesischen Lotto (Lotto di Genova) sprachen, so bestellten die Genueser zu ihrem eigenen Vortheile in verschiedenen großen Städten Bankhalter, welche Einsätze ent-

gegennahmen. Wer nur auf eine Nummer wettete, besetzte einen sogenannten Auszug. Zwei, drei, vier und fünf Nummern hießen Ambo, Terno, Quaterne und Quinterne. Unter Umständen konnte das Achtzehnfache des Einsatzes gewonnen werden, wobei aber zwei Prozent für den Bankhalter abgingen.

Als das Lotto auch in anderen Staaten Europa's Eingang fand, machte es sich schnell ebensowohl bei den Finanziers als beim Volke beliebt. Das Lotto war ganz dazu geschaffen, die Begierde zu gewinnen beim Volke zu erregen, und es dauerte denn auch gar nicht lange, so griff, namentlich in Rom, die Spielsucht so übermäßig um sich, daß Papst Benedikt XIII. das Einsetzen in das Genueser Lotto bei Strafe des Bannes für die Spieler und Einnehmer des Geldes verbot; diese Drohung that aber nicht die gewünschte Wirkung.

In Oesterreich wurde das Zahlenlotto im Jahre 1752 eingeführt, und es fand die erste Ziehung am 21. Oktober des genannten Jahres in Wien statt. Das Lotto war zuerst dem Grafen Octavio Cataldi in Pacht gegeben, dann während der Jahre 1770 bis 1786 erhielt es das Bankhaus Baratta und Comp., welches dafür eine jährliche Pachtsumme von 400,000 fl. an den Staat entrichten mußte. Diese Summe wurde später auf 425,000 fl. erhöht. Außerdem hatte das Bankhaus die Verpflichtung, von dem Reingewinne noch den vierten Theil an das Aerar zu zahlen und fünf Jungfrauen, deren Nummern gezogen würden, vollständig auszustatten. Zu diesem Zweck war zu jeder der 90 Zahlen bei jeder Ziehung

ein Mädchen vorgemerkt. Diese von Maria Theresia getroffene Bestimmung fiel aber schon nach drei Jahren wieder fort. Am 27. Oktober 1787 hob die Regierung das Pachtverhältniß auf und betreibt seit dieser Zeit das Lotto selbst. Die Reineinnahme, welche gegenwärtig dem österreichischen Aerare aus dem Lotto zufällt, beträgt zwischen 9 und 10 Millionen Gulden jährlich.

Auch nach Deutschland wanderte schließlich die Zahlenlotterie ein. In Berlin wurde am 31. August 1763 das erste Zahlenlotto nach Angabe des Johann Anton Kalzabigi gezogen. Derselbe hatte sich schon in Italien durch mancherlei Projekte bekannt gemacht und war zum preußischen geheimen Finanz- und Kommerzienrath ernannt worden. Die Ziehung geschah in der Wilhelmsstraße in Gegenwart des Kommandanten und des Stadtpräsidenten. Im Jahre 1763 wurde das Lotto in Bamberg, Würzburg und München, im Jahre 1769 in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth eingeführt. Seit dem Jahre 1773 betrieb es der bayrische Staat auf seine eigene Rechnung. Der Erste, welcher trotz des reichen Ertrages, den das Lotto den Unternehmern gewährte, auf diese Einnahme aus Rücksicht auf den moralischen Schaden, welchen das Volk durch das Spiel litt, verzichtete, war Franz Ludwig v. Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg; im Jahre 1786 hob er das Lotto in seinen beiden Fürstenthümern auf. Aus diesem Anlasse erschien ein mit einem Kupferstiche geziertes Flugblatt, welches den Titel führt: „Bemerkenswürdige Erinnerung für Kinder und Kindes Kinder der aus großer Alteration verschiedenen Madam Lotto, eine ge-

bohrne Lucifer; sie wurde zu Genua an einen Panditen und Erzbösewicht vereheliget und nachdem sie auf viel übler Anstiftung aus Genua gepeitschet, ihr ganz Italien verwiesen, und nebst ihren übelgesinnten Kindern nach Teutschland geführt worden, hatte sie sich an verschiedenen Orten häuslich niedergelassen, um vom Taglöhner bis zum Fürsten, Menschen unter dem Schein des Glücks, Hofnung und Gedult, bis zur Verzweiflung zu führen, wurde sie zu Ende dieses Jahres in der Stadt Würzburg gefänglich eingezogen, woselbst sie am Schlage gestorben, und mit einer ungewöhnlichen Leichenprozession (wie beigefügtes allegorisches Kupfer zeigt) beerdiget worden, anderen zum Abscheu und Exempel." In Anspach wurde das Lotto im Jahre 1801 von Preußen aufgehoben; in Frankreich hörte es wie auch die Lotterie mit dem Jahre 1835 auf. Laut Beschluß der deutschen Nationalversammlung sollte das Lotto in allen deutschen Staaten abgeschafft werden; in Bayern hat es jedoch bis zum Jahre 1861 noch fortbestanden, und Oesterreich erfreut sich, wie bereits erwähnt, desselben heute noch.

Der Charakter des Lotto's ist eine Wette; sein Wesen besteht immer noch darin, daß aus den Zahlen 1 bis 90, welche sich in einer Urne befinden, fünf Gewinn-Nummern gezogen werden. Der Spieler wettet gegen eine von ihm bestimmte Summe, daß eine oder mehrere seiner Nummern gezogen werden. Die Lottokasse nimmt diese Wette an und setzt eine bestimmte Summe dagegen. Vor der Ziehung besetzen die Spieler beliebige Zahlen mit beliebigen Beträgen. Die gezogenen Nummern erhalten die darauf ge-

setzten Beträge so und so viel mal vervielfacht ausgezahlt, je nachdem eine einzelne Nummer oder zwei derselben zusammen (ein Ambo), oder drei zusammen besetzte (ein Terno), oder vier (eine Quaterne), oder gar alle fünf (eine Quinterne) zusammen besetzt worden sind. Außer den eben genannten Kombinationen kann man auch die Stelle besetzen, d. h. eine einzelne Nummer mit der Bestimmung, daß sie von den gezogenen fünf Nummern die erste, zweite, dritte, vierte oder fünfte sei (Estrato). Alle Einsätze, welche auf die nicht gezogenen 85 Nummern gemacht worden sind, verfallen zu Gunsten der Lottokasse.

Da bei dem Lotto die Einsätze so gering gemacht werden können, daß auch der Unbemittelte sich an dem Spiele betheiligen kann, die Zahl der Spielenden mithin immer eine sehr große ist, da ferner die Ziehungen einander sehr rasch folgen, so leuchtet ein, daß die in dem Lotto zum Umsatze kommenden Summen ganz ungeheure sind. In dem Umstande aber, daß die Spiellust — die Hoffnung, ohne Arbeit reich zu werden — durch das Lotto gerade in denjenigen Kreisen erregt wird, welche nur durch die Arbeit ihre äußeren Verhältnisse verbessern können, und daß durch die rasche Wiederholung der einzelnen Spiele jene verderbliche, zur Leichtfertigkeit und Unzufriedenheit führende Richtung immer neue Nahrung erhält, liegt das Unmoralische und Schädigende, welches untrennbar mit dem Lotto verbunden ist.

Mannigfaltiges.

Eine gewandte Entscheidung. — Die Fürstin Daschkoff erzählt in ihren Memoiren eine Anekdote, welche für die Lebensklugheit und Gewandtheit der Kaiserin Katharina II., wie auch für das russische Streberthum charakteristisch ist. Am vierten Tage nach der Revolution, welche Peter III. entthronte und Katharina zur Regentin des großen Zarenreiches machte, befand sich die Kaiserin in ihrem Zimmer, als der General Betskoi, einer der Verschworenen, mit allen Zeichen der höchsten Aufregung hereinstürzte, sich der Kaiserin zu Füßen warf und sie mit heftigen Worten beschwor, zu gestehen, wessen Einfluß sie ihre Thronbesteigung verdanke. „Ich verdanke sie Gott und der Wahl meines Volkes," erwiederte Katharina. — „Dann," rief Betskoi verzweiflungsvoll aus, „darf ich auch nicht länger dieses Ehrenzeichen tragen," und dabei wollte er sich das Band des St. Alexanderordens abreißen. „Ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt," fuhr er heftig fort, „der Elendeste der Elenden, wenn Ihre Majestät nicht in mir die einzige Person anerkennt, der Sie Ihre Krone verdankt. Habe ich nicht die Garden zur Empörung angereizt? Habe ich nicht Geld unter das Volk vertheilt?" — Die Kaiserin glaubte, Betskoi sei verrückt geworden und begann sich in seiner Nähe unsicher zu fühlen, denn sein aufgeregtes Wesen ließ das Schlimmste befürchten. Mit jener Geistesgegenwart aber, die sie in keiner Lebenslage verließ, fand sie ein komisches Auskunftsmittel, um sowohl die Eitelkeit und

Habsucht Betskoi's zu befriedigen, als auch auf billige Weise ihrer Verpflichtungen gegen den einflußreichen Mann ledig zu werden. „Nun wohl," sagte sie, „ich bekenne die volle Ausdehnung meiner Verpflichtungen, und da ich allein Ihren Bemühungen die Krone verdanke, so kann ich auch Niemand besser die Sorge für die Verfertigung derselben übertragen. Ihnen also vertraue ich dieses Amt und stelle alle Juweliere meines Reiches unter Ihre Oberaufsicht." Betskoi erhob sich unter tausend Danksagungen und eilte in größtem Entzücken aus dem Gemach, um überall die Nachricht zu verbreiten, daß er eine seinen Verdiensten angemessene Belohnung erhalten habe. Die Kaiserin aber lachte herzlich über die Eitelkeit und die Thorheit Betskoi's.

F. Z.

Ein zähes Leben. — Die medicinische Zeitschrift „Le Praticien" berichtete kürzlich über die zähe Lebenskraft des aus der Normandie stammenden Offiziers François de Civille, der im Jahre 1562 an der Vertheidigung von Rouen Theil nahm. Er erhielt am 15. Oktober einen Arkebusenschuß, dessen Kugel ihm den rechten Unterkiefer zertrümmerte und am Nacken wieder hinausfuhr. Er stürzte von der Brustwehr in den Wallgraben hinunter und wurde nebst noch einem todt neben ihm liegenden Soldaten an derselben Stelle begraben. Dies geschah etwa um die Mitte des Tages. Spät am Abende hörte der Diener Civille's von dem Ende seines Herrn und erhielt von dem Gouverneur der Stadt die Erlaubniß, die Leiche an einen würdigeren Bestattungsort zu schaffen. Der Diener grub beide Leichname aus, aber ihre Gesichter waren von Wunden so entstellt, daß er seinen Herrn nur an einem Diamantringe erkannte, der an einem Finger geblieben war. Er fühlte, daß der Körper noch warm war und brachte ihn zu den Garnisonärzten, die jedoch mit einem Todten ihre Zeit nicht versäumen wollten. Der treue Diener gab die Hoffnung nicht auf, sondern schaffte den

Herrn in seine Wohnung und schickte nach dessen Verwandten, ebenso nach zwei Aerzten und einem Chirurgen. Nach vielen Bemühungen kehrte das Leben zurück, aber Tage lang raste Civille im heftigsten Fieber; als er sich elf Tage nach seinem Begräbnisse langsam erholte, wurde Rouen gestürmt, und das Getöse auf den Straßen führte von Neuem Fieber und Toben des Kranken herbei. Ein Offizier der siegreichen königlichen Armee quartierte sich in Civille's Hause ein und ließ den ihm unbequemen Kranken ohne Weiteres zum Fenster hinauswerfen. Dieser stürzte auf einen Düngerhaufen, wo er im Hemd drei Tage und Nächte lag, bis ihn einer seiner Verwandten auffand und nach einem Schlosse in der Umgegend von Rouen schaffte. Nach wenigen Monaten trat Civille gesund wieder in seine Truppe ein. Er erreichte ein Alter von achtzig Jahren und starb an einer Erkältung, die er sich dadurch zuzog, daß er eine frostige Nacht hindurch unter den Fenstern einer jungen Dame zubrachte, in die er sich „sterblich" verliebt hatte. N.

Ein unüberlegter Thurmbau. — Im Jahre 1661 schlug der Blitz in die Thurmspitze der St. Marienkirche in Berlin und setzte sie in Flammen. Die Gefahr für die Kirche und den Stadttheil war um so größer, als gerade hier die Straßen eng und winkelig sind, und damals die Häuser fast durchweg aus Fachwerk bestanden. Im Augenblicke der größten Gefahr verfiel Feldmarschall Otto Christoph v. Sparr auf das Radikalmittel, die brennende Thurmspitze mit Kanonen herunter zu schießen. Er that es, und rettete damit die Kirche, ja vielleicht den ganzen Stadttheil. Aber die Sache hatte ein verhängnißvolles Nachspiel.

Der außerordentlich kirchlich gesinnte Feldmarschall hielt sich in seinem Gewissen für verpflichtet, den durch ihn heruntergeschossenen Thurm auf seine Kosten wieder aufzubauen. Er that es, gerieth aber dadurch in solchem Grade in Vermögensverfall,

daß er als ganz armer Mann starb, dessen Hinterbliebene noch sieben Jahre nach seinem Tode um die Begräbnißkosten gemahnt werden mußten. Schon bei Lebzeiten hatte Otto Christoph v. Sparr in der Marienkirche sich ein Marmor-Grabdenkmal errichten lassen, welches heute noch an der Nordseite des hohen Chores prangend, die Hauptsehenswürdigkeit der Marienkirche bildet und für Berlin das vorzüglichste Skulpturwerk der Periode vor A. Schlüter ist. Das ganze Denkmal wurde bei Lebzeiten Sparr's vollendet, auch die Inschrift, letztere natürlich mit Weglassung des Todesdatums. Die Erben, Seitenverwandte, denn die Linie der Lichterfelder Sparr's erlosch mit dem Feldmarschall, waren über die geringe Erbschaft so erzürnt, daß sie es nicht einmal der Mühe werth hielten, diese Lücke ausfüllen zu lassen. Die Stelle, an welcher das Todesdatum, der 9. Mai 1668, stehen sollte, ist noch heute leer! Dagegen stifteten die noblen Erben eine Art Spott-Gedächtnißtafel, die auch noch in der Marienkirche im südlichen Seitenschiffe hängt, mit der Inschrift: „Lukas 14, Vers 28 und folgende. Wer ist aber unter Euch, der einen Thurm bauen will, und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er es habe, hinauszuführen? Auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat und kann es nicht hinausführen, Alle die es sehen, anfangen, seiner zu spotten und sagen: Dieser Mensch hob an zu bauen und kann es nicht hinausführen." R.

Echte Musik beim Trinken. — Wie der Feinschmecker beim Essen, so läßt sich der verständige Trinker beim Trinken nicht gern durch sogenannte Tafelmusik stören. Wer das Trinken zur Kunst ausgebildet hat, der kennt andere musikalische Genüsse, als das Schmettern der Trompeten und das Gesäusel der Violinen. Schon der Ton beim Abklopfen des Lackes von der Mündung der Flasche ist so ganz eigenthümlich, mit keinem anderen Tone zu vergleichen und hat etwas Ahnungsvolles, Ver-

heißendes. Dann bohrt sich des Korkziehers stählerne Spirale pfeifend in den Pfropfen und dann wieder fährt, von kräftiger Hand gezogen, der Kork aus dem Halse der Flasche mit vollem Tone. Kenner behaupten, daß es keinen Ton in der Welt von gleicher Fülle gibt. Auch der Klang, den die Flasche vernehmen läßt, wenn man sie auf den Tisch niedersetzt, tönt herrlich in das Ohr des Trinkers. Nichts aber geht über die Musik beim Einschenken, wenn die Luft in die Flasche hinein und der Wein voll Ungeduld heraus will — das bezeichnet ein alter Virtuose des Trinkens in einer geistvollen Abhandlung „Vom Durste und dessen Behandlung" als „die schönste Melodie der Flüssigkeit". „Nimmt man dazu," bemerkt er weiter, „noch das Klingen der Gläser beim Anstoßen, so hat man eine Reihe von Tönen, aus denen ein geistvoller Musikus, wenn ihn nur einiges Gefühl für das Nasse beseelt, eine wirkungsvolle Symphonie voll Anmuth und Würde machen könnte." Bl.

Man muß sich zu helfen wissen. — Als der berühmte englische Reisende Sir Samuel Baker sich im Jahre 1861 zur Aufsuchung der Nilquellen in Abessinien befand, ging ihm sein Vorrath von Seife aus, was ihm bei der furchtbaren Hitze und der daraus resultirenden starken Transpiration große Unbequemlichkeiten bereitete. Nicht im Stande, sich ordentlich von Staub und Schweiß zu befreien, litt er unter dem Klima doppelt, und dieser Zustand wurde schließlich so unerträglich, daß er beschloß, sich unter allen Umständen Seife zu verschaffen. Dazu bedurfte er, in Ermangelung von Aetzkali oder Aetznatron, Potasche, Kalk und Fette, welch' letztere in reichlicher Menge vorhanden waren. Ein Theil des Fettes der von ihm getödteten Nilpferde, Elephanten, Löwen und Rhinozerosse wurde zur Seifenfabrikation ausersehen. Sodann ließ er von seinen Begleitern eine Anzahl Bäume fällen, zu Scheitern spalten und einen großen Scheiterhaufen errichten, durch dessen Verbrennung er eine Quantität guter Holz-

asche erhielt, die er mit Wasser anrührte und die so gewonnene Lauge durch Kochen kondensirte. Er hatte nun Potasche — aber Kalk fehlte noch. Im Flusse fanden sich Tausende von Schalen abgestorbener Flußmuscheln, diese ließ er sammeln, um daraus Kalk zu brennen. Nun fehlte ihm aber ein Kalkofen, und einen solchen zu errichten bot unüberwindliche Schwierigkeiten. Was war zu thun? Da fiel dem erfindungsreichen Reisenden ein, die mächtigen, bis fünf Meter hohen und aus Thon sehr fest hergestellten Termitenbauten als Kalkofen zu benützen. Zwei Eingeborene unternahmen es, einen solchen Termitenbau von seinen Bewohnern zu befreien und bis auf die äußere Wand auszuhöhlen, was keine leichte und ungefährliche Arbeit war. Indessen — sie gelang, der hohle Termitenbau ward mit Holz und Muschelschalen gefüllt, das Holz angezündet und nach vierundzwanzig Stunden lieferte dieser sonderbare Kalkofen eine Quantität ausgezeichneten Kalkes. Nun begann die Seifensiederarbeit. Ein großer egyptischer Kupferkessel wurde als passendstes Gefäß dazu ausersehen, Fett, Potasche und Kalk in den richtigen Verhältnissen gemischt, hineingethan und Stunden lang gesotten unter beständigem Umrühren. Nach Ueberwindung aller dieser Schwierigkeiten und angestrengten Arbeiten hatte Samuel Baker die Freude, 40 Pfund ausgezeichneter Seife zu gewinnen, die ihm in seiner Lage von unschätzbarem Werthe war. F. Z.

Racine's Tragödie „Phädra" einen Mißerfolg zu bereiten, waren Seitens der Gegner des Dichters unerhörte Kabalen geschmiedet worden. Kaum hatte sich das Gerücht verbreitet, derselbe bearbeite das Drama des Euripides für die französische Bühne, als auch schon Pradon, der persönliche Feind des Poeten, von der Herzogin von Bouillon, dem Herzoge von Nevers und anderen Personen des Hofes, die Racine übel wollten, den Auftrag erhielt, dasselbe Thema zu behandeln. Pradon setzte sich auch flink an die Arbeit und brachte sein Stück

in weniger als drei Monaten zu Ende, immerhin aber nicht früh genug, um es vor demjenigen Racine's in Scene gehen zu lassen, es konnte vielmehr erst am 7. Januar 1677, sechs Tage nach der Racine'schen Tragödie zur Aufführung gelangen. Um nun dennoch ein Fiasko der letzteren zu Stande zu bringen, wurden, wie Boileau berichtet, 15,000 Livres geopfert, womit man wenigstens erreichte, daß Racine's Stück zum ersten Male infolge des Lärmens und Pfeifens der bezahlten Skandalmacher, trotz des großartigen Spiels der Madame Champmeslé, nur mühsam zu Ende gespielt zu werden vermochte. Dasselbe Schicksal widerfuhr aber auch dem Pradon'schen Erzeugniß, welches sich überhaupt nicht lange auf dem Repertoire erhielt, während das Werk Racine's bekanntlich noch heute bewundert wird. L. M.

Die Kraft der Insekten, die geradezu erstaunlich ist, prüfte der französische Naturforscher Plateau durch eine Reihe sinnreicher Vorrichtungen und Miniaturwagen. Bei diesen Versuchen stellte es sich heraus, daß die kleinsten Insekten im Verhältniß die stärksten sind. Besonders niedlich ist das Geschirr für Maikäfer. Das Thier wird mittelst desselben an einen Faden gespannt und hebt damit ein Schälchen, das mit Grammgewichten beschwert ist. Auf diese Weise stellte Plateau fest, daß ein Maikäfer im Verhältniß 21mal mehr zu ziehen vermag, als ein Pferd, während die Biene 30mal mehr zieht. Das Pferd schleppt $^{6}/_{7}$ seines Gewichts, der Maikäfer das Vierzehnfache, die Biene gar das Zwanzigfache. Mit anderen Worten, ein Maikäfer zieht mit Leichtigkeit 14 seines Gleichen und entwickelt im Verhältniß beinahe dieselbe Kraft, wie eine Lokomotive. R.

Gerichtsverfahren der Eskimo. — Hat ein Eskimo einen anderen schwer beleidigt — vielleicht seine Fangleinen zerschnitten, seine Hunde verletzt — so wird er vor den Angekok (Zauberer, Priester) gefordert. Die Freunde der Parteien und

die Müßigen aus weiter Umgegend versammeln sich am Sitze der Justiz. Der Ankläger erhebt sich und macht als Einleitung einigen Lärm mit einer Seehundsrippe auf einem Tamtam. Dann geht er zur Anklage über und bringt in langen Tiraden alles Nachtheilige und Lächerliche vor, was sich über den Gegner auftreiben läßt. Der Angeklagte verharrt in Schweigen; aber sowie der Andere pausirt und ein Nachspiel auf seinem Instrumente macht, ertönt von Freunden und Gegnern ein lautes Beifallsgeschrei. Hiedurch angestachelt und im eigenen Feuer heiß geworden, beginnt der Ankläger seine Angriffe von Neuem, und seine Beredtsamkeit wird mehr und mehr ausschweifend und anzüglich, bis er endlich vor Erschöpfung, oder weil sein Schimpfwörtervortrag nicht weiter reicht, aufhören muß. Nun tritt der Angeklagte auf und gibt Alles reichlich zurück, unter abwechselndem Lauschen und Applaudiren der Zuhörerschaft. Sind die homerischen Debatten geschlossen, so machen die Angekoks ihren Hokuspokus und legen entweder dem Angeklagten für sein Vergehen, oder dem Ankläger wegen grundloser Verfolgung eine Buße auf.

R. O.

Kaiser Friedrich III. (1440 bis 1493) hielt noch in seinem Greisenalter einen glänzenden Reichstag zu Regensburg. In einer Sitzung auf dem Rathhause fing der alte Kaiser allmählig zu schlafen an, setzte aber vorher mit bedeutungsvoller Miene seine Schlafhaube auf, die er stets bei der Hand hatte. Der Erzbischof von Salzburg, ihm nicht ferne sitzend, wagte es, ihn vor der Versammlung zu wecken und sprach: „Mein gnädigster Herr, ich bin zwar nicht hier, daß ich Eure kaiserliche Gnaden vom Schlafe erwecken soll, sondern daß ich Dieselbe aufmuntern möge zum vorhabenden Werk, weshalb wir Alle da beisammen sind, und um des gesammten Vaterlandes deutscher Nation und des heiligen römischen Reiches willen ich Eure kaiserliche Gnaden frisch und anmuthig machen will.“ Ueber diese Kühnheit er-

eiferten sich viele Fürsten. Der Kaiser aber sprach gelassen: „Lasset ab, denn, wenn ich so lange sitz' in meinem schweren Alter, so geht mir der Schlaf zu und er hat Recht mich zu erwecken." Dr. L.

Ein originelles Kochbuch. — Im Jahre 1738 verfaßte Le Bas ein Buch „Le Festin joyeux oder die Küche in Musik", um den Damen die Mittel zu erleichtern „singend Ragouts und Saucen zu bereiten". Jedes Rezept zu einem Gericht ist ein regelrechtes Couplet mit Angabe der Melodie, nach welcher dasselbe zu singen. Neu komponirte Melodien zu den Weisen finden sich am Ende des Buches, dessen Inhalt sich aber nicht allein auf die Herstellung der Speisen, sondern auch auf die Entwerfung aller möglichen Menus, auf die Anordnung eines Festmahles, auf die Instruktion der Diener, kurz auf Alles bezieht, was bei Herstellung großer Gastereien nothwendig ist. R. F.

Der letzte Nachkomme Cola Rienzi's, des berühmten Tribunen, dessen Leben (nach Bulwer's Roman) das Libretto zu der bekannten Oper Richard Wagner's geliefert hat, erschoß sich im Oktober des Jahres 1843 in Paris. Wie sein Ahn war auch er ein ausgezeichneter, aber unglücklicher Mann. Zuerst kämpfte Domani Rienzi für die Griechen und wurde wegen seiner Tapferkeit von Alexander Ypsilanti besonders hochgeachtet; später begleitete er den berühmten Seefahrer Dumont auf seiner Reise um die Erde und hatte sich in den letzten Lebensjahren mit großem Erfolge der Schriftstellerei gewidmet, als er durch den gleichzeitigen Tod seiner Frau und seines Kindes, die bei einem Eisenbahnunfalle um's Leben kamen, so sehr erschüttert wurde, daß ein Schlaganfall ihm die eine Körperhälfte lähmte. Um in diesem unglücklichen Zustande, der seiner Thätigkeit ein plötzliches Ziel setzte, nicht weiter zu leben, erschoß sich der Aermste. J.

Eine Umschreibung. — Im städtischen Museum zu Salzburg befindet sich ein Richtschwert aus dem 17. Jahrhundert,

auf dessen Klinge folgende sinnige Inschrift zu lesen ist: „Wer was findt, eh' dasz es verlohren vnd was kaufft, eh' dasz es feil ist, der stirbt, eh' dasz er krank wird." R.

Festungen nimmt man nicht mit dem Finger. — Der Pater Joseph stand in besonders hoher Gunst beim Kardinal Richelieu und hatte die Kühnheit, wenn er zugegen war, sich in alle Gespräche zu mischen, die Richelieu mit angesehenen Personen führte. So konferirte der Herzog Bernhard von Weimar eines Tages beim Kardinal über einen Feldzug in Deutschland. Pater Joseph trat herein und that ungebeten ebenfalls seinen Rath hinzu. „Sehen Sie, Herr Herzog, erst nehmen Sie diese Festung," damit zeigte er auf die Landkarte, „dann nehmen Sie diese, dann diese —" — „Pardon, Herr Pater," unterbrach ihn Herzog Bernhard fein lächelnd, „Festungen nimmt man nicht mit dem Finger!" J.

Ein sonderbares Kopfkissen. — Als der spätere König Ludwig I. von Bayern im Jahre 1786 zu Straßburg, wo sein Vater, der Herzog Max Joseph von Zweibrücken, französischer General war, geboren wurde, dachten sich die alten Grenadiere des Letzteren eine sonderbare Huldigung aus. Sie schnitten sich nämlich sämmtlich die Schnurrbärte ab und ließen damit ein Kissen polstern, welches sie dem Neugeborenen verehrten. Das kleine Haupt desselben wurde auch darauf gebettet, doch wurde leider nicht bekannt, ob auch seine ersten Träume infolge dessen besonders kriegerische waren. L. M.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9246

